MARIA GRENGG · DIE KINDLMUTTER

MARIA GRENGG

DIE KINDLMUTTER

ROMAN

BÜCHER FÜR ALLE
Die Bibliothek moderner Romane
HEIDELBERG/MARBACH a. N.

Palladium Verlag, GmbH., Heidelberg
Mit Genehmigung des Verlagshauses Bong & Co., München
Gesamtherstellung: R. Oldenbourg, München

Der Bach ist tief zugeschnieben, nur die schwarzen Felberstumpfen weisen seinen Lauf. Die Felbern sind verwachsenen Unholden gleich, die hintereinander heranschleichen gegen das Gehöft, und der zuvörderste und mächtigste der Bäume, der mit dem schwarzen Klobenschädel, duckt sich mit einem hohen Buckel zum Ansatzen wie ein Ungeheuer tief in den Schnee hinein.

Der Knecht hat das Tor in der Mauer, die das Gebäu umwehrt, wieder zugeschlagen und den schweren hölzernen Balken quer über die Torflügel geschoben. Der Schlitten mit den Hausleuten schwindet in den kochenden Rauch der Winternacht hinein, das Läuten der Schlittenschellen und der Schall der Stimmen verlöschen im Sturm. Es ist die große, heilige Rauhnacht, und sie fahren aus dem Gehöft zur Mette. Die Hunde, die gerne mitgewollt hätten, bellen und winseln den Davonfahrenden noch eine Weile nach.

Da heckt das Untier, der zuvörderste geduckte Baum, aus dem schwarzen, gekrümmten Leib plötzlich dunkle Brut. Einer, zweie, nein gar drei Dunkle lösen sich los vom Weidenstamm. Weiß funkelt auf aus der bösen Glut schwarzen Blickes, weiß und gierig bleckt Gezähn aus rußgeschwärztem Gesicht. Jetzt springen die drei heraus ins grüne Licht der Nacht und satzen geduckt gegen das einsame Haus. Es sind Wölfe, es ist Raubzeug, aber ein solches, das auf zwei Füßen einherschleicht. Der Wind reißt den dicken Rauch gefrierenden Odems, er reißt

Flüstern und Fluch von bös aufgewölbten Lefzen. Er treibt die drei Dunklen, daß die Fetzen ihrer zerlumpten Gewänder auffliegen, und er verschüttet sie mit dem Gischt des Schnees. Aber sie fahren immer wieder hoch wie die schwarzen Ottern und wühlen sich durch die Wehen. Die drei springen mit den Wolkenschatten entlang den Mäuern. Die Mäuern sind hoch und dick, aber das Raubzeug hat schon lange einen Einschlupf ausgekundschaftet, der zu den Ställen führt, wo die Mastsauen stehen.

Die Wolken, die immerwährend über den Mond hinwegstürzen, sind grellbäuchige Sturmvögel, und ihre Schatten flüchten wie Wölfe über den Schnee. Dazwischen blitzt, Demant neben Demant, siebenfarbig das Gefrier auf. Durch die Luken im jagenden Gewölk funkeln in den schwarzgrünen Untiefen des Himmels die großen Wintersterne im eiskalten, blauen Feuer.

Es sind in dieser Nachtstunde nur eine traurige Frau, ein Kind, ein halbwüchsiger Knabe und ein alter Mann in dem einsamen Hause. Der Mund des Volkes nennt das uralt Gebäue an der Grenze gen Ungarn »die Not«. Vielleicht trägt das Haus den leidumwehten Namen aus den schlimmen vergangenen Zeiten her, wo die türkische Sturmflut heraufgebraust ist gegen das Österreich und den ganz großen Jammer, das Feuer, den Mord und den tausendfachen Tod der Sklaverei ausgeschüttet hat über die, so ihre Heimstatt gehabt haben hier am Uferrand gegen Asien. Und vielleicht klingt der Name gar noch als ein Schmerzensschrei von dannen herüber über die vielen Jahrhunderte, wo die fürchterlichen Tartaren des Betu-Khan das Abendland haben ersäufen wollen in einem Meer von Blut und Tränen.

Wie ein schwarzes Felstrumm liegt der Klotz des schloßartigen Hauses inmitten der Felder. Zu jedem Ende seiner Vorderseite hürnt es ein spitzer Turm. Gegen die Wehrmauern, die es noch umringen, brandet hochauf der weiße Gischt der Schneewehen. Der ungarische Steppenwind schneidet so grausam wie ein frischgewetztes Messer. Der Wind schreit. Hunderte von Stimmen sind laut in seinem eisbrennenden Odem. Sie heulen das »Allah il Allah!« der türkischen Reiter, sie knattern und knallen wie schwerseidene fliegende Fahnen. Wie die Paukenmusik der Janitscharen schmettern sie. Pferde glaubt man wiehern und schnauben und stampfen zu hören in den Lüften. Es läutet wie die Schellen am Roßzaum und am Streitgewand der tartarischen Teufel, es bellt wie die riesigen Bluthunde, die die Mongolen dazumalen mitführten zum Niederreißen alles Lebendigen, das ihnen vor die Hufe kam. Wehgeschrei gellt, Weinen schluchzt, Qual röchelt, Kinder und Weiber klagen. Oh, hundert Stimmen hat der Sturm, der heranbraust aus der ungarischen Steppe und sich anwirft gegen die Mauern der »Not«.

Die Wehen werfen den Schnee gegen die Fensterladen, der Sturm schnellt die eisige Drachenzunge hinein in den Rauchfang und leckt die sprühenden Feuerblumen aus den burrenden Holzklötzen des Ofens.

Christiane von Schrautt muß hinhören auf die Stimmen des Windes. Es ist so, als ob sie durch Fleisch und Bein hereinbrächen bis zu ihrem Herzen, seine dumpfe Bedrängnis in sich aufnähmen und dieser Laut und Ausdruck und Klage verliehen. Es ist, als ob sie mitweinten über das Kind, das unter dem Herzen Christianens lebt seit drei Monaten, über dieses kleine vaterlose Kind, dieses Stück Fleisch und Blut und Wesen von einem Toten.

Seit zwei Monaten ist Christiane, die Frau mit den drei unmündigen Kindern, Witwe. Ihr Mann ist verunglückt auf einer Jagd. Sie sagen, der Nebel wäre schuld daran gewesen, daß er den Schuß bekommen habe mitten in den Rücken.

Christiane breitet auf den schweren, eichenen Tisch im Eck der großen getäfelten Stube ein damastenes Tuch auf. Es ist seit je so gehalten worden in der »Not«, daß erst beschert wird, wenn die Hausleute aus der Mette heimkommen. Das eingewebte Blumenmuster des Damastes erglänzt aus dem Grunde wie die Eisblumen auf dem grauen Harsch der Fenster. Das schimmernde Tuch riecht nach Sommertag und Sonnenwind. Oh, ein grausamer Zauberer ist oft das Nichts eines Duftes. Er hebt vergangene glückliche Zeit aus den Schlünden des schrecklichen Niemalswieder und läßt gelbe Sommerfelder aufwachsen inmitten einer eisverklammten Nacht. Blauen Himmel und Scharlachblut macht er herabtropfen als liebliche Blumen ins Gold der Ähren. Solcher Duft kann Tote wieder heraufrufen aus den Grüften, so daß man in schrecklich süßbitterer Leibhaftigkeit auf einmal vermeint, man gehe mit ihnen zwischen den Feldern und spüre ihre Hand in der seinen. In Christianens Herz wird bei diesem Erinnern, das jäh aufgestiegen ist aus dem Sommerduft des Tuches, der Schmerz kaltbrennend vor Übermaß.

Das Licht der großen Lampe rinnt in Spiegeln über das dunkle Eichenholz der Täfelung, so wie geheimnisvolles Leuchten des Grundes oft aufblitzt in schwarzen Wassern. Das Licht macht die schweren Möbel und die alten verschwärzten Bilder aufglänzen: das des Offizieres, der unter dem Prinzen von Savoyen bei Zenta mitgekämpft

hat gegen den türkischen Feind, und das von Christianens Großonkel, dem Kapitän, der mit Tegetthoff vor Lissa gewesen war und der hernach von einer Fahrt in die indischen Gewässer die »Kindlmutter« mitgebracht hat. Die Kindlmutter steht unterhalb der beiden Bilder auf einer geschweiften Schublade. Sie sitzt unter einem Glassturz, denn sie ist aus jahrhundertgebräuntem Elfenbein so zart und köstlich geschnitten, daß das Bilderwerk im süßen Spiel seiner Runden und Tiefen aufwächst wie eine lebendige Blume. Sie hält drei lächelnde Kinder im weichen Ring ihrer Arme, zwei schmiegen sich zwischen die runden Pfeiler ihrer Knie, und über jede Achsel schauen ihr zwei.

Das zweispannhohe Figürchen ist eine melanesische Kindergöttin mit einem langen fremden Namen, aber in der »Not«, wo man sie als Hausschatz hütet, heißt sie seit je: »Die Kindlmutter.« Christiane liebt sie seit ihrem ersten Erinnern und hat mit ihr als Kind in der lieblichsten, heimlichsten Vertrautheit wie mit einer Freundin gelebt. Die Kindlmutter lächelt wie eine Blume im Frühling, und ihre vielen Kinder lächeln selig mit aus den schmalen, sternenlosen Augen. Es gibt die süße und schöne melanesische Sage von der armen Mutter: Eine Frau mit vielen Kindern wurde von der Gottheit befragt, ob sie in ihrer Armut einen großen und heißen Wunsch hege. »Ja«, sagte die Frau, »ich möchte noch mehr von solchen schönen und gesunden Söhnen und Töchtern haben.« Als trüge sie das letzte Wort dieses Wunsches noch auf den Lippen, so tiefstfüllige Glückseligkeit liegt, glänzend von innen heraus, über dem elfenbeinernen Antlitz der kleinen Göttin.

Auf dem Sims des großen tönernen Ofens tanzen und

schnalzen die angebratenen Äpfel auf ihrem heißen Sitz und stoßen pfauchend ihre Dampfwölkchen aus. Es ist so viel Heimat in der großen, niederen Stube! Die braune Täfelung schließt ein wie ein warmes, gutes Gehäuse. Ein kleines Kind müßte hier geborgen sein wie in einem Nest. Aber Christiane, der großen, schönen Frau, dieser wahrhaft mütterlichen Frau, liegt das Kind ohne Vater wie ein Stein unter dem Herzen. Schwer lastet es noch über alle die anderen Kümmernisse und Sorgen hinüber, die über einem Haus wie dunkle Wolken hängen, wo der Herr jäh und viel zu zeitig die Zügel hat fallen lassen müssen. Der Sturm schreit im Ofen.

Die armen Kinder, denen der Türke einst Vater und Mutter geraubt hat, weinen und klagen. Das neue Lebendige zuckt leise unter Christianens Herzen und weint mit.

Im Bankeck sitzt Christianens sechzehnjähriger Sohn und liest, die Hände wie ein Dach vor die Augen gehalten. Es ist ein großer und schöner Sohn, und über die braunen Finger fällt das Haar kornblond herüber. Da Christiane jetzt das Tuch hinbreitet, nimmt Georg die Hände vom Gesicht, hebt das schwere und ungefüge Buch, in dem er liest, nur ein wenig hoch, glättet mit ungeschickter und unwilliger Knabenhand das Leinen und legt die Scharteke dann auf ihren vorigen Platz. Sogleich schirmt er wieder das Gesicht mit den Händen und liest weiter.

Christiane teilt aus zwei großen Körben Äpfel und Nüsse auf Teller aus und legt einen großen Laib schwarzen Kletzenbrotes auf ein Schneidbrett in Tischesmitte. Sie ist sehr blaß in ihrem schwarzen Gewand, und tiefe Traurigkeit verhängt wie mit einer Webe die großzügig geschnittenen, klaren Züge ihres Gesichtes. Derweilen sie für jeden der Hausleute ein Geschenk hinlegt auf die

schweren Eichstühle vor deren Plätzen am Tisch, blickt sie unter gesenkten Lidern von Zeit zu Zeit nach ihrem Sohn hin. Christiane hat jedes ihrer drei Kinder lieber als ihr Leben. Doch ist es bei diesem ihrem ältesten Sohne nun so, daß sie es oft und oft fast überwältigend fühlt: Er ist mit mir noch immer verwachsen auf eine geradezu schmerzhaft innige Weise. Sie findet eigene versunkene Kindheit und frühe Jugend, zuvörderst im Äußerlichen, in einer Bewegung, in einem Lachen, manchmal wie ein leibhaftiges Abbild ihrer selbst von diesem Sohn wieder neu gelebt. Ja, sie erkennt seine Gefühle und Gedanken oft schon aus einem Blick, aus einem Zug um Nase oder Mund, weil sie weiß, daß auch sie diesen Ausdruck bei selber Gelegenheit im Gesichte hat. Christiane hat ihren Mann geliebt; und hat trotzdem in mancher Zeit doch auch in die ewigen Abgründe hinunterblicken müssen, die in böser Stunde sich zwischen Mann und Weib bis tief hinab zum kochenden Grund der Erde aufreißen können. In diese Abgründe, über die allein nur die Liebe und die Geduld die Brücken werfen können, damit zwei immer wieder miteinander neue Menschen werden. Bei Kindern fühlt eine Mutter nicht die tödlichen Schlünde zwischen dem Du und Ich, und dieser große Knabe gar, er ist mit Christiane oft noch so verwachsen wie damals, als sie ihn mit Freuden in sich gespürt und getragen hat.

Aber dieser, ihr herznächster Sohn, geht seit zwei Tagen der Mutter aus dem Weg. Alle Vertrautheit, in der sie beide sonst immer zueinander gestanden sind, selbst wenn sie sich in den Meinungen auch scheinbar gegeneinander aufgebäumt haben, ist völlig ausgelöscht. Christiane weiß sehr gut, warum ihr Sohn auf einmal ein Gatter aufgerichtet hat zwischen sich und ihr, und sie

spürt sein törichtes Gehaben als eine neue Wunde zu der großen anderen, die heute an diesem Tag wieder so stark brennt.

Während ihres Werkens am Tisch denkt Christiane: Ich muß mit Georg reden, jetzt, wo wir allein sind, muß ich mit ihm darüber reden! In dieser bitteren Zeit darf mein Sohn nicht eine Stunde länger mehr fremd und zornig vor mir zurückschrecken! Sie dreht den Rücken gegen Georg und nimmt aus ihrem Schürzensack eine Schachtel. Es ist die schöne goldene Taschenuhr ihres Mannes darinnen, und Christiane schiebt sie unter das Buch, das für Georg bestimmt ist.

Christianens Schwester Elise hat es vor einigen Tagen, als sie zu Besuch weilte, Georg gesagt, daß seine Mutter ein kleines Kind erwarte. Elise hat es sicher gut gemeint. Aber es ist das Unglück, daß sie zu jungen Menschen niemals anders sprechen kann als von einem hohen Turm herab, immer vorwurfsvoll und mißtrauisch, immer erstarrt im Panzer ihrer Erfahrung, und mit viel zuvielen Worten, denen man zu gut anmerkt, daß sie so sehr abgebraucht sind. Christiane hat es nicht mehr verhindern können, daß ihre Schwester in ihrer jähen und unfreundlichen Art zu Georg von dem ungeborenen kleinen Kinde gesprochen hat.

Mit einer unendlich liebevollen Bewegung der Hände deckt Christiane ein weißes Tuch über Buch und Uhr, so wie sie es auch bei den anderen Geschenken der Kinder getan hat. Es ist eine der Gebärden, die es ausmachen, daß man immer wieder überrascht ist, wenn man in den Bereich von Christianens Person kommt. Sie ist ja wohl eine schöne, stattliche Frau und auch über das gewohnte Maß groß. Aber es gibt sicher viele große und auch noch

schönere Frauen weit und breit, die so gar nicht den tiefen Eindruck hervorrufen wie Christiane. Bei ihr ist es so, daß sie jede Sache anfaßt, als greife eine Mutter ihr Kind an. Immer sind ihre Hände behutsam und streichelnd, so sicher und fest sie in die täglichen Mühen grei en. Am liebsten möchte man seine Wange, sein ruheloses, beladenes Herz hineinlegen in diese Frauenhände. Man ist auch, wenn die klaren, stillen Augen Christianens einen gleichsam von allen Seiten umschauen, auf einmal nicht mehr einsam in der ungeheuerlichen Welt.

Derweilen Christiane noch das Tuch in der Nähe von Georgs Platz glättet und dabei merkt, wie der Junge zurückweicht vor einer Berührung mit ihr, läßt sie sich gleichsam hineinversinken in die Tiefe ihres Herzens, um von dort herauf das rechte Wort zu schöpfen für den Knaben. Aber so tief sie auch hineingreift in den warmen Brunnen ihrer Seele, sie faßt nichts, was sie im Augenblicke genug stark und zwingend dünkt, um die verscheuchte Knabenseele wieder zu sich zurückzuholen. Es ist seltsam schwer, denkt sie, einem halberwachsenen Jungen mit den rechten Worten zu sagen, daß man ein Kind unter dem Herzen trägt. Ach, denkt sie auch, wo ist denn überhaupt etwas, das nicht schrecklich schwer wäre in diesem Leben! Christiane ist in diesem Augenblick unendlich müde und verzagt. Ja, sie spürt wieder das Verlocken, wie oftmals seit dem Tod ihres Mannes, von allem fortzulaufen, um sich verwehen zu lassen in das Nichts. Ach, es müßte köstlich gut und eine unsägliche Wohltat sein, keine Schmerzen mehr zu spüren, keine Sorgen mehr zu haben!

Christiane streicht sich über die Stirn, als müsse sie etwas Böses wegwischen. Wo hinein verirrt sie sich schon

wieder in ihrer Selbstsucht! Sie muß ja hier stehenbleiben, um den Besitz und die drei Kinder zu decken mit ihren Flügeln. Ja, sie muß doch überhaupt alles Leben, das ihr anvertraut ist, Gesinde und Getier, die Felder und das Haus, beschützen. Wer sollte es sonst tun? Sie weiß es doch: Wenn jemand auch nur ein einziges Lebendiges hat um sich, dessen Augen vertrauensvoll an ihm hängen, darf er um keinen Preis flüchten wollen aus dieser Welt.

Sie geht zum Tisch zurück und setzt sich müde und traurig auf das Ende der Bank, darauf der Knabe im Eck sitzt und in diesem Augenblick sich noch tiefer vergräbt in seine Scharteke. Das Buch ist seit mehr als zweihundert Jahren im Hause zur »Not«, und die »Not« ist noch länger in der Hand der Familie, aus der Christiane herstammt. Es ist eigentlich ein fast komisches Buch, in dem die unglaublichsten Heilmittel und Kuren aufgeschrieben stehen. Man kann auf den stockfleckigen Seiten lesen, daß eine in Wein gesottene Krot aufs Herz gelegt, einem Herzübel abhelfe, und daß man ein Schwalbennest in Milch kochen und mit Krähenaugen und Teufelsdreck zusammenmischen und auflegen müsse bei einem Bruchschaden. Ja, es stehen viele solcher unsinniger Dinge in dem Buch, und man kann über den Aberglauben aus alten unwissenden Zeiten wirklich lachen.

Aber hinter den dicken Blättern mit den närrischen Heilmitteln kommen noch viele andere Seiten, und die sind von mancherlei Hand mit ganz etwas anderem beschrieben. Denn da stehen in feiner Schrift, die verschlungen ist wie Haargekräusel, und da stehen in den ungefügen Buchstaben, die dick sind als wie mit einem Holzspan hingemalt, die schweren und traurigen Worte, in denen jedes Schriftzeichen ein Becher ist, gefüllt mit Blut

und Jammer; und in denen der Buchstabe »W« so oft vorkommt, weil immer nur berichtet wird vom großen Weinen und Wehgeschrei, vom Würgen und von blinder Wut. Da stehen schwer und stolz die Worte von der Tapferkeit und Heldentat der österreichischen Herren und Bauern, und es ist aufgeschrieben vom Schwarzen Tod, von den Heuschrecken und den Hungersnöten. Ja, aus diesen Berichten, die aufgezeichnet sind von längst verwehter Hand hinter den lächerlichen, abergläubischen Heilmitteln, bricht von Seite zu Seite das bitterheiße Leben und Sterben der Deutschen an der Grenze gen Asien hervor wie ein Licht und ein Schrei. Wie liebt Georg dieses seltsame, zwiespältige Buch von dem Tag an, wo es ihm seine Mutter zum ersten Male gezeigt hat! Die verzehrenden Schauder des Abenteuers und das herrliche Flügelbrausen außergewöhnlicher Tat hat seine dürstige Knabenseele nicht erst herauslauschen müssen aus der Verlogenheit indianischer Geschichten. Was hier in dem alten Hausbuch aufgeschrieben steht, das riecht leibhaftig nach Wahrheit und Wirklichkeit und setzt die Begebenheit an Orte und auf Berge, die man selber kennt, und nennt Namen, wie sie die Leute heute noch in der Umgebung tragen. Dieses Buch lehrt ohne den gerne gebrauchten überlauten Klang ein Knabenherz begreifen, was es Schweres, Großes und Opferreiches bedeutet, eine Heimat zu haben hier am äußersten Rande des Abendlandes, gegen die seit je und je in fürchterlichen Springfluten Asien heraufgebraust ist.

Es rinnt das Blut derer, die um diesen Flecken Erde gelitten haben, in dem Knaben. Und die alten traurigen Geschichten sind lebendig erhalten in ihm; denn er selber, das halbe Kind, hat es als ein Schreckensbildnis einge-

brannt in seiner Seele, wie die ungarischen Freischärler das deutsche Burgenland wieder fortreißen wollten von Österreich, dem man es nach dem Kriege zugesprochen hatte. Er weiß es noch gut, wie sie die grausam mißhandelt, blutiggeschlagen, ja selbst getötet haben, die sich zu ihrer deutschen Sprache bekannten. Ja, Georg liebt die alte Schrift, denn Vergangenheit und Gegenwart mischen sich für ihn oft wundersam, wenn er darinnen liest. Aber an diesem Abend hat er das Buch eigentlich nur vorgenommen als einen Schild gegen seine Mutter. Er will seine Mutter nicht sehen, er will sie auch nicht hören. Er ist wie erschlagen, seitdem Tante Elise ihm das gesagt hat. Nur mit den Augen liest er. Inwährend schweifen seine Gedanken immer wieder um diese eine Sache. Denn Georg ist seit zwei Tagen schrecklich heimatlos geworden. Ja, es ist noch viel schlimmer: Ihm ist die heimlichste und heiligste Kammer seines Knabenherzens mit grober Hand ausgeräumt worden. Er hat seine Mutter in dieser Herzkammer stehen gehabt, schöner als alle anderen Menschen, ganz anders und viel besser als sie. Er war so stolz auf seine Mutter. Selbst bei dem Unglück mit dem Vater war sie gar nicht so wie die anderen Frauen, die er alle nicht mag. Sie hat nicht geschrien, sie ist nicht umgefallen. Sie hat geweint, wie er sich es denkt, daß so die großen Königinnen von ehemals geweint haben: Ohne Worte, nur mit langsamen, schweren Tränen und kerzengerade dastehend.

Aber jetzt, seit den dürren Worten Tante Elisens, ist seine Mutter für ihn auf einmal dasselbe wie diese anderen Frauen, denen die Leute nachdeuten, wenn sie mit einem plumpen Leib vorbeigehen, und denen sie ihre häßlichen und dunklen Worte nachtuscheln. Georg weiß

es längst, wie Kinder werden. Seine Mutter hat es ihm selbst gesagt, vor Jahren schon, als Christian, der kleine Bruder, kam. Aber er hat seitdem auch so viel Häßliches darüber gehört aus anderen schlechten Mäulern, und es ist hängengeblieben an ihm wie Kletten im Haar, daß er es heute eben auch anders versteht. Nein, seine Mutter darf nicht so sein! Er kann nicht daran denken, ohne sich zu schämen für sie, und er weiß nicht, wie das jetzt weitergehen soll zwischen ihnen beiden. Zum ersten Male in seinem Leben wünscht sich Georg in diesen Ferientagen fort von zu Hause. Ja, es ist leibhaftig so: Er möchte von hier weg sein und niemals wieder seine Mutter sehen.

Georg ist eine halbe Stunde über derselben Seite gesessen. Jetzt blättert er endlich um und zwingt seine Augen auf die Buchstaben, und er kommt auf jene Stelle, die ihm seit je immer zustärkst am Herzen gerissen hat. Das sind die Zeilen, wo es die »Not« angeht, und es ist eine Frau aus dem Geschlecht, aus dem er selber herkommt, über die die schmerzvollen Worte aussagen: »Item: Die heidnischen Hund haben die Unselige angebunden an den Sattel ihrer Rösser, sie, die schon hochgesegneten Leibes gewesen ist, und dreie ihrer armen Kindlein dazu, sie sollen von acht, zehn und zwölf Jahren gewesen sein. Und sie seind mit der edlen Frau und vielen anderen aus den Örtern im Umkreis fortgeritten ins Türkenland hinunter. Niemalen nit mehr hat je einer auch nur ein blasses Sterbenswörtlein gehört von denen armseligen Menschenkindern. Item: Sechzehn oder zwanzigtausend aus dem Umland, aus Eisenstadt, aus Ödenburg, aus Mattersburg und Güns haben die grausamen Feind, so wie diese edle Frau, fortgetrieben in die Sklaverei. Und seind alle verkommen aufs Nimmerwieder-

sehen und seind verweht wie Märzenstaub auf den Feldern. Gott möge sich ihres himmelschreienden Elendes gnädig erbarmt haben! Aber trotz aller Not und feindlicher Übergewalt seind die aus der Steiermark, aus dem Österreich unterhalb der Enns und aus dem deutschen Hungarn gestanden wie Mäuern aus Erz und hartem Edelstein. Und die heidnischen Scharen, die heraufgebraust seind wie die Heuschreckenschwärme und wie die Reiter der Apokalypse, sie haben doch endlich jämmerlich zerschellen müssen an dem Herzen dieser Tapferen und Getreuen.«

Oft hat Georg seine Knabenträume gehangen an diese Vorfahrin, die die Türken damals in den furchtbaren österreichischen Notzeiten fortschleppten, und er hatte sich ihre Gestalt immer so hingemalt vor die Augen, daß sie völlig seiner Mutter glich. Ja, so lange und so erregt über ihr Schicksal hat er oft an sie gedacht und auf diese Zeilen im Buch hingestarrt, bis daß er die unglückselige Frau rennen sah mit fliegenden Haaren und blutenden Füßen, die gebundenen Hände verrungen in fürchterlichem Jammer. Angekettet sah er sie an das seidenbehangene, silbergezäumte Roß eines Janitscharen, und hinter ihrer herzzerreißenden Gestalt flammte der Himmel lichterloh vom Brand der »Not« und der umliegenden Ortschaften.

Heute will sich Georg aber nichts denken und vorstellen bei der gewissen Stelle, er muß immer nur wieder über seine Mutter nachdenken. Jedoch auch gegen seinen Willen haken sich die jammerbeladenen alten Worte fest in sein zorniges Herz: »Sie, die hochgesegneten Leibes war.« Unter den vorgehaltenen Händen zuckt Georg mit dem Blick nach seiner Mutter hin. Sie hat die Ellbogen

aufgestützt auf den Tisch und die Hände so fest verrungen, daß sie wie ineinander verwurzt erscheinen. Die Lider hält sie gesenkt. Es ist eine sehr blasse und sehr traurige Frau, die neben ihm am Tische sitzt. Eigentlich hat es den Knaben eben in grausamer Lust gezwungen, die Gestalt seiner Mutter mit mitleidlosem und hartem Blick abzustreifen, ob man ihr schon etwas ansähe. Aber als Georg jetzt von den ineinandergerungenen Händen fortspähen will, packt es ihn auf einmal so heftig an, daß es ihm die Halsader zusammenpreßt. Denn diese Hände erbarmen ihn ganz schrecklich. Sie sind für die große Frau klein und schmal, und sie sind traurig wie ein weinendes Gesicht. Georg sieht vor sich die Worte aufgeschrieben: »Die heidnischen Hund haben sie angebunden an den Sattel ihrer Rösser, sie, die schon hochgesegneten Leibes gewesen ist«, und er denkt seine Mutter anstatt der unglücklichen, mißhandelten Frau, und er denkt es so heftig, daß er ihre Hände leibhaftig zusammengebunden mit einem Strick vor sich sieht. In diesem Augenblick spürt er voll Zorn, wie über die Mauer, die er zwischen sich und der Mutter aufgetürmt hat, das brennendste Mitleid herüberbricht. »Mami!« möchte er schreien, aber er hat einen zugepreßten Hals und zusammengenähte Lippen. Hingreifen möchte er nach ihrem Arm, aber seine Hand ist festgewachsen an der Seite des Buches.

Stjepan Gusic, der Kroate, ist seit vierzig Jahren Knecht in der »Not«. Er ist nicht mit in die Mette gefahren, obgleich er ein frommgläubiger Christ ist. Stjepan kann doch nicht fortfahren und das große, einsame Haus und die traurige Frau mit den Kindern einfach mutterseelenallein lassen in einer solchen Nacht. Stjepan muß

doch die arme Frau und das Haus hüten. Wer sollte es auch tun als er, seitdem der Herr tot ist. Nach außen hin nennt Stjepan die Frau schon seit langem, so wie es selbstverständlich ist, »die gnädige Frau«. Aber in seinen Gedanken nennt er sie, wie man bei ihnen zu Hause ein kleines Kind heißt und wie auch er sie ehemals genannt hat: Diko! sagt er zu ihr in seinem Denken. Diko gehört dem Herzen Stjepans so unzerreißbar an, wie ihm das Andenken an seine ehemalige Heimat und seine Mutter gehört. Seit ihren ersten Schrittchen liebt er Diko. Sie ist hinter Stjepan hergelaufen in die Ställe, und sie ist hinter ihm gezogen auf Wiesen und Äcker, und er hat sie sitzen gehabt vor sich auf dem Pferd, wenn er den Pflug ausgespannt hat und heimgeritten ist. Oft hat er Diko mit vielen guten Worten hervorlocken müssen, wenn sie zu seinem Schrecken unter den Füßen der Pferde spielte, und sie hat nicht nach Vater und Mutter, sie hat nach Stjepan gerufen, wenn sie sich verstiegen hatte auf dem Heuboden oder auf einem Baum. Ja, Stjepan hat die heutige gnädige Frau schon als winzig kleines Mädchen gehütet wie den Stern seines Auges. Wie sollte er sie also heute nicht hüten, in dieser Nacht, wo sie verlassen ist wie die letzte Blume im Herbst!

Es ist so lange her, es ist die vielen grauen Hunderte von Jahren her, seitdem der türkische Sultan das Land von Kroatien und Bosnien erobert und die Landeingeborenen in wilde Flucht getrieben hat. Ach, sie sind dazumals geflohen aus den Bergen und Hochländern der Lika und Krbava in Kroatien, und sie sind ausgewandert aus Vranograc und Podwidz und von der Karlstädter Militärgrenze gegen die Weltgegend hin, wo die Sonne untergeht und wo das Land liegen sollte, darüber der mächtige

Kaiser der Christen herrschte und die Gutgläubigen schützte gegen die grausamen Heiden. Oh, die aus der Lika und Krbava und aus Otocac und Bilaj, sie ließen damals ihre wilde herrliche Heimat nur mit blutigen Tränen und steinschweren Herzen. Aber den Menschen der Berge wogen die Freiheit und der wahre Glaube noch schwerer als die Heimat, und selbst das Dunkel der Zukunft sahen sie als lichtes Sehnsuchtsland glänzen gegen das drohende Schicksal, gleich so vielen tausend anderen nach Konstantinopel getrieben und auf den Märkten verkauft zu werden wie das Vieh. Sie flüchteten in großen Scharen und mit aller ihrer beweglichen Habe. Der Flammenschein brennender Städte, Burgen und Gehöfte leuchtete ihnen auf der Flucht, und die Bäche neben ihren beschwerlichen Pfaden waren rot vom Blut der Ihrigen. Dort, wo Ungarn an das Land des großen christlichen Kaisers grenzte, durften die aus Kroatien und Bosnien endlich ihre blutigen Füße rasten lassen, bei Wieselburg und Ödenburg, bei Preßburg und im Marchfeld bis gegen Lundenburg hinaus.

Vier lange Jahrhunderte sind seitdem in den bodenlosen Schlund der Vergangenheit hineingestürzt, und so lange ist es her, seit die Ahnen des Stjepan Gusic herübergekommen sind aus dem Hochland der Lika.

Es hat sich in der Sippe des Stjepan der Bericht weitergetragen über hundert längst schon schweigsam gewordene Munde, daß der Gusic, der damalen mit dem Bettelsack auf dem Rücken Zuflucht suchte im Grenzland, einer gewesen sei aus altem kroatischen Herrengeschlecht, dem der Türk Reichtum und Macht und Weib und Kind zertreten hatte, so daß er nichts mitnehmen konnte für das neue Land und in das neue Leben als die Freiheit und

die Ehre. Noch Stjepans Vatermutter hatte die alten Geschichten mit sich getragen wie einen Erbschatz und sie verschenkt an die Kinder und Kindeskinder als ihr bestes Gut. Die Burg und der Reichtum des Vorfahren sind dazumalen für alle Zeiten versunken in Asche und Trümmer. Der Vatersvater des Stjepan Gusic hat Stjepans Vater nichts anderes vererbt als eine kleine Keusche, zwei Äcker und ein wenig Weideland. Und Stjepan ist neben acht Geschwistern in der herben Armut aufgewachsen und ist nichts anderes geworden als ein Knecht. Aber er ist ein goldtreuer Knecht geworden, und wenn die alten Geschichten Wahrheit sind, so hat er auch in seinem Stand den großen Namen seiner Vorfahren immer in reinen Ehren gehalten.

Heute sitzt Stjepan in der Küche der »Not« und ist eben dabei, einen Eichenklotz, der seltsam mit Rosmarinzweigen besteckt und mit Papierschleifen verziert ist, in das Herdloch auf die Glut zu legen. Der Klotz ist dürr, und das Feuer leckt sogleich mit vielen kleinen roten Zungen nach der Rinde. Auf dem Tisch neben dem Herd liegt ein Laib Brot, darin inmitten drei brennende Kerzen eingesteckt sind. Die Küche in dem alten Haus ist gewölbt und groß und hat so viele Winkel und Mauerecken. Die drei Lichter können die mächtigen Schatten nicht wegleuchten, die allenthalben wie lauernde Untiere ducken. Sie können gerade nur den nächsten Umkreis aufhellen und ihre drei sanften Gesichter widerspiegeln in den großen, schöngetriebenen kupfernen Pfannen, die über dem Herd hängen. Sie können gerade noch das scharfgeschnittene und dunkle Gesicht Stjepans streicheln mit den weichen, scheuen Flügeln ihres gelben Scheines. Es sind nur drei gewöhnliche Wachskerzen, wie man sie in den

Lebzeltenbuden auf dem Kirchtag zu kaufen bekommt. Aber es sind doch wieder ganz besondere und geheimnisreiche Kerzen, denn sie brennen für die Väter und Urväter Stjepans. Aus dem farbigen Kreis ihrer Flammen blicken auf Stjepan, den Nachfahren, so viele und viele Augen, über die schon längst die schweren Lider des ewigen Schlafes gefallen sind.

Es schauen herfür Stjepans Vater und Mutter und die Großväter und Ahnenmütter, und es blickt heraus hinter ihnen allen der edle Herr Andrija Gusic, den der Türk ins bittere Elend getrieben hat. Alle sind sie bei Stjepan versammelt in der heiligen Stunde der Weihnacht, und das Brot, auf dem die Kerzen brennen, gehört ihnen als Speise. Im Herd kracht in seiner roten Glut der Badnjak, der heilige Eichstamm, der einmal in den grauen Zeiten dem Gott der Sonne ein Opfer gewesen ist. Stjepan Gusic, der Knecht, hat wohl kein Wissen mehr von dem sonnglühenden Gott. Er weiß nur, daß es mit dem Badnjak so gehalten worden ist von seinem Vater und Vatersvater her, und daß die Ahnen mit den Händen herausweisen aus den Gräbern und ihn heißen, dasselbe zu tun. Auch das weiß Stjepan, daß ein Mensch arm und mutterseelenallein steht zwischen der Sonne, den Sternen und der heimtückischen Erde, und ausgeliefert ist den schlimmen Geistern, wenn er ihnen nicht opfert und dient. Stjepan mag die heutige Zeit nicht. Er begreift an ihr wohl, daß sie die Ställe jetzt schön licht und luftig machen, daß sie mit dem Silo das grüne Futter einwintern können und daß sie die Kälber schutzimpfen. Er mag an der heutigen Zeit, daß sie jetzt in den Schulen so leicht das Lesen und Schreiben erlernen. Ehedem hat sich diese schweren Künste ein armer kleiner Stjepan

selber beibringen müssen. Von einem im Winde aufgefangenen Fetzen bedruckten Papieres hat er sich dazumalen das Lesen gelehrt, und durch die Zeichen, die er mit den Hirtenstecken in den Sand kratzte, das Schreiben.

Sonst aber mag Stjepan die heutige Zeit nicht, wo sie spotten und lachen über das, was er in seinem Herzen in Ehren hält. Darum ist er froh, daß die jungen und dummen Dienstleute an dem heutigen Heiligen Abend fort sind. Schlimm genug ist es gekommen in diesem letzten Jahr über das Haus, und er kann die Vorwürfe gegen sich selbst nicht niedertreten, daß auch er seinen guten Teil Schuld daran trage. In jedem der vierzig Jahre, seitdem Stjepan auf der »Not« ist, hat er an diesem Tag den Badnjak angezündet und hat ihm zu essen gegeben von seiner Speise und zu trinken von seinem Glühwein. Aber zum letzten Weihnachten ist er, Stjepan, krank gelegen, und weil er feig war vor dem Spott der Jungen, darum hat er niemanden geheißen, er solle für ihn den Badnjak anzünden. Stjepan hat die alten Bräuche gehalten in den bösen Jahren nach dem großen Krieg, wo die neuen Heiden hereingefallen sind aus Ungarn wie die Geißel Gottes und herumgereist sind mit ihren wandernden Galgen, um die Christen und die Deutschen daran zu hängen. Und Stjepan hat nach dem alten Brauch getan, wie die Ungarn hereingekommen sind und gewütet haben gegen alle, die nicht zu ihnen hatten halten wollen. Beide Male ist das Leben von ihnen allen in der »Not« oft nur mehr an einem einzigen dünnen Roßhaar gehangen, doch die bösen Geister haben keine Macht gehabt über das Haus und seine Leute. Aber in diesem letzten Jahr, wo Stjepan krank gelegen ist, wo am Weihnachtstag kein Badnjak gebrannt hat und kein Spruch aufgesagt

worden ist, sind die schlimmen Mächte hereingekommen in dieses Haus und der Herr hat sterben müssen. Stjepan stellt den Hafen mit rotem Wein über die Flammen, in denen der Eichklotz kracht. Übergroß und hager steht der Alte neben dem Herd, und die drei Kerzen auf dem Ahnenbrot zucken im ängstlichen Licht um den Schatten, der sich hinter seiner Gestalt an der Wölbung der Decke krümmt. Stjepan trägt nichts mehr an sich von der Tracht seines Volkes. Niemand der eingewanderten Kroaten trägt jetzt mehr die alte Tracht. Sie gehen seit langem schon ein wenig deutsch und ein wenig ungarisch gewandet und in den letzten Jahren auch in der städtischen Mode. Aber wie Stjepan sich jetzt zum Tisch hinwendet, wo Zimmet und Muskatnuß bereitliegen für den Glühwein, und er eine Zutat um die andere mit fast feierlicher Umständlichkeit in den kochenden Wein schüttet und hernach murmelnd die Ahnenlichter schneuzt mit den langen, hageren Fingern, ist er trotz blauer Zeugschürze und einer Wollenjoppe, die irgendwo in einem Laden in der Umgebung gekauft ist, völlig ein solcher, der geradewegs soeben heruntergestiegen ist aus den wilden, weltfernen Bergen der Lika. Stjepan ist sechzig Jahre alt, aber das Haar liegt ihm noch ohne weiße Fäden in die Stirn hinein. Er trägt die Joppe, ja selbst das Hemd offen bis auf die bloße Brust. Die aus der Lika und Krbava gehen seit je so im Eissturm ihrer schaurigen Winter. Das Herrengesicht des edlen Andrija Gusic kann nicht feiner im Schnitt der schmalen Schläfen, nicht kühner im Schwung der Nase und des Kinns und nicht stolzer im Blick der dunklen Augen gewesen sein als das des Knechtes. Es geht ein alter Spruch um unter den Kroaten und Bosniaken: »Achte auf dein äußeres Antlitz, denn es ist so, wie

deine Seele ist.« Man weiß nicht, ob Stjepan diesen Spruch je gehört hat, aber er lebt wahrhaftig diese alten, weisen Worte, seine Seele ist stolz und treu wie sein Gesicht.

Der Zimmet- und Muskatduft aus dem kostbaren Sud über dem heiligen Eichklotz zieht durch die Küche, und es schmeckt so süß, als brüte auf den Riechkräutern eines Würzgartens die Sommersonne. Stjepan schiebt den Hafen abseits, nimmt sein Messer aus dem Hosensack und schneidet einen Scherz ab vom Ahnenbrot. Vorerst er davon selber ißt, bricht er ein Stück und hält es für eine Zeitlang jeder der drei Kerzen in die Flamme. Die Kerzen knastern ein wenig, als bissen sie hinein mit feinen Zähnen, und schmatzen ein etwas, als äßen sie davon. Dann wirft Stjepan das Brot auf den brennenden Badnjak, und er schöpft einen Löffel voll mit dem Glühwein und verschüttet ihn auf das heilige Holz.

Der Sturm schreit und jammert und stöhnt, und es weint so herzerbarmend in den Rauchfängen. »Boze moj!« sagt Stjepan, und seine Augen werden mitleidig, »sie treiben es wieder arg in der heutigen Heiligen Nacht!« Er wendet das Messer um, das mit der Scheide nach oben neben dem Brot liegt. »Seid ruhig, weint nicht!« sagt er in seiner Sprache zu den Stimmen des Windes. »Gott gebe euch Armen endlich den Frieden!«

Sie, die jungen Tagwerker und Knechte und Mägde auf der »Not«, lachten sicherlich wieder, wenn sie jetzt dem Alten zuschauten, und sie deuteten wie immer hinter dem Rücken Stjepans mit dem Zeigefinger nach der Stirne, zum Zeichen, daß der alte Mensch dort oben keinen Verstand habe. Stjepan hat freilich hinter der Wand seiner schmalen Stirne etwas ganz anderes liegen, als die Knechte und Mägde in ihren leichtfertigen Köpfen

tragen. Er hat dort die alten großen Weisheiten aufgehoben, die ihm vermacht worden sind von den Voreltern, und die dem Wind, dem Feuer, der Erde und dem Wasser ein wahrhaftiges Leben zugestehen und Baum, Halm und Kraut ansehen wie einen Lebendigen, der ein Herz und eine Seele hat. Ja, für Stjepan sind selbst die Toten weniger tot als die Lebendigen, die so gar nichts mehr in sich haben von den alten Geheimnissen und alles nur mit dem Verstand und nicht mit dem Herzen erleben. Stjepan versteht mit einer elektrischen Dreschmaschine umzugehen, und er begreift es, daß der ungarische Fürst, dem die hundert und hundert Joch Felder ringsum gehören, daß er sich besser tue und billiger mit einem Motorpflug und einer Sämaschine. Ja, Stjepan versteht selbst, daß auf den Meierhöfen des Fürsten sogar die Kühe elektrisch gemolken werden. In das alles kann sich Stjepan hineinfinden. Aber trotz alldem sind die heimlichen Mächte bei ihm doch gültig an jedem Tag im Jahr, das Gott ründet. Die Unsichtbaren schürfen mit, wenn der Pflug den Acker aufreißt, und sie fliegen mit dem Samenkorn in die Furche und bestimmen sein Verderb oder sein Gedeihen. Sie stehen, wenn man sich ihrer zu bedienen weiß, soviel der Tierarzt ja wissen mag, gegen die Krankheit des Viehes, und sie beschützen gegen den bösen Blick, der den Menschen leicht den Gesund abschneidet. Ja, sie sind noch immer stark, die heimlichen Mächte, sie getrauen sich sogar gegen Blitz, Brand und Hagelschauer zu kämpfen. Und in den heiligen Zeiten vom Thomas- bis zum Dreikönigstag glänzen sie, so wie die Sterne durch die Wolken blitzen, herfür unter der Asche, mit der die heutige Welt sie verschüttet hat. Es ist schon so: Stjepan Gusic legt das Messer um, damit die armen Seelen nicht auf der

scharfen Schneide reiten müssen zu noch größerer Marter. Und er füttert und tränkt den Eichklotz, denn man muß ihn tränken und füttern wie ein Kind, damit er willig werde, ein Unglück wegzuscheuchen vom Haus. Stjepan gibt den Seelen vom Ahnenbrot und will den Frieden Gottes wie einen linden Mantel über die Ruhelosigkeit derer decken, die im Sturm weinen. Er schneidet sich ein Stück vom Brot und zermalmt es mit den noch immer weißen und starken Zähnen. Inwährend dessen schaut er in das Licht und denkt in die Zukunft hinaus und in das Vergangene hinein, und er muß so stark an das Traurige denken, das im November geschehen ist. Stjepan sieht Herrn von Schrautt so deutlich vor sich, als sei er leibhaft aus dem Licht der Kerzen herausgetreten. Der Herr ist aufgestützt auf seinen Stock, den er ob seines im Krieg steifgeschossenen Fußes immer als ein drittes Bein mit sich haben mußte, und er schaut dem Stjepan ernst und traurig entgegen mit dem strengen Soldatengesicht, in dem die gütigen Augen stehen. »Stjepan«, sagt der Herr und hält sich die Hand auf den Rücken, »Stjepan, glaube nicht, daß das ein Zufall gewesen ist!« — »Nein, gnädiger Herr«, schüttelt Stjepan den Kopf gegen die Kerzen hin, und in seinen Augen funkelt der Grimm. »Nein, Herr, ich habe es niemals geglaubt!« Auf diese Antwort des Knechtes dreht der Herr sich herum und wendet Stjepan den Rücken zu. Ach, Stjepan weiß genau, wie der Rücken aussieht: Auf der alten Uniformbluse, die der Herr zumeist getragen hat, dunkelt gerade unterhalb der linken Schulter ein großer nasser Fleck, »Stjepan«, sagt der Herr und deutet mit der Hand gegen den Fleck, »Stjepan, mein Blut rinnt noch immer! Der es hat fließen machen, geht noch immer ungestraft!« — »Herr«, antwortet Stjepan

laut in das Licht hinein, »Herr, glaubst du, daß ich vergessen habe auf den Spruch meines Volkes, der schon meinem Vater und meinem Vatersvater heilig gewesen ist! Wer sich nicht rächt, wird nicht selig! sagen sie bei uns.« — »Wer wird mich rächen?« fragt der Herr. — »Du hast einen Sohn, der dich rächen wird, Herr!« — »Wer wird ihn die Rache lehren?« fragt der Herr und wendet sich wieder mit dem Gesicht zu Stjepan hin. »Ich, so wahr ich ein Gusic bin!« ruft Stjepan und schlägt mit der Faust auf den Tisch, so daß die eine Kerze auf dem Brotlaib umfällt und verlischt. Da nickt der Herr und verschwindet in die Schatten hinein, die schon bis zum Tisch herangekrochen sind.

Stjepan wundert sich nicht, daß der Herr herausgekommen ist aus dem Licht, und daß er wieder hineingegangen ist in das Dunkel. Es ist ja die große, die Heilige Nacht, und die Geheimnisse öffnen sich wie die Knospen im Frühling.

Stjepan setzt sich in das Ofeneck und denkt zurück an das Geschehene. Sie haben damals gesagt, der Nebel sei schuld gewesen am Tod des Herrn, und einer von denen, die auf den Nachbarfeldern, die dem Fürsten gehören, auf Hühner jagten, müsse es unschuldigerweise und ohne Wissen getan haben. Die Gendarmen sind gekommen und haben die vielen zertretenen Fußstapfen im Kot der Wege beäugt. Sie haben gemessen von den Feldern des Fürsten bis zu dem Gebüsch, wo man den Herrn gefunden hatte, und sie haben vieles mit vieler Wichtigkeit in ihre Dienstbücher eingeschrieben. Die gerichtliche Kommission hat dann festgestellt, es sei nach allen Zeichen und Ermessungen ein Jagdunfall gewesen. Stjepan lacht ein wenig mit zornigen Lippen und spöttischen Augen in die

Lichter hinein. Ja, diese Herren Gendarmen, sie wissen eine Menge, aber auch er, Stjepan, weiß eine Menge. Vielleicht weiß er sogar noch mehr als sie. Wer hat die Fetzenbündel gefunden, jeden Tag ein neues, durch neun Tage hindurch? Neun Fetzenbündel, die jeden Morgen augenscheinlich der Wind hingetrieben hatte vor die Stiege, die zu der Wohnung der Herrschaft führt. Die anderen sind alle ohne Acht daran vorbeigegangen, wer wird sich auch kümmern um einen sturmhergetriebenen Hadern. Er, Stjepan, aber hat sich gebückt neunmal in den neun Tagen und hat jedesmal den Fetzen aufgehoben, bis daß er neun Stück hatte. Jeder ist auf dieselbe Weise zusammengebunden gewesen, so daß er einer Docke gleich mit einem Kopf, zwei Armen und zwei Beinen und einem Leib. Und jede Docke war durchbohrt von einem scharfen großen Schlehendorn an der Stelle, wo ein Mensch sein Herz hat —. Stjepan wußte es gleich, was diese seltsamen Puppen bedeuten sollten, und er ist erschrocken bis in den Hals hinauf. Er ist damit zu den Gendarmen gelaufen und hat die Puppen vorgezeigt und den Herren gesagt, daß solche die Zigeuner machten, sobald sie jemandem den Tod oder eine schwere Krankheit wünschten. Er hat ihnen auch das Schreckliche verraten, daß diese neun Docken mit dem Dorn in der Brust allein schon genügt haben, um den Herrn zu töten. Die Gendarmen drehten damals die Popanzen rundherum und beäugten sie und fragten, ob Stjepan nicht noch andere Anhaltspunkte hätte für seinen Verdacht. Freilich, Stjepan wußte ja noch so vieles, worein sich seine Behauptung einhaken konnte, daß nur Zigeuner den Herrn ermordet haben. Stjepan vermeldete, der Herr wäre immer sehr scharf auf die Zigeuner gewesen und hätte nie einen

von ihnen in der Nähe der »Not« geduldet. Und sooft er auch sonst bei einem Armen durch die Finger gesehen, wenn er ihn beim Diebstahl erwischte, bei den Zigeunern habe er nichts durchgehen lassen. Ja, Stjepan nannte selbst einen ganz bestimmten Mann, dem er den Mord glatt zusagte. Er nannte den Zigeuner Latso, den der Herr einmal erwischte beim Schlingenlegen und dem er damals zu einer strengen Strafe verhalf. Die Gendarmen schrieben wieder vieles in ihre Dienstbücher und gingen, wie es ihre Pflicht war, auch diesen Spuren nach. Sie fuhren wie der Habicht in eine Mausbrut in das Zigeunerlager, eine Stunde außerhalb der Stadt, die dem Schrauttischen Besitz zunächst liegt. Aber sie fanden in dem Rattennest nichts als Schmutz, kreischende Weiber und schreiende Kinder, und Latso konnte es klipp und klar beweisen, daß er damals krank gelegen habe mit einem gebrochenen Fuß. Hernach mußte es Stjepan sogar erfahren von dem einen jungen Knecht des Hauses, daß die Gendarmen es mit ihm überhaupt gar nicht ernstgenommen hätten, weil Stjepan Gusic nicht richtig sei im Kopf.

In der blumenbemalten Wanduhr, deren Werk handgeschmiedet ist aus Eisen und die so laut und hart geht, als klopfe ein Hammer auf den Amboß, tut sich die kleine Tür oberhalb des Zifferblattes auf. Gleich wird es Mitternacht, ist es mitten in der heiligen großen Nacht, wo die Sterne stillehalten im Reigen vor Erwartung und die siebenfachen Tore vor der Ewigkeit aufbrechen. Die Uhr schöpft tief und rasselnd Odem. So mag ein bärenstarker Mensch röcheln, der am Tod liegt. Der Hammer des Schlagwerkes fällt zum ersten Male, die ganze Uhr dröhnt, und aus dem Fenster über dem Zifferblatt fährt ein kleiner Tod mit einem Turban herfür.

Durch die Eisnacht, die vom Sturm durchheult ist wie von hungerwütigen Untieren, geht in selbiger heiliger Stunde, die jetzt anbricht, auf bloßen Füßen der kindliche Christ; und, wo er geht, wachsen die Schneerosen aus seinen leichten Tritten und öffnen die goldgründigen Becher ihrer Blüh. Der Christ trägt wieder einmal die Liebe in die Welt. Aber der fromme alte Knecht sieht in dieser heiligen Stunde nicht die Liebe leuchten. Die finsteren Gewalten haben Macht über ihn, er tut etwas, was einer nicht tun soll in der Heiligen Nacht. Er hebt die Faust, und in seinem Blut rauscht zornig der alte unversöhnliche Spruch seines Volkes. Stjepan flucht in grausigen Worten dem, der den Herrn erschossen hat. Er ruft die heimlichen Mächte auf zur Hilfe und bannt den Mörder mit uraltem schrecklichen Spruch, auf daß er sich nirgends bergen könne und herkommen müsse über Stock und Stein, durch tiefes Wasser und über hohen Berg, bis er mit seinem Blut das des Herrn abgewaschen habe.

Es ist eine seltsame Nacht, diese große heilige Rauhnacht. Oben in der getäfelten Stube sitzt eine traurige Frau und müht sich so bitterschwer ab um die Worte, die den Abgrund überbrücken sollen zwischen ihr und dem Sohn. Die Kindlmutter auf dem Schrank lächelt groß und sicher über alle Wirrnisse der Welt hinweg. Ihre vielen Kinder umglänzen sie mit dem Lächeln ihrer selig einfältigen Gesichtchen. Diese große Mutter einer fremden Welt ist in ihren Kindern so selbstverständlich glücklich wie eine blütenschwere Pflanze, wie ein Muttertier, das seine Jungen säugt. Sie weiß nichts von den Nöten, die ein Weib im Abendland mit ihrem Kind haben kann, das sich finster und fremd losgerissen hat von dem Herzen, darunter es einmal gelegen ist.

Stjepan Gusic, der Knecht, schürt die Glut um den Eichklotz auf. Das türkische Tödlein in der Uhr hat zwölfmal aus seinem Fenster herausgeduckt, die Stunde aller großen Geheimnisse ist aufgebrochen und die Wunder erblühen. Die Quellen springen als Wein aus den Felsen, die Zeit geht nicht weiter und bleibt erschauernd stehen, das stumme Getier kann reden. Es kann reden, so daß es der Mensch versteht. In dieser Stunde, da die Liebe durch die eiskalte Welt geht, offenbart sich der alte Glaube an die Bruderschaft alles Lebendigen.

Und leibhaftig, einen Atemzug später, da das Tödlein zum zwölften Male das Fenster zugeworfen hat, fangen die Tiere zu reden an. Stjepan hebt den Kopf und lauscht: Die Hunde schlagen an. Sie rufen mit hartem und wütendem Gebell, sie rufen: Feind im Haus! Hütet euch, ihr Menschen in der »Not«!

Daß es doch nur gewöhnliche Wölfe wären, die um die alten Mauern des Gutes schleichen. Die großen grauen Hunde in der »Not« würden mit ihnen kämpfen und sie sicher vertreiben. Die beiden Hunde sollen ja selber wölfisches Blut in sich haben. Gewöhnliche Wölfe könnten nicht herein in das Haus. Wie könnten sie auf die verharschten Föhren klettern, die westseitig neben der Mauer stehen. Wie könnten sie sich mit ihren plumpen Klauen festhalten an dem eisigen Gezott der Bäume und sich hinaufschwingen auf die Mauerbrüstung. Sultan und Türk, die beiden großen grauen Hunde von der »Not« fürchten freilich auch menschliches Raubzeug nicht. Wutzitternd springen sie hoch hinauf an der Mauer und an der Stallwand. Ihre Kiefer schnappen, ihre Lefzen faumen, ihre Augen sind grünbrennend wie die Eisnacht. Keinen Zuck Zeit lassen sie die drei Kerle, die jetzt her-

übergleiten wie die Schlangen über die Mauer und hinkriechen über das Stalldach, aus den glühenden Blicken. Die großen Hunde heulen zu ihnen hinauf. »Wir zerreißen euch zu blutigen Fetzen! Wir zermalmen eure Knochen zu Scherben und Splittern! Habt ihr gemeint, mit den hingeworfenen Giftbrocken den Biß unserer fürchterlichen Zähne lähmen zu wollen?«

Gnade Gott dem, der den Hunden aus der »Not« ins Gehege kommt. Sie sind wild, sie sind schlau. Von niemandem anderen nehmen sie einen Bissen als von Christiane und von dem alten Knecht. Sie sind mit gesträubtem Nackenhaar vorbeigegangen an dem Köder, den ihnen heimtückische Hände schon vortags hinübergeworfen haben über die Mauer.

Aber was kann den gefährlichen, reißenden Wächtern alle Kraft und Schläue nützen gegen die Schlingen, die schwarze, teufelhaft geschickte Hände jetzt hinwerfen nach ihnen. Und nicht immer vermögen sie den Steinen und scharfen Eisklumpen auszuweichen, die selbige Hände nach ihnen mit tödlicher Sicherheit schleudern.

Christiane hat endlich so tief geschürft in den Schächten ihres Herzens, daß sie glaubt, jetzt könne sie in der rechten Weise zu ihrem Sohne reden. Sie löst die Hände aus den Fingern, um hinzugreifen nach dem Arm des Knaben. Aber die Hand bleibt auf der Halbscheid des Weges stecken, denn das Geheul der Hunde übertönt in diesem Augenblick sogar das Brüllen des Sturmes. Christiane ist keine Furchtsame, und die Hunde haben schon gebellt in vielen Nächten. Es mag von ihrem Zustand herkommen, der ihr diesmal Beschwer macht, daß sie darüber so erschrickt; es mag die wilde Nacht mit den hundert schauerlichen Stimmen sein, die Breschen hinein-

schlagen in die Geborgenheit eines festen Hauses, so daß einer auf einmal nicht mehr den sicheren Schutz von Tor, Riegel und Dach um sich fühlt. »Bub, lieber!« hat Christiane eben sagen wollen zu Georg, aber jetzt fährt sie auf mit weiß gewordenen Lippen und fragt: »Um Gottes willen, was haben die Hunde?« Georg stürzt durch diesen Ausruf jäh heraus aus dem Irrgarten seiner Gedanken. Zum erstenmal seit zwei Tagen schaut er seiner Mutter in die Augen. Da bricht das Gebell des einen Hundes jäh ab und gleich nachher heult der andere schrecklich auf. Ein Schuß knallt in den Sturm hinein. »Um Gottes willen!« ruft Christiane und springt vom Tisch auf.

»Habe doch keine Angst, Mami!« sagt der Knabe, und eine schöne ernste Männlichkeit ist auf einmal in seinem jungen Gesicht. Aber noch während der beruhigenden Worte läuft er zur Tür, langt das Gewehr, das nebenbei hängt, vom Nagel und rennt so, wie er ist, in den Hof hinunter.

Der Sturm peitscht ihm die scharfen Nadeln des aufgestäubten Gefriers in die Augen und stößt ihm den Atem zurück in die Kehle, so daß Georg meint, es steche ihm jemand die Augen heraus und er müsse ersticken. Erst nach einiger Zeit bekommt er Luft und Blick wieder und erkennt, daß das Schwarze an der Mauer zwei Menschen sind, von denen der eine den anderen, der angekrallt ist an der Mauerbrüstung, bei den Füßen herabzureißen versucht. »Den Hund losmachen!« schreit jemand Georg zu, und der Knabe erkennt an Stimme und Gestalt, daß es Stjepan ist, der schreit.

»Den Hund losmachen!« brüllt Stjepan noch einmal. Der dunkle Gupf, über den Georg beinahe eben gefallen

wäre, ist einer der Hunde. Georg wirft sich in den Schnee neben ihm hin, der Hund röchelt und schlägt mit den Beinen aus, und der Knabe erkennt, daß eine Schlinge dem Tier den Hals abwürgt. Georg ist so, wie er in der Stube gesessen, im bloßen Haar und in der Hausjoppe, heruntergelaufen, und er hat in der Hitze der Erregung vorerst gar nichts von der Eiseskälte verspürt. Aber sie hat ihm die Finger ungefügig gemacht, und der Strick um den Hals des Hundes ist unlösbar ineinander verschlungen wie die Schlangen in einem Nest. Georg findet in der Erregung nicht gleich sein Taschenmesser, und er kann dann auch die Klinge nicht aufbringen, weil ihm die Finger ankleben am Eisen. Nach einer Zeit, deren Ewigkeit ihm den Schweiß aus dem Rücken treibt, ist es endlich soweit, und Georg schneidet den Strick durch. Der Hund hat das Leben fast schon verschnauft. Er liegt still und mit abgespreizten Läufen. Während der Knabe in seiner Ratlosigkeit an ihm rüttelt und zerrt, hört er Schrei und Fluch, sieht durch den beißenden Vorhang der Schneewehen, wie Stjepan auf einmal seinen Gegner losläßt, zurücktaumelt, in den Schnee fällt, aber gleich wieder auf ist, das Gewehr hochreißt, und ehe Georg noch hinzuspringen kann, dem Schatten nachschießt, der blitzschnell über die Mauer gleitet.

Als der Knabe aus dem Zimmer gelaufen war, hatte Christiane ihm nachwollen. Aber, als bäume sich das neue Leben in ihrem Schoß auf gegen die Gefahr, die dem Mutterleibe von außenher kommen könne, war Christiane plötzlich überfallen worden von der Schwäche ihres Zustandes. Da Georg jetzt, eisverstäubt und starr vor Kälte, zurückkommt aus dem Hof, um seiner Mutter zu sagen, daß sie nichts mehr zu fürchten habe und die

Räuber vertrieben seien, findet er Christiane ohne Sinne neben der Bank auf dem Boden liegen. Es ist schon so fürchterlich schwer und reißt bis ans Herz, ein Tier vor sich liegen zu sehen und nicht zu wissen, ob es noch lebe. Und da liegt jetzt, mit dem Kopf gegen das Bankeck gesunken, arm und hilflos und weiß wie der Tod seine Mutter, und Schweißtropfen stehen ihr um Nasenflügel und Lippenrand.

Keinen Augenblick ist Georg unten im Hof Furcht angekommen. Aber jetzt macht ihm der Schreck die Flechsen der Kniekehlen schlaff, und ärger wie draußen im Frost schlagen ihm die Zähne aufeinander. Die Gewalt dieses Erschreckens läßt die harte Nußschale vollends in Stücke zerspringen, die den guten Kern von Georgs Knabenherzen umhüllt.

Christiane wird aus ihrer Ohnmacht wachgerüttelt von zwei hart zufassenden, heißen Händen, und als sie die Augen aufmacht, sieht sie von ganz nahe in die weitaufgerissenen, naßglänzenden ihres Sohnes hinein. »Mami!« schreit Georg seine Mutter an, »so rede doch, Mami, ist dir etwas geschehen?« — »Nein, nein!« sagt Christiane leise, »es war nichts, hilf mir in die Höhe!« Georg hebt unbeholfen seine Mutter in die Höhe, und als sie sich auf die Bank niedergelassen hat, sagt sie: »Setze dich ein wenig her neben mich!« Georg tut es. Brennend vor Erschütterung möchte er am liebsten laut aufschluchzen. Seine Mutter lehnt den Kopf an seine Schulter, er hat sie noch nie so müde und erschöpft gesehen. Georg hält still wie ein Stein, nur das Herz schlägt heiß gegen seine Rippen, mühsam stößt er hervor: »Ich mache dich ja ganz naß!« und streift sich den zertauten Schnee vom Loden seines Rockes. »Ach«, wehrt Christiane, »das macht

doch nichts aus!« Mit tausend Händen möchte Georg seine Mutter streicheln. Aber es ist das eine schon so schrecklich schwer, so viel Kraft zu schöpfen aus der Zärtlichkeit, die in ihm siedet, daß er die klotzschwere Scheu überwindet und es versucht, mit dem Handrücken von der blassen Stirn seiner Mutter den Schweiß wegzuwischen. Christiane verspürt diese so unbeholfen dargebrachte Liebkosung als etwas überaus Wohltuendes. Der Schmerz, der wie ein Dornenknäuel in ihrer Brust liegt, wird davon mit einer linden Seide übersponnen. »Ist dir sehr schlecht?« fragt Georg rauh. Er ist dabei zornig über sich selbst, weil er vor Angst und Mitleid die Worte nur stammelnd hervorbringen kann. Christiane setzt sich gerade auf, streicht sich das zerrüttete Haar zurecht und fragt, was unten geschehen sei. Georg ist sehr glücklich, daß seine Mutter wieder so wie sonst spricht, und er macht das schlimme Abenteuer zu einer alltäglichen kleinen Sache. Er macht aus den Säuen, die die Räuber hatten stehlen wollen, Gänse und Hühner. Er sagt auch nichts davon, daß der eine Hund tot ist, und er erzählt nicht, daß Stjepan gemeint habe, die Kerle wären mit ihren langen Messern nicht nur auf die Sauen ausgewesen. Ach, sagt Georg, Mami, brauche keine Angst mehr zu haben, der Kerl, Georg macht aus den drei Räubern nur einen, sei mit verbranntem Pelz auf und davon. Der käme sobald nicht wieder. Stjepan halte unten Wache und er, Georg, wolle nun gehen, um ihn abzulösen. Ob er Mami schon allein lassen könne? Er möge noch ein wenig bleiben, sagt Christiane. Sie nimmt mit einer plötzlichen, aber zärtlichen Gebärde das Gesicht Georgs zwischen beide Hände, so daß von ganz nahe Auge gegen Auge steht. Christiane spürt, daß das Knabenhaupt auf einem

recht starren Genick aufsitzt, aber sie zieht es sanft herunter und legt es an ihre Brust. Georg stößt die Stirn gegen ihren Arm und schluchzt auf: »Mami! Sei mir nicht böse!« — »Nein«, sagt Christiane, »bös war ich doch nie! Nur traurig und sehr allein. Weißt du, es ist für eine Frau schon etwas sehr Schweres, ein Kind in sich zu tragen. Besonders wenn ein Kind unter einem so traurigen Herzen liegt wie dem meinen. Ich habe gar niemanden, der mir jetzt eine Stütze ist, als dich. Ich weiß, Tante Elise hätte es dir nicht so sagen dürfen. Ich hätte es dir sagen müssen! Du und ich, wir haben doch immer miteinander über alles geredet. Aber du mußt es diesmal verstehen: Ich war so sehr unglücklich darüber, als ich das kleine Kind in mir gespürt habe, das keinen Vater mehr hat. Ich war so sehr verzagt, drum habe ich nicht mit dir reden können, Georg. Ich habe mit dir, als du damals selber noch ein kleiner Bub warst, doch ehrlich darüber gesprochen, als ich Christian in mir trug. Du hast dich damals so gefreut, daß du wieder ein Geschwister bekämst. Warum soll das jetzt so sein, daß du mir deswegen aus dem Weg gehst. Gar jetzt, wo du mich und auch dieses kleine Kind beschützen mußt als der einzige Freund, den ich habe. Bub, haben doch die bösen andern, die Unflat reden über eine Frau, die gesegneten Leibes ist, Macht über dich gewonnen? Laß dich nicht irre machen und glaube mir! Es ist in der Wirklichkeit alles schön und rein. So wie jetzt bist du ehemals an meinem Herzen gelegen und hast auf Christians winziges Herzpochen gehorcht und dich gefreut. Weißt du es noch? Was ist jetzt anders als früher? Warum bin ich auf einmal jemand anderes für dich geworden?«

Georg hat seit Kindertagen nicht so an der Brust sei-

ner Mutter gelegen. Jetzt, da er die Weiche und die Wärme dieses umfangenden, bergenden und doch so sehr hilfebedürftigen Leibes spürt, überfällt ihn die Erschütterung wie ein Sturm. Mit Gedanken könnte er das nicht erfassen, was das eigentlich ist: Mutter. Aber er fühlt es in diesem Augenblick in einer ganz wunderbaren Größe und Stärke. Da, muß er denken, wo ich mein Gesicht liegen habe, ist in ihr drinnen ein lebendiges kleines Kind. Er muß sich selbst auf einmal ganz klein und so zusammengewachsen mit dem Leib seiner Mutter denken wie dieses unbekannte Kind. Es ist verwirrend, zu denken oder zu fühlen, daß er einmal gerade so geborgen worden ist von ihr, daß er ein Teil ist von der Brust, an der er lehnt, von den Händen, die ihn streicheln, ja selbst von den Tränen, die jetzt auf seinen Hals herabtropfen. Er hat die schöne Mutter, zu der er von allem reden konnte wie zu einem Freund, in sich getragen wie das wahrhaftige Ideal, nach dem ein Junge in seinem Alter mit aller Glut der Sehnsucht sucht. Jetzt, da Georg so ganz und gar aufgewühlt ist von der Wucht des aufeinanderstürzenden Erlebens in dieser letztvergangenen Stunde, streift zum erstenmal das große Geheimnis der Natur mit gewaltigen Flüchten über die noch weisheitslose Knabenseele hin und schenkt ihr einen Hauch des Verstehens, daß es etwas Heiliges sei um jeden tragenden Schoß, und wie überviel des Erleidens über alles Gebären verhängt ist. Liebe und Mitleid branden in Georg auf, er steht mit dem ihm eigenen Ungestüm auf, stellt sich groß und breit vor Christiane und blickt ihr mit einer Weichheit in die Augen, wie er sie sonst nur zeigt, wenn er mit Tieren spricht. Schwerfällig streichelt er ihr mit der Hand das Haar, nicht aus der Stirne heraus, sondern es noch mehr verrüttelnd, in

die Stirne hinein. Aber Christiane versteht sehr gut, wie viele Worte der Liebe hinter diesem Ungeschick stecken. »Ich gehe jetzt hinunter zu Stjepan«, sagt der Knabe. »Ja«, nickt Christiane, und hinter dem Schleier, den der Schmerz in den schlimmen Zeiten über ihr Gesicht gehangen hat, leuchtet eine Sonne von Wärme hervor.

Stjepan ist in der inwährenden Zeit, das Gewehr schußbereit in der Hand, zwischen den Ställen auf und ab gegangen. Er stapft entlang der Mauern rund um das Gehöft, der Sturm und das Schneebranden haben ihm nichts an, der aus den Bergen der Lika herstammt. Die »Not« ist auch sein Haus, und er muß darüber wachen, wie er über die Frau und Kinder wachen muß. Stjepan redet laut mit sich selber, und er droht gegen die Mauerstelle hinauf, darüber der Räuber entkommen ist, und unter dem eisverkrusteten Gebüsch der Brauen lodern seine Augen wie schwarze Feuer: »Du hast herkommen müssen in dieser Nacht über Weg und Steg und Stein, weil ich dich gezwungen habe zu kommen! Für diesesmal bist du mir noch entwischt, und ich habe dir nur den Pelz verbrennen können. Aber du wirst meinen Händen nicht verlorengehen, und du wirst mit deinem verfluchten Blut das Blut des Herrn abwaschen, so wahr mir Gott helfe!«

Wenn Stjepan auf seinem Gang vorbeikommt an der Stelle, wo der eine Hund still und steif im Schnee liegt, stößt er mit dem Stiefel gegen das tote Tier und flucht. Es ist nicht, daß sich Stjepans Zorn vielleicht gegen den erschlagenen Hund richtete. Er tut es aus Schmerz, er hat den Hund geliebt. Beide Wölfe hat er geliebt, denn er hat sie aufgezogen. Er hat sie auch geliebt um ihrer geheimnisvollen Herkunft willen: Damals in dem schrecklichen

Winter vor etlichen Jahren, in dem die Todeskälte heraufgebraust ist in endlosen Schneestürmen aus der ungarischen Steppe, strichen Wölfe, aus Siebenbürgen und Bosnien kommend, herauf bis in das Österreichische. Selbiger Zeit verschwand die große, gelbe Schäferhündin, die sie auf der »Not« hielten. Ihre Spuren gingen zu den Stapfen hin, die von dem Wolf herkamen, nach dem sie rundum in der Gegend jagten. Ein jeder vermeinte, die Hündin habe auf den Wolf wollen und sei von ihm gerissen worden. Aber da kam sie auf einmal wieder, dürrverhungert und zerzaust. Nach den Monaten warf sie vier Junge, und die zwei, die man ihr ließ, wurden grau und zottig, mit grünen Lichtern in den Augen und waren schon im verspielten Kindesalter überaus scharf.

Stjepan läßt es sich von niemandem nehmen, daß die beiden Hunde von einem wilden wölfischen Vater her sind, und es ist immer sein Stolz gewesen, daß die gefährlichen Tiere ihm auf den Zuck eines Blickes gehorsamten.

Jetzt, da er wieder einmal herum ist auf seinem Rundgang, geht er in den Roßstall, wo der Hund Türk, den die Räuber fast erwürgt haben, auf einer Strohschütte liegt. Bei Stjepans Eintritt klopft der Hund mit der Rute schwach den Boden und hebt mühsam den Kopf hoch. Der alte rauhe Mensch kniet nieder zu dem Tier und streichelt es behutsam. Er, der nicht Weib und Kind hat, verspürt, daß ihm inmitten der Schlechtigkeit der Welt eine große Liebe geschieht, als ihm die warme Zunge des Hundes aus gefährlichem, zahnspitzigem Rachen jetzt sanft über das gesenkte Gesicht leckt.

Der Knabe, der den Alten gesucht hat, findet diesen, den Kopf des Hundes auf seinen Knien, und er hockt sich

neben ihn nieder, und auch er beginnt Türk zu streicheln. Alles was Georgs Herz in Zwängen hält, wird dabei locker. Die aufgestauten Gefühle fließen in seine, den Zärtlichkeiten noch so fremden Hände, und derweilen seine Finger liebkosend und glättend über das zottige Hundsfell gleiten, streichelt Georg auch gleicherzeit seine Mutter. Es ist dem stolzen Knaben ganz gleich, daß ihm jetzt die Tränen heruntertropfen. Der Alte blickt nach Georg, auf dessen Gesicht voll das weiße Mondlicht fällt. Er sieht die glitzernden Tränen und schaut in zarter Scham wieder weg. »Stjepan«, sagt Georg, »es ist Türk doch nicht soviel geschehen, als ich es im Anfang gefürchtet habe.« — »Nein, Gott sei Dank!« kommt die Antwort zurück. »Hast du einen erkannt, Stjepan?« frägt der Knabe. »Sie haben wohl das Gefrieß mit Ruß angeschmiert gehabt«, antwortet der Alte, »aber ich soll nicht Stjepan Gusic heißen, wenn der, dem ich zuletzt den Schuß hinaufgebrannt habe, nicht der Gottverfluchte, der Latso, selber gewesen ist.«

Stjepan wirft einen kurzen Blick nach dem Knaben und verhält sich die Rede, aber Georg sagt auf einmal hart und zornig, und in seinen sonst so warmen Augen funkelt ein solcher Haß, daß sie kalt sind wie die Eisnacht: »Du meinst den, der den Vater erschossen hat?« — »Ja«, antwortete Stjepan, »aber sie haben es mir ja nicht geglaubt, daß er es gewesen ist.« — »Ich glaube dir!« lodert die Antwort zurück. »Juraj (Georg), ich werde dir helfen, daß du das Blut deines Herrn Vaters rächen kannst«, sagt der Alte finster. »Dein Herr Vater war heute bei mir. Er hat keinen Frieden in seinem Grab, bevor es nicht geschehen ist.« Stjepan will noch mehr sagen von der heutigen Nacht, aber da hebt sich Türk auf einmal müh-

sam hoch, steht auf noch zitternden Läufen, reckt den Kopf und bellt. Er bellt noch matt, aber es ist doch das Zeichen, daß er wieder die Kraft in sich hat, hinzuhorchen auf das, was sich rings um das Haus begibt, das ihm anvertraut ist. Türk hört die Schlittenglocken der Heimkehrenden, schon lange bevor sie Menschenohren vernehmen können, aus dem Brausen des Sturmes heraus.

Sie haben dann oben in der großen Stube Bescherung. Aber es geht so still und ernst dabei zu wie bei einer Trauergelegenheit, und die Dienstleute bewegen sich mit einer scheuen schwerfälligen Feierlichkeit. Derweilen sie die Schalen mit dem heißen Punsch austrinken in kleinen Zügen, äugen sie über den Rand der Tassen heimlich nach der Frau hin, die zwischen ihren Kindern zuöberst am Tisch sitzt. Sie nehmen hernach mit den schweren Händen, die fein zugreifen wollen, ihre Geschenke, sie falten unter geflüsterten Worten mit rissigen Fingern die Stoffe und Kleidungsstücke voneinander, streichen über die Glätte einer Leinwand und greifen, künftiger Wärme sich freuend, prüfend die dicken Socken, die warmen Hemden und Handschuhe. Es brennt diesmal auch kein großer Lichterbaum, wie er sonst vom Fußboden bis zur Balkendecke hier immer gefunkelt hat. Nur ein kleines Tännchen mit weißen Kerzen ist angezündet. Freilich hängen Stilbersterne und Backwerk darauf wie auf einem wirklichen, freudigen Christbaum. Auch der Weihnachtsengel, der von alten Zeiten her in der Familie aufbewahrt wird, ist angebunden am Wipfel des kleinen Baumes. Er ist ein richtiger herrlicher Gloriaengel mit einem glitzerblumen- und perlenbestickten Reifröckchen aus uraltem Brokat und einem Mieder, das nur so funkelt von Gold und Steinen. Der Engel trägt einen federgebuschten Helm

wie ein römischer Ritter auf den silbernen Locken und hat große goldene Flügel, in deren geschwungenen Federn noch das Sausen des Fluges verhangen zu sein scheint. In der einen Hand hält er einen goldenen, blumengeschmückten Stab und in der anderen ein Band, das mit dem jubelnden »Gloria in excelsis« beschrieben ist. Vor dem Bäumchen, darunter seine Geschenke hingebreitet sind, hockt der kleine Christian, blättert in einem neuen Bilderbuch und hält dabei einen Drillbohrer, mit dem sein sehnlichster Wunsch Erfüllung gefunden hat, in der freien Hand. Auf einmal sieht er seine Mutter groß und dunkel neben dem Christbaum stehen. Ihr Gesicht lächelt und sie fragt, ob das Christkind das richtige Buch und das richtige Werkzeug gebracht habe. Christian ist sehr glücklich über das Buch, und besonders der Drillbohrer hat sein Herz heiß gemacht. Dieser Bohrer ist seit unermeßlich langen Wochen, da Christian ihn gesehen hat in einem Geschäft in Eisenstadt, der Wunsch aller Wünsche gewesen. Jetzt hat er ihn wirklich und hat auch schon ein herrliches Loch hineingebohrt in den Bodenladen. Aber es ist trotzdem auch für sein kleines, fröhliches Herz irgend etwas traurig in dem Christbaumzimmer.

Christiane hat eben vorher den Dank der Beschenkten entgegengenommen, aber sie hat jedes freundliche Wort nur mühsam herausbringen können. Sie wäre tausendmal lieber davongelaufen bis in den hintersten und finstersten Winkel des Hauses, um sich dort verkriechen und endlich laut weinen zu können. Aber sie hat es nicht dürfen. Da sind die Kinder gewesen und die Hausleute, da ist Georg gewesen, der die Uhr seines Vaters mit einem finsteren und harten Gesicht wieder hingelegt hat neben sein Geschenkbuch, ohne ein Wort, aber mit gefährlichem Zucken

um die zusammengebissenen Mundwinkel. Und Liselott, die zwölfjährige Tochter, die das feine bräunliche Gesicht der Schrautt weiterträgt, ist neben dem großen Bruder gestanden und hat gezittert vor verhaltenem Schluchzen.

Als das Kind Christian jetzt seine Mutter über sich stehen sieht mit einem so traurigen Gesicht hinter dem Lächeln, streckt es die Arme zu ihr hinauf. Christiane kniet fast ungestüm schnell zu dem Kinde nieder. Christians Augen hängen ernst und forschend an dem Antlitz seiner Mutter. Es sind die Augen ihres Mannes. Nur diese Augen, die sie ehedem sooft aus einem Männerantlitz liebevoll angeblickt haben, und die groß und goldklar in heller Bräune in dem Söhnchen weiterleben, sehen die Tränen, die Christiane jetzt endlich weinen darf.

Georg kommt zu ihr und sagt: »Stjepan will dir seinen Wunsch aufsagen!« Er sieht ihr prüfend und besorgt in das Gesicht, ob ihr nicht vielleicht wieder etwas fehle, und dann hilft er ihr mit ungeschickter Behutsamkeit auf. Christiane läßt ihre eine Hand in der des Sohnes und behält in der anderen das Pfötchen des kleinen Knaben, da sie jetzt wieder zum Tisch hingeht.

Stjepan Gusic hat seinen schwarzen Sonntagsrock an über der Wollenweste und eine frischgewaschene blaue Schürze vorgebunden. Im Knopfloch des Rockes steckt ein Zweig vom Rosmarinstock. Groß und hager steht er vor seinem Gabenplatz am Tisch und sein dunkles und düsteres Haupt wächst wie ein aus brauner Eiche geschnitztes Bildwerk der alten Zeiten aus dem reinen weißen Hemd hervor, das am Kragen zierlich ausgenäht ist mit rotem Garn. Das andere Gesinde steht hinter ihm, und wenn Stjepan sich jäh umdrehte, sähe er, daß die Mägde von verhaltenem Lachen etwas angerötet sind in

den Wangen und auf den Stirnen. Aber Stjepan steht versunken wie ein Priester vor dem Altar, und obgleich er auf Christiane hinzusehen scheint, ist sein Blick doch nach innen hinein gerichtet, als suche er in den Nächten der Vergangenheit. Stjepan hat sein Glas angefüllt mit dem Zimmetwein, der vor ihm auf dem Tisch steht. Jetzt hebt er es feierlich, wie einer einen Kelch aufhebt, gegen die Frau hoch. Von dannen, aus den Urwäldern und Bergen der Lika, von den wilden und kühnen Uskokenahnen mag der Trinkspruch herkommen, den Stjepan der Frau aufsagt. Sie haben diesen Spruch ehedem in Kroatien und Bosnien am Krstno-ime gehalten, dem Tag, dessen Heiliger dem heidnischen Urahnen einst bei der Taufe den Namen gegeben hat.

Stjepan sagt, starren Auges auf Christiane blickend: »Ich trinke das erste Glas auf die große Ehre Gottes, auf die Hausfrau und den Hausherrn, auf den Ackersmann auf dem Felde, den Wanderer auf der Straße, den Schiffer auf dem Meere, den Hirten auf der Weide, und den Hausgenossen im Hause.« Stjepan trinkt das Glas leer und füllt es sogleich wieder, und es ist, als gieße er aus einem Kessel Zaubertrunk in eine Opferschale. Er bringt das zweite Glas dem Herrn Jesus und einer großen, langen Liebe und dem Giebel des Hauses. Er leert den dritten Trunk im Namen der Dreifaltigkeit und daß, wie im Sommer der Wald, so die Gesundheit heranrücke, und daß sie alle im Hause in Gottes dreieinigem Namen bewahrt blieben vor trübem Wasser, engem Hohlweg, schlechtem Erfolg und marbem Schiff.

Stjepan ist einer, dem man niemalen hat nachsagen können, daß er trinke. Aber jetzt füllt er das vierte Glas und sieht dabei nicht wie der arme Knecht aus, sondern

wie Andrija Gusic, der große Herr, der vor vierhundert Jahren hat fliehen müssen vor den Türken. Seine stolzen Augen sind weit zurück in die Zeiten versenkt, und der Laut seiner Stimme ist so, als sänge er eines der uralten, eintönigen Lieder seines Volkes. Dieses vierte Glas trinkt er auf die traurigen und betrübten Helden. »Oh, Herr«, klingt das schwermütige Lied, »befreie sie von ihren Übeln! Bewahre sie vor des Türken Säbel! Oh, mögen sich die Helden losreißen aus ihrer Not, mögen sie Rappen reiten und schneidende Säbel um sich gürten gegen den Feind! Oh, mache ihnen die Rache süß und mache ihre Hand stark dafür!«

Stjepan nickt, als er diesen letzten Trunk geleert hat, dem Knaben Georg zu.

Georg versteht dieses Nicken, und er weiß auch, was das Auffunkeln in den finsterbrennenden Augen des Knechtes zu sagen hat, obgleich er und die anderen von dem langen Spruch vielleicht kaum da und dort auch nur ein Wort verstanden haben. Denn Stjepan hat den uralten Spruch des Krstno-ime in der Sprache seines Volkes aufgesagt, so wie ihn Vater und Vatersväter herübergetragen haben durch die vielen grauen Jahrhunderte.

Aber Georg neigt sein helles, noch unbeschriebenes Antlitz gegen den Alten zum Zeichen des Einverständnisses.

Von dannen, in den erdjungen Zeiten, ist der große Wogenschlag der Urmeere hinweggerollt über das Land um das Haus, das sie die »Not« heißen. Und es sind in den späteren Zeiten, wo die heiße, junge Erde schon längst verkühlt gewesen ist zu einer zerrissenen, unseligen Menschenwelt, die unermeßlichen Heerscharen der Asiaten darüber hinweggestürzt wie die Wasser der Sint-

flut. Heut brausen nur die eiligen Wehen herauf aus den Steppen im Osten, verschütten das Land, verschütten das alte Gehöft und lassen den weißen Gischt des aufgewühlten Gefrieres rauchen um seine Mauern, als stehe es wie in türkischen Greueltagen in schwelendem Brand.

Das Haus am Rand des Abendlandes ist zu dieser Stunde versunken in die Stille des Schlafes. Die schaurigen Stimmen des Sturmes dringen nicht hinein in die Geborgenheit seines Friedens. Christiane schläft, die Hände gefaltet über dem Leib, und das kleine Kind liegt nicht mehr im stachlichen Bett der Angst und der Verzweiflung. Es ist eingehüllt in die Liebe seiner Mutter wie die junge Blüte in der Knospe.

Sie können in der »Not« auch im Frieden ruhen. Stjepan, der Knecht, wacht über das Haus, und er wacht gegen die bösen, verhängnisvollen Fährnisse, die überall auf den Menschen lauern. Er sitzt in der Küche noch auf. Die Kerzen auf dem Ahnenbrot sind herabgebrannt bis auf kleine Stumpen. Der heilige Eichstamm im Herd hat seinen feuerglosenden Leib überdeckt mit einem Aschenmantel. Nur wenn der Wind ihn anfaucht, treibt er gleich einem Korallenstock hundert rote Sternenblumen aus, die aber im gähen Husch wieder verlöschen. Der Hund Türk liegt neben dem Herde auf dem Boden, und Stjepan, der auf der Herdbank sitzt, hat die Sohlen seiner Füße gegen den Rücken des Tieres gestellt. Auch der Hund schläft, nur zeitweise knurrt und winselt er, als zürne in ihm noch der schlimme Kampf dieser letzten Nacht. Am Fenster zündet der Mond in den Urwäldern des Gefrieres die siebenfarbigen Feuer an. Sein Licht legt sich hin auf den Herd und überstreut ihn mit lichten Flecken, so daß es dünken kann, als hätten sich da viele weiße, weiche

Vögel niedergelassen, die der Sturm hereingetrieben habe aus der grimmigen Nacht.

Stjepan löscht die verzuckenden Kerzen mit einem Stück Brot aus, so daß nur mehr der Mond leuchtet. Die weißen Vögel auf dem Herdrand falten wohlig die weißen Flügel voneinander und wärmen sich an der Glut des Badnjak, die noch dann und wann aufspringt in einem knisternden Funken. Die Luft ist laulich und noch süß vom verdampften Zimmetwein. Es schläfert Stjepan, aber er reißt sich immer wieder hoch aus dem Einschlummern, denn er muß wachen, bis der Badnjak zerfallen ist in graue Asche, die er, Stjepan, dann am Morgen streuen will in alle vier Winde.

Die ganze Herdplatte ist jetzt besetzt von schimmernden, silbernen Vögeln. Stjepan weiß es im Halbschlafe: die Viljen, die guten weißen Geister, die schönen Frauen sind gekommen und wärmen sich am Badnjak. Oh, es ist so gut, daß sie da sind! Sie werden Haus und Feld und Weinberg, sie werden vor allem die traurige, verlassene Frau beschützen. Und es wird dieses kommende Jahr ein gesegnetes werden.

Akana, die alte weise Mutter der Sippe, hat die Wunde übergossen mit dem Sud von siebenerlei geheimen Kräutern; sie legt darüber das Tuch, das bestickt ist mit den uralten, geheimen Zeichen, und sie spricht darüber die zauberschweren Sprüche. Latso, der Zigeuner, der Häuptling der Sippe, ist sonst nicht heikel. Er hat, vordem die Kälte gekommen ist, mit seinen Leuten die Kuh ausgegraben und gegessen, die umgestanden ist auf dem Meierhof des Fürsten, und es ist ihm wohlbekommen. Er ist

damals in jener Nacht, wo ihm der Branntwein die Sinne und seinen Füßen allen sicheren Schritt nahm, hineingestürzt in den Steinbruch, und er hatte dabei den Fuß gebrochen und ein faustgroßes Loch in den Schädel abbekommen, und es machte ihm nicht viel aus. Aber der Schrotschuß des Stjepan hat ihm das Fleisch des Schenkels so bös zerfetzt, daß die Wunde brennt wie die Hölle und ihn fiebern macht. Latso liegt auf dem laubgefüllten Sack, und Akana hockt bei ihm auf dem Lager. Man weiß nicht, wie alt Akana ist. Sie könnte tausendjährig sein, so wie sie hier mit dem kleinen verschrumpften Gesicht unter dem roten Turban zusammengekrümmt sitzt wie ein Wurzelalräunchen. Sie ist die Großmutter des Latso, und der wilde und gefährliche Mensch fürchtet das kleine alte Weib, wie er ein halbes Dutzend Gendarmen nicht fürchtet. Ihre Berührung heilt das Fieber, den Ausschlag und das Brustweh. Sie ist ehemals vor vielen Jahren, als sie noch schön war wie eine Blume und schnell wie eine Schwalbe, mit den Mädchen von Haus zu Haus gegangen, wenn die achtköpfige Unheilsgöttin die großen Krankheiten hat wüten lassen. Ihr Rock war aus dem Laub der Birken und den großen grünen Blättern des Lattich, im schwarzen Haar trug sie den Kranz aus Gras und wilden Blüten. Und sie hat die alten Zauberlieder gesungen und hat vorgetanzt die alten Tänze, um damit die schlimmen Geister zu verjagen.

Akana ist vor vier Jahrzehnten herübergewandert von der ungarisch-serbischen Grenze, und sie ist hier hängengeblieben, derweilen die anderen weitergezogen sind mit den Winden. Hinter dem Rücken Akanas brennt das Feuer unter dem Kessel, und der rote Schein zuckt auf den bucklichten Wänden der großen Höhle, die sich mit

tiefen Gängen hineingräbt in den Stein. Vorerst könnte einer glauben, die alte Mutter und der Kranke seien allein in der Höhle. Aber da jetzt das Feuer, angefacht durch neuen Zunder, höher aufbrennt, da ist das Dämmern in allen Winkeln und Tiefen bewegt von unruhvollem Leben, so wie in den herbstlichen Wäldern das dunkle Laub sich regt im Kräuseln des Windes. Schwarzer Blick blitzt heraus aus dem Gezott von Lumpen, weißes Gebiß glänzt, braune Hände greifen. Etliche sitzen ums Feuer, und viele liegen rundherum auf der Erde, denn es haben in den Gängen und Höhlen des alten Steinbruches wohl an die hundert Menschen ihren winterlichen Schlupf. Sie alle haben ihren Ursprung gehabt im Schoß der alten Akana. Akana ist stolz darauf, daß sie so viele geworden sind aus ihr in den kurzen Jahren, und sie herrscht wie eine Königin über ihre Sippe. »Es hat dich treffen müssen, Kind«, sagt sie zum Enkel, den das Fieber schüttelt, und sie nimmt die Tabakspfeife, die sie fortgelegt hatte, wieder in den Mund, stochert mit den Fingern die Glut auf und facht sie an mit tiefem Schmauchen. »Es hat dich heute treffen müssen! Du warst leichtsinnig und hast es nicht gemerkt, daß dir dein Amulett verlorengegangen ist. Wie kann etwas glücken, wenn du durch nichts geschützt bist vor den bösen Geistern!« Sie sucht aus den Untiefen ihrer Lumpen ein Täfelchen hervor, das an einem Faden hängt, und bindet es Latso um den Hals. Es ist nur ein kleines Stück Holz, aber es sind Mond und Sterne und eine Schlange darauf eingegraben, und die geheimnisträchtigen Zeichen machen das Holz mächtig gegen die großen Gefahren im schweren Leben eines armen Zigeuners.

Hinten, irgendwo in den tiefen Schluchten der Höhle, zittert ein Schrei auf, und ein Mädchen huscht her zu der Alten und sagt ihr, daß es nun soweit sei mit der Schwester. Die alte Mutter steht auf vom Lager des kranken Mannes, der die Wunden davongetragen hat im Kampfe, und geht durch die Gänge und Schluchten zum abseitigen Lager des Weibes, das ein Kind gebären soll. Sie muß dabei über schnarchende Männer steigen und über Weiber, die ihre Säuglinge im Arm halten, und über viele Kinder, die, zusammengerollt und aneinandergeschmiegt wie Tiere, beisammenliegen, damit sie nicht erstarren in der Winterkälte. Und sie steigt über Mädchen und junge Männer, die einander am Herzen schlafen. Da Akana hinkommt zum Lager der Kreißenden, machen ihr die Weiber, die darum beschäftigt sind, ehrerbietig Platz. Akana löst den Knoten am Gürtel ihrer Felljoppe, und sie heißt die anderen Weiber die Bünde an ihren Kleidern öffnen, damit sich das leibverknüpfte Kind leichter entbinde aus dem Schoße der Mutter. Sie heißt Blumeli, die Kreißende, nicht zu schreien mit offenem Munde, auf daß nicht die bösen Geister in ihren Leib führen, und sie befiehlt, das Feuer anzuschüren zu großer Flamme, damit die Unholden, die nach jedem Neugeborenen greifen, davor zurückschrecken. Blumeli hat lange im Unglück der Unfruchtbarkeit gelebt, und aller Zauber hat ihr nichts nützen wollen. Aber Akana hat die Keshalyiya, die guten Feen, angerufen und hat Blumeli geheißen, Wasser zu trinken, darein ihr Mann hat glühende Kohlen geworfen, und so ist endlich das Kind gewachsen in ihr. Blumeli muß zwischen dem Schmerzensstöhnen immer auch lächeln vor Freude, wenn ihr Akana wie eine Beschwörung vorsagt, daß es ein schönes und gesundes Söhnchen

sei, das herauswolle auf die Welt. Die alte Mutter ist eine, die mit ihren scharfen Augen durch die dichten Wände schauen kann, die vor der Zukunft stehen. Und sie hat auch diesmal recht. Sie greift wirklich das gesunde Söhnchen aus dem Tor allen Lebens, und der letzte Wehschrei der Entbundenen mischt sich mit dem freudigen Ausruf Akanas. Der Alten rinnt das Lachen durch all die hundert tiefen Schrunden ihres braunen Gesichtes, als sie das neugeborene Kind in den uralten Händen hält, und sie richtet ihre gebeugte Gestalt auf vor Stolz. Denn die guten Feen sind ihr wohlgesinnt, ihre Sippe wird größer von Tag zu Tag, und das Leben fällt aus dem Schoß der Weiber wie die Frucht im Herbst von den Bäumen fällt. Der Schnee stäubt herein durch die Klunsen der Bretter und durch die Fetzen und Felle, womit die Türlöcher verhängt sind, und im Kessel haben sie heute ein verrecktes Kalb gekocht als festliches Mahl in den Zeiten des Hungers.

»Meine alte Mutter!« sagt Wolfram Gutrath und schiebt ein Körbchen mit Nähzeug und einer verbogenen Brille mit sanfter Hand unter die Wäsche zurück, da er an diesem Neujahrstag in der Schublade nach der neuen Halsbinde sucht, die er dort irgendwo verkramt hat. Er findet sie endlich und macht sich vor dem Spiegel fertig. Der Spiegel hat einen geschweiften Goldrahmen, aber sein Glas ist an vielen Stellen blind, denn die Wand, an der er hängt, ist feucht. Trotzdem ist das Bild, das der fleckige Spiegel in die muffige Kammer zurückwirft, ein äußerst ansprechendes. Über der dunklen Halsbinde steht ein schmales Gesicht mit braunen Augen, die unter den

zusammengewachsenen Brauen etwas verträumt und versonnen sind, und mit einem Mund, der ebenso kindlich als fröhlich ist. Es ist ein ausgesprochen knabenhaftes Gesicht, und jeder schlösse daraus, daß der ganze Mensch nicht viel mehr als zwanzig Jahre und ein junger Student sei. Wolfram ist aber schon acht Jahre darüber, und er ist seit zwei Jahren Hilfslehrer an der Schule hier in der Stadt und Doktor der Philosophie dazu.

Es sind wohl nicht mehr die bösen Zeiten, wo der türkische Feind den großen Jammer ausgeschüttet hat. Aber es sind die bösen Jahre nach dem Krieg, der so Ungeheuerliches vernichtet hat an Blut und Gut. Die Not gießt ihr salzbitteres Meer aus über das Land, und so viele Hände und Hirne müssen rasten, daß einer glücklich sein muß, wenn er nicht als völliger Überschuß abseits zu liegen und zu verdorren braucht an Leib und Seele und gutem Willen. Wolfram, der junge Doktor, ist auch ganz zufrieden mit seinem Posten. Er ist als das ledige Kind einer armen Frau aufgewachsen, und er hat sich durchgehungert durch die Studentenzeit; und so kommt er sich jetzt manchmal geradezu reich vor, weil er nun schon so weit ist, sich eine Stube und ein tägliches Essen bezahlen zu können. Wolframs Kammer geht auf einen langen finsteren Hof, wie ihn die alten, von außen so lächelnd schönen Häuser dieser kleinen Stadt aufweisen, und es kommt nur im Hochsommer gegen Abend eine Zeit die Sonne herein. Aber eigentlich macht diesen unfreundlichen Raum, wo die Fenster ohne Licht sind vor grauem Gefrier und der kleine lukige Eisenofen selber frierend dasteht, jetzt an diesem Neujahrsmorgen der hübsche junge Mensch sonnig. Wolfram ist guter Dinge, denn er geht an diesem Vormittag hinüber in die »Not«, wo es

die vielen Bücher, wo es das schöne warme Zimmer und – wo es Frau Christiane gibt. Wolfram unterrichtet Liselotte, die Tochter Christianens, und er ist jede Woche zweimal auf dem Gut. Seit etwa einem Jahr hat er eine für ihn ziemlich schmerzliche Liebesgeschichte mit einem Mädchen aus einem reichen Haus hinter sich, und er fürchtet seit damals die Liebe und insbesondere die jungen Mädchen als etwas, das einem den Schlaf der Nacht und die Klarheit aus dem Kopfe nimmt. Gewiß, er hat oft Sehnsucht nach Frauen. Aber wenn er an die erst so kurz vergangenen Dinge denkt, deren Wundmale immer noch rot im Fleisch seines Herzens stehen, dann möchte er eigentlich nur die alte Frau um sich haben, die so wunderbar treu lieben konnte und der die Brille und das Nähzeug im Fach seiner Schublade gehörten. Liebe, alte Mutter! Das Bittere mit dem Mädchen und der Tod der Mutter kamen damals fast zu gleicher Zeit, so daß der eine Schmerz gleich wieder in den anderen hineinbrannte. Aber Gott hatte dennoch ein Einsehen gehabt. Vielleicht, weil er als Urgrund alles Guten das Sonnige nicht missen will in seiner oft so finsteren Welt, darum hatte er am Webstuhl der Geschicke den Faden so geworfen, daß Wolfram kurz nach dem bitteren Jahr auf die »Not« bestellt wurde. Christiane nahm damals auch dieses aufgerissene Herz in ihre sanften Hände, und der junge Mensch streckte und reckte sich wie ein verlaufener Hund, den man aus einer verschniebenen Novembernacht an ein warmes Herdloch hereinholt. Er hat sich den Grund dafür eigentlich nicht klar auseinandergesetzt, aber es ist so gewesen, daß die Unruhe seiner Seele schon am ersten Tag seines Amtes in der »Not« stille wurde. Ja, er lebt vom ersten Tag an, seit er auf der »Not« seine Stunden gibt, eigentlich nur

von der einen Zeit bis zu der anderen, wo er Christiane sieht; und daß er damals Weihnachten bei anderen Leuten verbringen mußte und die Frau nicht hatte beschützen können in jener bösen Nacht, ist ihm eine Bitternis, die er heute noch auf der Zunge verkostet.

Wolfram geht an diesem Neujahrsvormittag, ehbevor er den Weg antritt durch die verschniebenen Felder, in die Blumenhandlung der Barbara Rösler, der das Haus gehört, in dem er wohnt. Weil es in dem Geschäft außer verstäubten Schlinggewächsen und künstlichen Frühlingszweigen nichts gibt als vierblättrigen Klee, eingesetzt in Tragkörbe, die von Rauchfangkehrern, Zwergen und goldenen Schweinen auf dem Rücken getragen werden, kauft er für schweres Geld ein goldenes Schwein, ohne das man das Töpfchen mit dem Klee nicht bekommt. Er bittet Frau Rösler, ihm die Sache gut einzuschlagen in Papier, damit ihm der Glücksklee nicht erfröre.

»Gehört es für eine schöne Dame?« fragt sie neugierig und forscht Wolframs Gesicht ab mit ihren grellen Augen. »Nein«, sagt Wolfram zornig, weil das ist, als spüre jemand in eine Kammer seines Herzens hinein, die er selber noch nicht zu betreten gewagt hat, nimmt hastig das Päckchen an sich und geht. Das unangenehme Gefühl, das er mitnimmt aus dem Laden, verlöscht, als ihn jetzt auf seinem Weg die alten Häuser im beweglichen Spiel ihrer geschweiften Giebel und Torbogen und schöngesimsten Fenster begleiten, die der weiße, goldüberfunkelte Frettchenpelz des klaren Wintertages behängt. Aber als er eben herausgehen will aus der Stadt, kommt etwas kerzengerade auf sein Herz losgefahren. Es kommt der gelbe schellenläutende Schlitten des Mädchens, das er so unglücklich geliebt hat, auf ihn zu und zwingt ihn,

tief hineinzusteigen in den am Wegrand aufgeschütteten Schnee. Die dampfenden Roßköpfe streifen fast Wolframs Rock, und die Schlittenkufen gehen ihm beinahe über die Spitzen seiner Schuhe. Er muß dem Mädchen, das neben einem Herrn, eingewickelt in eine goldschwarze Pantherdecke, im Schlitten sitzt, von ganz nahe ins Gesicht schauen, und er kann natürlich nichts anderes tun in seiner heftigen Verwirrung, als zu grüßen. Aber das Mädchen, das sich ehemals von ihm hat so heiß küssen lassen, blickt mit den schönen dunklen Augen über ihn hinweg, als sähe sie ins Weite, und nur der Herr neben ihr legt zum Dank für den Gruß zwei lässige Finger an den Hutrand. Es ist in diesem Augenblick so, daß Wolfram das schlimme Brennen, das ihm in den vergangenen schlechten Tagen oft die Brust aussengte, wieder aus tiefen Gründen aufschmerzen spürt, und das friedliche Land seines jetzigen Lebens bedroht sieht. Ja, er taumelt in diesem bösen Augenblick geradezu ohne Fußboden im leeren Raum. Nichts ist außen und nichts ist innen in ihm, daran er sich halten könnte. Aber derweil das hochmütig-süße Gesicht an ihm vorüberstreift, und der feine Blumenduft teuren Ruchwassers ihn anweht, knistert das Seidenpapier um das Kleestöckchen, das er an seiner Brust geborgen hat, damit es nicht erfriere. Das häßliche goldene Schwein, dessen Verbundenheit mit dem Klee ihn bis jetzt bedrückt hat, wärmt auf einmal wie ein Stück Sonne, das man mitten ins Herz hineingestrahlt bekommt, und das Bild Christianes von Schrautt stellt sich vor den Schlitten und gibt ihm mit ihren sanften Händen einen Schub ins Nichtmehrsein hinein. Christiane ist so leibhaftig da, daß er fast spürt, wie sie sanft sein Haar streichelt, und er hört sie sagen: »Er ist ja auch eines von

meinen Kindern!« wie sie es ihm letzthin getan hat, als er ihr von seinem Leben erzählte. Nein, jetzt wo Christiane da ist bei ihm, fährt der Schlitten Wolfram nicht mehr übers Herz. Er drückt mit einer knabenhaft glücklichen Bewegung das Schwein gegen die Brust und denkt: Was kann mir schon geschehen, wenn diese Frau gut zu mir ist! Dann springt er aus dem Schneehaufen und fängt fast zu laufen an, denn er brennt darauf, zu Christiane zu kommen.

Die Weiten gen Osten hinaus brennen in weißer Glut, und wo einer der großen, zerzausten Birnbäume oder ein Gestrüpp an der Straße steht, wo die köstlichen vielarmigen Tempelleuchter einer dürren Kardendistel oder die blasse Rispe eines Grases heraus aus dem hohen Schnee reichen, werfen sie köstliche Schatten von enzianblauer Farbe. Die Ebene ist ein weißes Meer, das, aufgestrichen in scharfen Wogenkämmen, heraufflutet von Ungarn. Stellenweise ist die Straße abgeweht bis auf die hartgefrorene Erde und anderswo ist sie wieder meterhoch verschüttet von weißen Gebirgen. Es ist kein leichtes Gehen, aber Wolfram eilt den beglückten Stunden bei Christiane entgegen. Er sieht die Enzianschatten, und er liebt sie, und er liebt die weichflockigen Eisbären und die schneeigen Flaumvögel, die sich hingelegt haben auf die Baumäste und auf das Gezweig der Sträucher. Eine Brombeerranke, stachlig wie ein Haifischrachen, daran noch einige dunkelrote Blätter stehengeblieben sind, der Bluttropfen einer wilden Rosenfrucht, das funkelnde, kristallschwere Geschmeide einer Spinnenwebe sind ihm Erlebnisse, die er noch nie gehabt zu haben glaubt. Er redet den Gimpel an, der wie ein roter Karfunkelstein im köstlichen Silberstrauß der bereiften Schlehenzweige sitzt,

und er ruft den Krähen zu, die, blaue Lichter auf den Flügeln, schreiend vor Hunger auf den Bäumen sitzen. Selbst die elende Keusche des Hadernsammlers, die in der Einbuchtung eines aufgelassenen Schotterbruches steht, ist über allen Schmutz und alle Verkommenheit hinweg in der dicken weißen Flauschgugel wie das Märchenhaus in dem Buch, das er als kleiner Bub als einzigen, größten Schatz besaß. Ja, es ist so schön und hoffnungsreich, zu Frau Christiane zu gehen! So wie nach einer Straßenbiege auf einmal die großen, dunklen Bäume auftauchen, hinter denen die »Not« schwarz und spitzhörnig wie ein Untier im Schnee liegt, löst Wolfram das goldene Glücksschwein vom Kleekorb und schleudert es unbarmherzig in den tiefen Schnee hinein. Man kann Christiane ein buntes Herbstblatt bringen, man darf ihr einen Schlehenzweig mit einer Beere geben, ein Schneckenhaus oder einen hübschen Stein, aber man dürfte ihr nie und nimmer ein goldenes Schwein aus Frau Röslers Laden schenken. Wolfram weiß, sie würde auch zu diesem goldbeklecksten Untier gut lachen, um ihn ja nicht zu kränken, aber er will sich und ihr die Verlegenheit ersparen.

Es ist für einen jungen Menschen wie Wolfram ein Verweilen in geträumten Sehnsuchtsgärten, daß er jetzt an diesem Neujahrstag in der großen getäferten Stube, den Rücken angelehnt an der warmen Kachelwand des Ofens, sitzen kann. Er atmet die Luft ein, die gut nach dem eben aufgetragenen Kaffee und nach den Tannenzweigen, die auf dem Tisch stehen, duftet, und denkt ein um das anderemal, halb wie in Angst vor dem Zuviel des Schönen: Wenn man das, was ich jetzt fühle, Glück nennen kann, dann bin ich wahrhaftig glücklich! Christiane sitzt in einem tiefen, großen Stuhl mit dem Rücken gegen das

Fenster. Ihr Gesicht ist im Schatten, aber ihr Haupt, ihre Schultern und Arme sind gülden eingesäumt. Georg hockt am Tisch, hat die Arme aufgelegt und den Kopf vorgestreckt wie ein horchendes Tier, und nimmt Herrn Stöger die Worte schon mit den begierigen Augen fort vom Munde. Es ist gerade nichts Erfreuliches, was der alte Herr erzählt, der Christiane gegenübersitzt, und der vor lauter funkelndem Licht, das an diesem klaren Winternachmittag von der unendlichen Schneedecke hereingeschleudert wird durchs Fenster, statt der weißen Haare einen Glorienschein aus purem Silberglanz über dem müden, feingeschnittenen Gesicht schweben hat.

Man sollte am ersten Tag eines neuen Jahres ein Fallgatter stellen vor die Vergangenheit und nur in das Zukünftige hinausschauen wie in Weiten, an deren Rand die blauen Berge hinziehen, die Erfüllung aller Sehnsucht verheißen. Aber für Herrn Stöger ist Zukunft gerade nur die nächsten Stunden oder bestenfalls der kommende Tag. Und nur die Vergangenheit steht wie ein großes, düsteres und unsäglich trauriges Haus hinter ihm und ist angefüllt mit Erinnerungen vom Keller bis zum Dachboden. So schwer sind diese Erinnerungen und so tief haben sie sich hineingeätzt in sein altes Herz, daß er niemals mehr davon loskommen kann. Herr Stöger hat bei Ödenburg einen Besitz und ist schon mit den Eltern Christianens befreundet gewesen. Er ist Christiane sehr gütig beigestanden, als sie nach dem Krieg hierherkam, um mit ihrem Mann, der, als gebürtiger Bozner heimatlos, als Offizier mit seinem lahmgeschossenen Fuß ein überschüssiges Strandgut geworden, auf dem alten Gut der Familie ein neues Leben zu beginnen. So haben Herr Stöger und Christiane auch heute vorerst die schweren

Wirtschaftssorgen durchgesprochen und über die Nöte der Zeit geklagt, die chinesische Mauern aufführe zwischen jedem Ländchen, und der alte Herr hat das Treiben der Ungarn gegen die Ödenburger Deutschen mit scharfen, zornigen Worten verdammt. Man ist von da auf die nächstvergangene Zeit zurückgeraten, wo diese uralte Stadt aus fränkischer Ostmarkzeit herausgebissen wurde wie ein Fetzen Fleisch aus dem schöngerundeten Leib des Burgenlandes. Wenn Herr Stöger in seinen Gesprächen einmal dort ist, dann rötet sich sein feines, blasses Gesicht, seine müden, traurigen Augen bekommen blaue, harte Lichter, und die ruhige, immer etwas klanglose Stimme wird, so wie jetzt, scharf und laut. Christiane beugt sich vor und legt ihre Hand auf die des erregten alten Herrn, die sich zusammengezogen hat zu einer Faust. Es ist, als ob sie ein Kind anfasse. »Oh, lieber Freund«, bittet sie »Sie sollten sich doch nicht wieder aufregen!« Aber der alte Mann sagt: »Lassen Sie mich reden, Christiane! Man kann nicht immer und ewig nur mit seinem Hund oder seinem Pferd oder für sich allein darüber weinen in seiner fürchterlichen Einsamkeit!« Wolfram, der von Georg über Herrn Stögers schweres Schicksal gehört hat, will aufstehen und hinausgehen als der Fremde, der er hier ist. Aber Herr Stöger hört die Schritte, wendet sich um, versteht den zarten Anstand des jungen Menschen und ruft: »Bleiben Sie, junger Doktor, ich schäme mich vor Ihnen nicht meines Schmerzes! Vielleicht ist es das einzige Gute daran, warum ich habe allein überbleiben müssen, daß ich es euch Jungen einhämmern und einätzen kann in die Seele, was wir Österreicher hier an der Grenze gegen Asien seit immer haben leiden müssen für unsere Heimat!«

Nein, sie gehören wahrhaftig nicht in das nestwarme,

schöne, friedliche Zimmer herein, diese Worte, die jetzt hervorbrechen aus einem alten, blutigen Herzen. Sie sind jammervoll und grausam wie die der alten bösen Berichte aus den schrecklichen Zeiten des Türkensturmes. Aber es sind keine waffenfunkelnden, gold- und seidengewandeten Padischahs auf arabischen Pferden, die im Gewölk des hufaufgewirbelten Staubes heraufbrausen gegen die Ostgrenze des heiligen deutschen Reiches. Selbst in der roten Wut ihres blinden Eifers waren die Türkenreiter dagegen herrlich. Sie, die dazumals das große Unglück über die Menschen in ihrem Land und die Österreicher an der Grenze brachten, kommen in heulenden Kraftwagen, und ihr Anführer hat seine Henker und einen fahrbaren Galgen mit sich, um die, so wider ihn sind, schnell abzustrafen. »Oh!« stöhnt der alte Herr auf, »heute vor zehn Jahren, da habe ich lachend aufgeprotzt vor meinem Freund, dem Fürsten, weil er mich beneidet hat um meine schönen Söhne! Ein paar Monate später war mein Lebensglück zerschmettert, und der elendste, ärmste Zigeuner war ein König gegen mich. — Ach — ich sehe den Unhold vor mir . . . — ewig werde ich ihn sehen müssen im Wachen und Träumen —, klein, schief, blaß ist er dagestanden, an sein Auto gelehnt. Er hat über mich hinweggeschaut wie über einen toten Stein mit seinem grauenhaften leeren Blick aus halb geschlossenen Augen, als ich geschrien habe um Gnade. Christiane, denken Sie, meine beiden schönen Söhne! ‚Papa', hat Karl zu mir gerufen, als ihn die Schergen zu dem Baum schleppten. ‚Papa, so demütige dich doch nicht.' Und Richard — so alt, Christiane, so alt wie Ihr Georg war er, er hat gelacht vor den Henkern, ja, er hat sie richtig ausgelacht, damit die Bestien nicht glaubten, er fürchte sich vor

ihnen. Zwei Tage, Christiane, zwei Tage lang sind sie vor meinem Fenster gehangen an dem weißen, blühenden Birnbaum! Kann einer jemals im Wachen und Träumen diesen Birnbaum aus dem Bild seiner Seele bringen? Und zwei dieser Bestien sind dageblieben und haben gewacht, damit wir die Knaben nicht herunternähmen und begrüben. Und mich haben sie immer wieder zum Fenster getrieben. Tag und Nacht hat das Geschrei der armen Mutter durch das Haus gehallt!«

»Ja«, sagt die Stimme des alten Herrn müde und verzweifelt, »uns Österreicher an der Grenze gegen Asien muß Gott ganz besonders lieben, weil er uns ohne Atemschöpfen so schrecklich züchtigt. Hätte er mir doch wenigstens den einen, den letzten gelassen! Warum, oh, warum, Christiane, habe ich auch diesen, der mir damals bewahrt geblieben ist wie durch ein Wunder, warum habe ich auch ihn liegen sehen müssen in seinem Blut! Achtzehn Jahre alt! Oh, ich habe geschrien zu Gott, daß er mir diesen Letzten, Einzigen lasse! Ich habe Gott mein Leben, ich habe ihm alles, was ich besitze, geboten im Jammer meiner elenden Machtlosigkeit. Ich habe mit Gott gehandelt wie mit einem Krämer, ja, ich habe gefeilscht und geschachert mit ihm, damit Josef nicht sterbe! Nichts! Umsonst, Christiane, umsonst! Soll einer darum nicht wahnsinnig werden, daß ihm das letzte Kind erschossen werden mußte von ungarischen Freischärlern, weil dieser schöne, blühend gesunde Bub österreichisch war und nicht ungarisch werden wollte! Christiane, wo Sie Ihre Kinder so sehr lieben, Sie müssen es verstehen, daß ich mich bis heute noch nicht darein ergeben habe!« Der alte Herr senkt den schneeweißen Kopf auf die Hemdbrust hinab und atmet schwer. Nach einer Weile, indessen im Zimmer

keiner sich zu rühren getraut, richtet er sich steil auf und zündet sich mit zitternden Händen eine seiner schweren Zigaretten an. »Ja«, sagt er, »ich renne in meinem Jammer wie ein eingefangenes Tier immer wieder hilflos gegen die Käfiggitter. Ich weiß es, ich gehöre nicht unter Menschen. Verzeihen Sie mir, Christiane, daß ich Ihnen den schönen friedlichen Nachmittag gestört habe!« Christiane steht auf, tritt zum Sessel des alten Mannes und streichelt ihm über das weiße Haupt. Sie sagt kein Wort.

Der Rauch von Herrn Stögers Zigarette steigt in feinen Schwaden auf und ab im Zimmer und schwebt in blauen Ringen um den Glassturz, darunter die Kindlmutter im Licht der Nachmittagssonne sitzt, lächelnd im Wissen ihres tiefsten, großen Geheimnisses, das süßeste Bild des erfüllten Sehnsuchtstraumes vom restlosen Glück. Der alte Herr macht sich sanft von Christiane los, steht auf, tritt zum Fenster und zündet sich eine neue Zigarette an. Christiane hat die Hand, mit der sie ihm die Wange streichelte, naß von den blutigen Tränen, die das hoffnungslose Alter weint. Sie alle, die scheu hinsehen nach der langen, hageren Gestalt, die mit gebeugtem Haupt gegen das Licht steht, sind tief bedrückt, und keiner weiß, wie man herausfinden könne aus dieser traurigen Stunde.

Draußen vor der Tür zwitschert auf einmal ein Lachen, als seien mitten im Schnee Frühlingsvögel eingefallen, die Tür wird aufgestoßen, und der kleine Christian kommt herein, über und über voll Schnee und Eiskrusten. Seine Füßchen lassen schmutzige Spuren zurück auf dem schöngewichsten Eichenboden. Draußen hört man Liselotte rufen nach ihrem kleinen Bruder, aber das Kind läuft, den abwehrenden Armen Christianens ausweichend, zu dem alten Mann am Fenster hin, dessen zerrissenes Herz

im Leeren taumelt, und umschlingt seine Knie. »Onkel Stöger!« jauchzt der kleine Knabe zu dem hinauf, der so schrecklich einsam steht inmitten des Grauens dieser Welt. »Ich bitte dich, schau nur, was ich draußen im Schnee gefunden habe!« Der kleine Christian hält Herrn Stöger etwas hinauf, das golden glänzt, und er zwitschert: »Es ist aus Gold, ganz aus Gold, das liebe kleine Schwein! Denk doch, wie es gefroren hat draußen im Schnee!« Christiane will das Kind wegziehen, und Liselotte kommt hereingelaufen und sagt ohne Atem, daß ihr Christian davon sei und sich nicht einmal die Schuhe abgeputzt habe. Aber derweilen haben sich schon zwei Augenpaare gefunden, eines, aus dessen klarer Bräune die Freude glänzt in allen Lichtern, und ein trübes, hoffnungsloses zwischen geröteten Lidern. »Er macht Sie ja über und über schmutzig!« ruft Christiane, da Herr Stöger jetzt das Kind heraufhebt zu sich, so daß das schneerotwangige Gesichtchen in der Höhe seines Gesichtes ist. »Magst du es haben, das kleine Schwein?« fragt das Kind in das Antlitz hinein, das der messerscharfe Pflug des Schmerzes so fürchterlich tief zerschnitten hat. Als er keine Antwort bekommt, schlingt Christian ein Ärmchen um den Hals Herrn Stögers und schiebt ihm das häßliche Glücksschweinchen aus dem Blumenladen unter den Rock. »Ich schenk es dir!« — »Danke schön!« antwortet der alte Herr und dreht sich mit dem Kinde, das ihm den teuern dunklen Anzug völlig naß und schmutzig macht, noch einmal gegen das Fenster hin. Wolfram steht auf und winkt Georg zu sich, daß er mit ihm komme, denn er weiß, daß man jetzt den alten Mann allein lassen müsse mit dem Kind und mit Christiane.

Als Wolfram an diesem Abend heimgeht, ist es freilich

ganz anders gewesen, als er es sich zurechtgelegt hatte am Vormittag. Aber trotzdem ist sein Herz herrlich erwärmt. Er singt vor sich hin, und der warme Hauch raucht als weißer Nebel in den bitterkalten Abend hinaus, dessen grüner Himmel in einen rotbrennenden Dampf zusammenrinnt mit den Rändern der Erdenwelt. Oh, diese Erde, die wintertot unter dem weißen, unendlichen Leilach zu schlafen scheint und über deren gefrorene Rinde jetzt in dieser Nacht Wolfram hintrabt! Wie bebt sie unruhevoll unter dem wilden Auf und Ab der Geschicke, die über sie hinfluten. Wie auf einem schwankenden Schiffsboden steht einer auf dieser Erde, wenn er nicht etwas hat, woran er sich festhalten kann. Schöne, gute Frau Christiane! Wolfram denkt unter dem vielen, das ihm auf diesem Heimweg durch den Kopf geht, daß selbst auch dieses dazugehöre zu den Erlebnissen des heutigen Tages, daß er das goldene Schwein hat wegwerfen müssen in den Schnee, damit es von einer kleinen Hand einem alten Mann in die Brusttasche geschoben werde und über dessen todeinsamem Herzen zu liegen komme. Orion, das neunsternige Wunder der Winternacht, beugt seinen gegürteten Leib herüber über den Himmel, und wie ein Springbrunnen aus Diamantgestreu sprüht aus seinem Haupt der Bogen der anderen Gestirne über das Gewölbe. Diese Sterne an einem Himmel, dessen schauerliche Unendlichkeit man in manchen seltenen Augenblicken nur erschauernd ahnen kann, Christiane und die »Not«, er selber und der alte Herr, das Kind und das goldene Schwein, das alles ist das Leben und was geheimnisvoll in ihm webt, muß Wolfram denken.

Zu Ende Februar dieses Jahres, wo Christiane das kleine vaterlose Kind in sich trägt auf allen Wegen, wird

der Frettchenpelz des Winters jählings lukig. Die Schneeglöckchen stecken die grünen Lanzen durch das marbe Gefrier, im Alpengärtchen, das Christiane ehedem angelegt hat an der sonnenseitigen Mauer, sprossen der Krokus, die Soldanellen und die Schneerosen heraus aus dem Schnee, und rings um ihre warmen Leiber ist das Eis weggetaut. Wo anders sonst als in diesem Österreich der großen, heißen, stillen Herzen gibt es noch einen Alpengarten, der eine so rührende Geschichte hat wie der in der »Not«. Mögen die großen Herren des Landes in den herrlichen alten Gärten ihrer Schlösser einer Liebe einstens auch marmorne Tempel als Denkmale gesetzt haben, hier in diesem Gärtchen zwischen zusammengehäuften Kalkfelsen blüht die Wunderblume einer großen und tiefen Liebe. Christiane hat den Alpengarten am Rand der Steppe angelegt, wo man nur an den Himmelsrändern im silbernen Dunst der Fernen die Berge auftürmen sieht. Sie hat ihn ehemals für Karl von Schrautt, ihren Mann, angelegt. Hauptmann von Schrautt war einer der kühnsten Bergsteiger der Tiroler Kaiserschützen, dieser prachtvollen Gebirgstruppe, gewesen, und er hatte in den Dolomitenbergen seiner Heimat manches schwerste Korallenriff zum erstenmal und ganz allein bezwungen. Ihm, dem Menschen der Berge, war die Welt am liebsten dort, wo sie noch unberührt und glasrein lag im Firn der Gipfel, wo vor den großartigen Zügen ihres uralten, faltigen Angesichtes jedwede Kleinheit und Enge versank, und wo das widrige Haßgegeifer der Menschheit völlig unterging im Brausen der Stürme und kläglich zerscherbte im überirdischen Gesang des Lichtes. Aber ein einziges gab es inmitten der herrlichen, ungeheuren Einsamkeit, so erzählte Karl von Schrautt es ehemals Chri-

stiane oft, das es vermochte, seine in die Unendlichkeiten hinausstürmende Seele immer wieder zurückzuholen. Das nur konnte seinen an Riesengrößen und glanzaufgelösten Fernen maßlos gewordenen Blick wieder einfangen für diese Erde, wenn er in der erbarmungslosen Felsenwelt, wo nachts die scharfen Fröste und an den Tagen die grellen Gluten sengten und brannten, eine der seltenen und köstlichen Blumen des Hochgebirges wachsen fand. Vielleicht öffnete Christiane damals, als sie das erstemal zusammentraf mit Karl von Schrautt, ihm gerade dessentwegen ihr junges, bislang der Liebe fremdes Herz, weil dieser verschlossene, herbe Mann zärtlich wie von einer rührenden Geliebten von den kleinen Bergblumen sprach. Es gibt viele Briefe, die Schrautt damals seiner Braut Christiane geschrieben hat; es stehen darinnen die stolzen Namen von Berggipfeln der Brenta, der Presanella, des Cimone, des Cima Tosa und noch von vielen gefährlichen Zinken der Dolomiten. In jedem dieser Briefe liegt ein vertrocknetes und entfärbtes Blümchen, und die Worte duften heute noch nach Höhe und reiner Luft: »Nach acht Stunden oft recht mühsamer Kletterei in der Südwand der Presanella habe ich heute als erster den Gipfel genommen, um den ich schon seit zwei Jahren kämpfte. Dieses Blümchen, das man – ist der Name nicht köstlich! – Himmelsherold nennt, habe ich in zweitausend Meter Höhe gefunden, und es hat nichts als einen schmalen Spalt Erde gehabt als Nährboden für seine blaue Schönheit und Herrlichkeit. Ich habe deinen lieben Namen zu ihm gesagt, Christiane, und ich habe deine Augen gesehen in dieser blauen Blüte, die ich dir mitschicke.« Und: »Neben meinem Rastplatz wuchs ein alter Stock Silberwurz, ich schätze, er war achtzig oder gar hundert Jahre

alt, und seine Blumen waren zugeschlossen in der Kälte der Bergluft und öffneten sich nur für eine Stunde der Sonne. Ich strich mit der Hand über die Seide seiner goldhaarigen Knospen, ich streichelte dein Haar, Christiane!«

Ja, es gibt viele solcher Briefe mit solchen dürren Blumen in Christianes Schreibtisch, in denen steht, daß Karl von Schrautt seine Berge, die Hochlandsblumen und Christiane sehr liebte.

Was ist zu tun, wenn einem solchen Menschen durch einen verlorenen Krieg die Heimat, die Ehre seines Standes, die Gesundheit zertreten wurde? Man kann nur die Liebe entgegenstellen, damit er nicht zerscherbe in böser Stunde, man kann nichts als den bösen Geistern einzig und allein die ganz große Liebe entgegenstellen. Christiane hat dazumal, als sie aus der Stadt herausgezogen waren auf die »Not«, ihrem Mann wieder einen schönen Stand und eine Heimat gegeben. Und sie hat für ihn den Alpengarten angelegt und hat die Tiroler Bergblumen kommen lassen, um sie hierher zu verpflanzen, weil er mit seinem zerschossenen Fuß ja niemalen mehr auf seine Berge hinaufkonnte. Viele der Hochlandsblumen haben nicht wachsen wollen in der fremden Luft, aber diese oder jene hat sich doch Kraft gesogen aus der Liebe und Sorgfalt Christianes und ist fortgekommen. Dieses Gärtchen hat ja nun freilich dem Mann nicht den Odem der Firnen und das Glück der unberührten Höhe und der Himmelsnähe schenken können. Aber für Karl von Schrautt ist Christianes Liebe über diesen etwas verkümmerten, rührenden Blumen gestanden als kostbarste Hochlandsblüte und hat gestrahlt im Glanz der Höhen und hat die Reinheit der Firnen ausgeatmet.

Christiane kommt von den Ställen her, und sie ist wieder einmal sehr beladen mit den großen Sorgen irdischen Besitzes. Die schöne Sulmtaler Kuh ist schon seit Tagen überfällig zum Kalben, und Stjepan fürchtet, daß sie daran zugrunde gehe, und hat jetzt um den Tierarzt geschickt. Das eine Mutterschwein will nicht fressen, und, wie eine Nachricht aussagt, wütet in vielen ungarischen Gegenden nahe der Grenze die Maulseuche und hat auch schon an einem Ort herübergegriffen nach Österreich. Die Gedanken Christianes sind heute also gar nicht auf zarte und schöne Dinge gerichtet, aber vor dem Garten ihrer Liebe verhält sie doch in alter Gewohnheit den Schritt. Die Schneerose, die sich rings um Stiel und Knospe eine Höhle in den Schnee getaut hat, ist so unsäglich rührend, daß man selbst mit sorgenvollen Augen nicht ganz über sie hinwegsehen kann. Sie ist eingebogen im Stengel, und das angerötete, getupfte Häuptchen hat sie eingebettet in die Hände ihrer Deckblätter, als läge sie im Schlaf. Christiane will für einen Atemzug lang keine Kuh haben, die nicht kalben kann, und nichts von der Maulseuche wissen, sie möchte für eine ganz kleine Zeit gar nicht Christiane sein, sie möchte überhaupt kein Mensch sein, sondern ein Schmetterling oder ein so kleines Wesen, damit sie sich in den Kelch der Blume bergen könnte von den Bedrohungen der Welt. Wie sehr muß man diese Rose im Schnee lieben, wie tut es gut, wenn einem von Zeit zu Zeit auch ein anderes Geschöpf Gottes so herznahe kommt, daß man eins wird mit seiner Anderheit und nicht nur immer sich selber spürt. Sie braucht diesen Augenblick Stille gut, denn es vergeht gar keine lange Zeit, so schreit Stjepan aus dem Stall herüber nach dem zweiten Knecht. »Was ist?« ruft Christiane erschrocken.

Es ist grausam und traurig, was sich dort abspielt. Stjepan, der Erfahrene, kann nicht helfen, und auch der herbeigekommene Tierarzt kann nicht mehr tun, als daß er befiehlt, der Marter ein Ende zu machen und die schöne junge Kuh, die das Kalb nicht loswerden kann, zu schlachten.

Christiane sitzt am Abend dieses Tages über ihren Wirtschaftsbüchern und setzt die Summe des Schadens, der ihr durch die Notschlachtung der Kuh entstanden ist, mit einer Ziffer ein, die dräuend hinüberschaut auf die Seite der Einnahmen. Dabei muß sie denken: Eine Ziffer sind für uns Not und blutiger Tod eines anderen Geschöpfes. Sie verachtet sich selber, daß sie ein Mensch ist.

Wenn man einen, mit dem man seit Jahren am Sonntag heimgeht aus der Morgenmesse, mit dem man da und dort, ohne viel zu reden, zusammensitzt bei einem Glase Wein, einen Freund nennen will, dann ist Johann Kreisler, der Bauer, der Freund Stjepans. Johann Kreisler hat ein kleines, gutgehaltenes Anwesen, und seine Felder legen sich zur Linken und zur Rechten seines Hauses wie schön geschwungene Flügel, die sich in der Sonne spreitzen. Der eine Flügel streicht an die Gründe, die zur »Not« gehören, der andere legt sich an die großen Ländereien, die dem ungarischen Fürsten eignen. Dem Fürsten gehört vom Umland in Weitem und Breitem die größere Hälfte, und drei Viertel des Landes gehören überhaupt den ungarischen Herren. Der Fürst hat nur ungarische Pächter, Arbeiter und Beamte, und wo im Umkreis ein Fleck Erde durch Verschuldung und durch Stadtflucht nicht mehr festliegt in deutscher Bauernhand, da ist der Fürst zur Stelle. Und wo keiner mehr mitbieten kann,

da schlägt der großmächtige Herr auf die Brieftasche und sagt: »Mir muß das Stück Land gehören, zum ersten, zum zweiten und letzten Male!« So wie das Meer, das wieder und wieder ein Stück Erde abbeißt vom Festland, so beißt die Brieftasche des reichen Herrn die Buchten hinein ins deutschsprachige Land. Die Vorfahren Johann Kreislers sind zu den Zeiten der Reformation in die hiesige Gegend gekommen. Denn viele sind zu damaliger Zeit aus ihrer deutschen Heimat ausgetrieben worden durch die, denen das herrliche Heilandswort von der Liebe zum Bruder eingehämmert hätte sein müssen in den Herzen. Die Vertriebenen haben das von Tartaren- und Türkenhorden verwüstete Land, sie haben die Steppe, den Sumpf und die öde Wildnis umgeackert zu fruchtbarer Erde. Aber als das Österreich mit seiner gen Asien gekehrten Brust den zweiten großen Türkensturm hat abhalten müssen vom Abendland, da haben die, so hier siedelten, ihre Äcker düngen müssen mit ihrem roten Blut, und die Asche ihrer Gehöfte hat der Wind in die Weite verstreut. Jedoch die etlichen wenigen, die lebend herausgestiegen sind aus dem furchtbaren Blutbad, haben noch im selben Herbst den Boden wieder umgeworfen. Und wo einer einen Metzen Saatgut hatte retten können, da hat er den Samen für das heilige Brot zum Mehrteil in die Furchen gestreut, und streckte das wenige Korn, das er rückbehalten hatte für die äußerste Notdurft des Lebens, in diesem ersten Winter nach der Türkennot mit gemahlener Baumrinde. Die karge Atz hat nichts geschadet, und die, denen alles verbronnen war bis auf einen Fleck hufzerstampfter Erde und die verschwärzten Grundmäuern ihrer Häuser, haben fast nur mit den bloßen Händen und mit der harten, gläubigen Kraft

ihrer Herzen die Gehöfte wieder trotzig hingestellt an die ewig gefährdete Küste gegen den Osten. So hat auch das Geschlecht, aus dem Stjepans Freund Johann Kreisler herübergekommen ist, damals den Türkengrausen überdauert, und die Kreisler waren bis auf den heutigen Tag stets eine stattliche große Familie gewesen. Aber im April dieses heurigen Jahres, an einem Tag, an dem in einer Handvoll Sonnenstunden die roten Bluttropfen an den Pfirsich- und Marillenbäumen zu Rosenwolken auseinanderblühten, und die Lebenssäfte wie Springbrunnen auffuhren bis in die letzte Astspitze des höchsten Baumes, schickte sich das Eheweib des alten Kreisler, rechtschaffen abgelebt und müd, zum Sterben an. Mitten unter dem Amselsingen und den Liebesliedern der Finken verrieselte das matte Leben, und von der ganzen, ehemalig großen Familie standen jetzt nur mehr die zwei Augen des alten Kreisler über dem Hof. Fünf Kinder hatte ihm das Weib geboren, aber sie wurden hineingeboren in die schwere, wilde Zeit, wo die lachende, gesunde Jugend vor den Alten sterben mußte. Vier Söhne waren dem Mann im Krieg geblieben. Der Tochter hatten die ungarischen Freischärler den Geliebten knapp vor der Hochzeit niedergeschossen, und sie war dessentwegen freiwillig sterben gegangen. Da nun als die letzte auch das treue Eheweib Johann Kreisler verlassen hat, ist in dem Haus nur mehr die Einsamkeit und die Umsonstigkeit, und es ist nur der Tod, der ihm entgegenschleicht, wenn er sich vergißt und vermeint, es schlürften noch die mühsamen Schritte seiner Alten über den Fußboden. Auf einmal müdet den bislang Ungebrochenen das Leben, und er sagt es sich immer öfter selber vor, daß er es nimmer recht ermache und verkaufen oder verpachten wolle.

Es sind gute dicke Mauern in dem alten Haus, nicht einmal der Türk hat sie völlig niederbrennen können. Aber sie müssen doch Luken und Runsen haben, wo ein Gerede, das ein einsamer Mensch mit sich selber führt, hinaussickert in die Welt. Denn an einem Tag steht auf einmal der gelbe Wagen des fürstlichen Güterdirektors vor dem Bauernhaus, der ungarische Kutscher in verschnürtem Leibrock und spiegelnden Stiefeln springt vom Bock und reißt die Wagentür auf. Es ist schon so, der vornehme Herr Direktor selber steigt aus und geht leibhaftig hinein ins bescheidene Haus des Johann Kreisler. Im Hof ist alles gut und sauber gehalten, und der Direktor schaut im Vorbeigehen so beiläufig in den Stall hinein, wo drei schöne Kühe stehen, und macht dem Schimmel, den der kleine Knecht gerade vor den Wagen spannt, das Maul auf, um nach den Zähnen das Alter zu prüfen. Der ungarische Herr nickt, das Pferd ist gut, so wie alles hier gut ist. Er habe gehört, sagt der fürstliche Beamte hernach zu dem alten Kreisler, es gehe ihm nicht ganz gut mit der Gesundheit, als sei es das Alltäglichste, daß sich der fürstliche Beamte nach dem Gesund eines kleinen Bauern erkundige. Er streut auch im weiteren dann die Frage, um deren willen er in der muffelruchigen Stube des alten Kreisler sitzt, so nebenbei wie taubes Korn unter einen Metzen guten Getreides unter seine Freundlichkeiten. Er fragt, derweilen er dem alten Mann eine teure Zigarre mit goldener Schleife anbietet, ob Kreisler denn die Wirtschaft noch weiterführen könne, er gehe doch schon an die achtzig heran, und ob es nicht gescheiter wäre, er verpachte oder verkaufe die ganze Geschichte. Kreisler war niemalen ein Mann vieler Worte, auch jetzt zieht er als Antwort an seiner Pfeife und schaut

mit den hellen Augen müde in den lichten Tag hinaus, als sei er mit den Gedanken irgendwo anders. Der ungarische Herr geht zum Ende völlig heraus aus dem Verschlupf und nennt eine Summe, die sich hören lassen kann, und die er als Käufer für den Kreislerbesitz anlegen dürfe. Johann Kreisler ist ein ungelehrter Bauer, und der Güterdirektor ist bekannt als ein gerissener Geschäftemacher. Aber als nach zwei Stunden der Direktor herauskommt aus dem Haus und in den Wagen springt, davor die fliegengepeinigten Schimmel in der langen Wartezeit schon nicht mehr stehen wollen, hat er einen roten, zornigen Kopf und muß als einer, der nichts erreicht hat bei dem bäuerlichen Dickschädel, weiterfahren.

Den nächsten Sonntag wird Johann Kreisler zum Fürsten auf das Schloß befohlen. Es ist ein großes und herrliches Schloß mit Türmen, Säulen, Figuren und Hunderten von Fenstern. So groß ist sein Garten, daß man in ihn hinein wohl die ganze Stadt stellen könnte; solch ein Wunder ist er, daß Palmen und kostbare fremde Bäume, die seltensten und schönsten Blumen dort wachsen, und marmorne Götter und ein weißer Tempel spiegeln sich in einem klaren See. Wie über alle Maßen groß aber die Schätze sind, die die vielen Zimmer und Säle des Schlosses füllen, darüber könnte eines, das den Sinn für solche Dinge hat, stundenlang erzählen. Johann Kreisler kennt zwar genau an einer Ähre, wann das Korn zeitig sein wird, und er weiß es auf den Tag, wann gesät und gebaut und gepflügt werden muß. Er weiß, wie man einen Wildling zu einem Obstbaum edelster Sorte umpfropft, er scheidet auf den ersten Blick eine gute Milchkuh von einer schlechten und weiß, was jeder Acker zu seiner besonderen Nahrung braucht. Das Schloß des Fürsten kennt er

aber nur vom Vorbeigehen und hat auch da kaum viel hingeschaut auf es; und den Zaubergarten hat er nur dann und wann einmal betreten, wenn er sich vom Gärtner Edelreiser geholt hat. Zeitlebens hat er ein jedes Ding vorerst nach seinem Nutzen und Wert abschätzen gelernt und nicht nach seiner Wohlgestalt. So geht er auch jetzt gelassen durch den Hain von Palmen und Orangenbäumen, den sie aus den berühmten Glashäusern auf den Vorplatz des Schlosses herausgeräumt haben an die Frühlingssonne, schätzt wieder einmal zusammengekniffenen Auges ab, wieviel Joch allein schon das Stück Boden vor dem Schloß haben dürfte, und denkt, wieviel man ernten könnte, wenn man darauf Kartoffeln oder Weizen baute. Die schuppigen, unfruchtbaren Palmenbäume, die etwas vergilbten Orangenstämme in den grünen Kübeln können ihm nur ein geringschätziges Kopfschütteln abringen. Die Marmorfliesen der herrlichen Stiege ärgern ihn, weil er darauf wie auf Eis gehen muß mit den genagelten Stiefeln. Er tappt dem Lakaien nach, der von Zeit zu Zeit vorwurfsvoll auf den alten Mann zurückblickt, weil der soviel ungehörigen Lärm mit seinen Füßen macht. Er trabt durch Zimmer aus Gold und Spiegeln, von deren gemalten Decken die Kristallgebirge funkelnder Luster hängen, und er rutscht und stolpert über die glasglatten Sternparkette der großen Säle, die gefüllt sind mit Bildern und seidenen Fahnen, mit Möbeln aus Gold und blumenüberstreuten Brokaten. Zum Ende der gefahrvollen Wanderung verschwindet der Lakai in eine Tür aus Weiß und Gold, kommt nach einer Weile wieder zurück, faßt den alten Bauer mit zwei spitzen Fingern am Ärmel, als greife er ein widerwärtiges Insekt bei den Flügeln, und schiebt ihn in ein Zimmer mit vielen Bil-

dern und Geweihen. Darinnen sitzt hinter einem großen Schreibtisch, eingewickelt in den blauen duftenden Rauch einer Zigarre, der Fürst, legt das Buch weg, darinnen er eben gelesen und sagt: »Da wäre er also, der alte Dickkopf! Setz' Er sich einmal her zu mir, damit ich in Ruhe mit Ihm reden kann!« Und er deutet mit dem Kopf, Johann Kreisler möge sich auf den Sessel setzen, der neben dem Schreibtisch steht. Der Sessel ist über und über geschnitzt und mit goldgepreßtem Leder bezogen wie einer der Kirchenstühle, darinnen an den großen Feiertagen die hohen Geistlichen sitzen. Aber seine Pracht macht den alten Kreisler keineswegs irre, für ihn ist ein Sessel eben zum Daraufsetzen da. »Mit Verlaub«, sagt Kreisler, hängt seinen Hut über einen der boshaft grinsenden Teufelsköpfe an der Stuhllehne, zieht sein großes blaues Schneuztuch aus dem Rocksack, stäubt sich damit die Stiefel ab, wischt sich damit den Schweiß von der Stirne und setzt sich behaglich hinein in den Prälatenstuhl. »Ah«, schmunzt er, »das glaub' ich, daß einer da gut sitzen hat!« Der alte Fürst ist, entgegen seinem Direktor, ein gradliniger und ehrlicher Gegenspieler. So sagt er auch dem alten Bauer gleich nach den ersten Worten, daß er ihm sein Anwesen abkaufen wolle, nennt einen noch besseren Preis, als ihn der Direktor geboten hat, und sagt Kreisler überdies eine sehr anständige Ausnahme zu, solange der Alte lebte. Er spricht auch ohne Umschweife davon, daß er es schon lange abgesehen habe auf die Kreislerischen Äcker, die wie ein vorgeschobener Posten hineinstünden in die schöne gerade Grenze seines eigenen Besitzes. Kreisler solle also keinen harten Kopf aufsetzen und es sich die letzten Jahre seines Alters bequem machen. Ins Grab mitnehmen könne er den Kram

nicht, und nachdem niemand mehr da sei von seinen Kindern, so müsse der Besitz ja so oder so nach seinem Tod in fremde Hände. Er brauche die Sache ja auch nicht heute oder morgen übergeben, es genüge, wenn er ihm, dem Fürsten, heute mit Handschlag zusage, das Anwesen nur an ihn zu verkaufen. Es sei in allem und jedem nur sein Vorteil.

Es ist völlig wahr, was der Fürst sagt, was er vorschlägt, ist wirklich ein Vorteil für den alten Mann, und jeder, der kein Narr ist, hielte schon im nächsten Augenblick die Hand hin, damit ein so günstiges Geschäft besiegelt werde. Johann Kreisler läßt seine schwere knöcherne Hand aber weiterhin ruhig auf dem Knie liegen und streift mit den blauen weitsichtigen Augen die Bilder ab und die Geweihe, die an der Wand hinter dem Rücken des Fürsten hängen. Auf den Bildern sind Herren in ungarischer Hoftracht mit verschnürtem Rock, dem Pantherfall über der Schulter und dem Reiherstoß auf dem Kalpak, den nußgroße Diamanten halten. Und die geschnitzten Tafeln unter jedem Geweih sind ungarisch beschrieben. Der alte Bauer weiß nicht, daß das Figürchen, das auf dem Schreibtisch vor ihm steht, ein griechisches Altertum ist, das nicht mit Gold aufgewogen werden kann, und er weiß auch nichts davon, daß der Stuck an der Zimmerdecke, auf die er jetzt mit den schweifenden Augen gerät, als ein Wunder dieser Kunst gilt. Aber Johann Kreisler weiß doch wieder vieles, was für ihn in der jetzigen Stunde entscheidend ist. Er hat zeitlebens viel darüber gelesen, und was er nicht aus der eigenen Erfahrung kennt, er weiß es aus den Zeitungen und Büchern, wie die ungarischen Herren die deutschsprachigen Österreicher, die früher friedlich gesessen sind

mitten unter ihnen, seit etlichen Jahrzehnten verdrängen. Und er hat nicht umsonst so schmerzhaftes und blutiges Lehrgeld gezahlt, als das Land mit den vielen Burgen zugesprochen worden ist dem heutigen Österreich. Der alte Kreisler haßt die Ungarn seitdem. Aber es ist auch das alte Schwabenblut, das aufschäumt gegen den Handel. Es hat in diesem Geblüt noch die Erinnerung rauschen an die Zeiten, da die Kreisler die Äcker und Felder, darauf der ungarische Herr jetzt die Hand legen will, begossen haben mit ihrem heißen, roten Leben. Johann Kreisler vermeint, es sei vor allem anderen nur seine Feindschaft gegen die Ungarn, die von allem Anfang an dem Fürsten ein Nein entgegenstellt, ohne erst ein Für oder Wider des Angebotes abzuwägen. Es sind aber, ohne daß es der Alte weiß, noch viel mehr die Väter und Urväter, die ihre verwehten Stimmen erheben in ihm und ihn mahnen, daß sie dazumalen die zertretene Erde um das Haus wieder umgeworfen haben mit bloßen Händen und diesen Boden, immer mit der Brust gegen den Feind im Osten, betreuten und bebauten in hundert und hundert Frühjahren. Die blonden Kornfelder dieser Erde fluten wie ein Meer aus den neblichten Weiten der Jahrhunderte herauf in das helle Licht dieses Vormittags und branden um das Knie ihres alten Bauern. Über dem weißen Haupt Johann Kreislers schlägt der Nußbaum die grünen Arme rauschend zusammen, der gewachsen sein soll aus einem Kern, den der Urvater dazumal nach dem großen Greuel im Gewand eines toten Türken gefunden hat. »Nein, Herr Fürst«, sagt Johann Kreisler, »es ist nichts zu machen mit uns zweien!« Er steht auf und nimmt seinen Hut herunter von dem geschnitzten Teufelskopf, und er reicht dem großen ungarischen Herrn

kindhaft die krummgearbeitete Tatze hin: »Die Keusche soll nicht in ungarische Hände kommen! Nichts für ungut dessentwegen! Ich sag's heraus, wie es ist!« — »Hol' euch allesamt der Teufel!« sagt der Fürst zornig. »Da heißt es immer, ihr Österreicher seid weich und um den Finger zu drehen, und währenddes seid ihr zäh wie Stiefelleder und ganz miserable Dickköpfe, wenn ihr in etwas verbissen seid!« Aber er nimmt trotzdem die Hand des Alten in die seine und sagt zum Abschied: »Er ist ein alter Narr, Kreisler! Wir wollen aber sehen, wer eher nachgibt!« — »Ich nicht, Herr Fürst!« schmunzelt der Alte, und dann nimmt ihn wieder der Kammerdiener in Obhut, der soviel hochwohlgeborener ist als der Fürst, und führt ihn zurück durch die funkelnden und spiegelnden Zimmer.

Selbst die Bäume und Grashalme rings um das Haus des alten Kreisler müssen so etwas wie redselige Zungen haben, denn der Besuch des fürstlichen Direktors ist bald in der Leute Mund, und auch, daß der Alte ins Schloß geholt worden ist, bleibt nicht unbesprochen. Kreisler sagt nicht Nein und nicht Ja auf das dahinzielende Gefrage. Aber in den Tagen der folgenden Woche läßt der Kohlenbaron, dessen Jagdgründe mit schmaler Waldzunge an Johann Kreislers rückwärtige Wiese stoßen, sagen, daß er geneigt sei, den Besitz zu noch günstigeren Bedingungen als der Fürst zu kaufen. Auch der und jener der ungarischen großen Besitzer macht sein Angebot, und ein Paar aus der fernen Verwandtschaft des Kreisler meldet sich. Das wären zwar zwei aus Graz in der Steiermark, aber als die Frau mit ihrem Mann das Haus besichtigt, tut sie gleich, als ob alles schon ihr gehöre und sagt, der Nußbaum müsse weg, der mache zuviel Schat-

ten, und die zwei Säulen, die so schön das Vordach über dem Eingang tragen, müßten weg, weil sie im Weg seien, und statt des uralten Zaunes aus ineinanderverwachsenen Ahornknorzen werde sie ein Gatter machen lassen aus Draht und mit Betonsockel. »So, so«, nickt der alte Kreisler und nimmt sich sogar die Mühe, den schweigsamen Mund aufzumachen. »So, das muß alles weg?« — »Freilich«, antwortet die Frau, die sich sehr viel zugute hält, daß sie eine Städterin ist, »das alles muß weg!« — »Für derweilen ist mir aber das Liebere, du gehst weg und kommst so schnell nicht wieder!« sagt der Bauer grob, geht ins Haus, schlägt den zweien die schwere Tür vor der Nase zu und stößt auch noch innen den Riegel vor.

Am selben Tag kommt Christiane mit ihrer Tochter vorbei, und Kreisler, der bei den Bienenstöcken werkt, hört die Frau, die hinter dem Nußbaum ein etwas stehenbleibt, sagen: »Ich habe dieses Haus so gerne, wie ich Johann Kreisler gerne habe. Schaut es nicht mit seinem alten schönen Gesicht wie ein Mensch, der viele geheimnisvolle Geschichten erzählen kann, zwischen den Bäumen heraus? Jedesmal im Vorbeigehen lege ich die Hand an den Stamm dieses Nußbaumes. Das habe ich schon als Kind getan, ich habe damals auch oft mein Ohr an seine Rinde gehalten, und wenn der Baum rauschte, dann hörte ich die Türken schreien und ihre Pferde wiehern und schnaufen. Ich bin so traurig, wenn ich daran denke, daß das alles bald in Hände kommen kann, die das nicht verstehen.« Johann Kreisler, dem das Herz von den zweien aus seiner Verwandtschaft noch zornig und auch bedrückt ist, denn das Haus und jeder Baum und ein jedes Stück Gerät liegen ihm darauf und sind fast wie hilflose Kinder, die er fremden Leuten ausliefern will,

spürt eine linde Hand hereingreifen in das stachlichte Nest seiner Kümmernisse. Er wischt die honigklebrige Hand ab am Schurz, streift sachte ein paar Bienen von seinem bloßen Arm und geht zum Zaun, um Christiane zu begrüßen. Aber sie ist schon außerhalb der Bäume, die den Garten grenzen. Er blickt ihr etliche Zeit nach, und dann nickt er, als sage er Ja zu etwas, was ihm, derweilen er ihr mit den Augen folgt, in den Sinn gekommen ist.

An diesem nächsten Sonntag, als Johann Kreisler und Stjepan an die zwei Stunden schweigsam beisammen gesessen sind auf dem Stein vor dem Haus, von dem es heißt, der türkische Padischah habe darauf gerastet, fragt Stjepan, ob es wahr sei, daß Kreisler doch an den Fürsten verkaufen wolle. Kreisler zieht an der Tabakspfeife, er sieht, daß der Haken ausgegangen ist, klopft ihn voller Umstände aus und stochert mit einem Halm durch das Rohr. Hernach sagt er, inzwischen er die Pfeife neu stopft und anraucht: »Nein, an den Fürsten werde ich nicht verkaufen und auch nicht an den Kohlenbaron. Aber jemandem wie Frau von Schratt, dem gäbe ich es!« Er nennt die hohe Summe, die der Fürst, und die andere, die der Baron geboten hat. Und dann, nach längerem Schweigen, sagt er die weit geringere Summe, die er von der Frau fordern würde. Ob Stjepan glaube, daß die Frau kaufen möchte. Stjepan weiß das freilich nicht so im Augenblick. Als er aber am selben Sonntagabend mit Georg auf der Wiese hinter dem Haus sitzt, wo er eine Stute mit ihrem Jungen weiden läßt, da bringt er die Sache seines Freundes vor und wird völlig warm dabei vor Eifer. »Er hat sehr schöne Anbote vom Fürsten und vom Baron«, sagt Stjepan, »und auch von anderen ungarischen Grund-

besitzern. Aber er will um die Welt nicht einen von den Ungarn darauflassen, denen ohnedies schon dreiviertel des Bodens gehören, und er will es auch keinem geben, der die schön gehaltene Sache verludern könnte.« Georg ist noch ein halber Knabe, aber wie er jetzt da auf dem sanften Hang liegt, von dem aus die braunen und falben Felle der Äcker hineinschweifen in die Weiten, darinnen am Rand des Blickes das blaue, goldgesäumte Auge des Sees den Frühlingshimmel widerspiegelt, spürt er geradezu leibhaftig, wie seinem Herzen jedes Feld, jeder Hügel und jeder Blütenbaum dieses Landes als Heimat gehören. Ja, selbst die Veilchen und Gänseblümchen und das junge Gras, zwischen denen jetzt seine Hand aufgestützt ist, sind ihm auf einmal teurer Besitz. Was aus dem alten Buch als Saat gefallen ist in die Furchen seiner Jungenseele, stellt sich als eine Mauer auf an der Grenze dort in der Bläue, wo das geliebte heimatliche Land aufhört. »Natürlich muß Mami die Sache kaufen«, sagt er herrisch, »keiner darf uns herein von den Fremden!« — »Kaufen, das sagt sich leicht«, redet Stjepan nachdenklich entgegen. »Es ist viel Schaden gewesen in dem letzten Jahr, und wer hat schon das bare Geld, das der Kreisler für die Wirtschaft verlangt?«

Christiane zuckt die Achseln, als ihr Georg die Sache vorträgt, und sagt: »Ich kann nicht, so leid es mir auch tut um die schönen Äcker.« Und sie redet hernach mit Stjepan und meint, er wisse doch selber am besten, wie rar das bare Geld auf der »Not« sei. Aber dann sitzt eines Tages doch Johann Kreisler bei Christiane im Zimmer, und Georg steht hinter dem Stuhl des Alten und treibt ihn an zum Wort, wenn er von Satz zu Satz immer wieder zurückfallen will in sein Schweigen. Christiane

dankt Johann Kreisler für sein Entgegenkommen, sie wisse es vollkommen zu schätzen, aber sie dürfe keine neuen Schulden aufnehmen auf die »Not«. »Wir dürfen aber kein Land mehr hergeben an die Ungarn!« flammt Georg auf und rüttelt zornig an der Sessellehne. »Werfen Sie mich nicht vom Sessel, junger Herr«, sagt Kreisler und lächelt ein wenig, und dann schneuzt er sich laut und lang und redet weiter: »Sie haben drei Kinder, und etwas Kleines kommt ja auch noch nach, wie es den Anschein hat. Wer weiß, welchen Zeiten wir noch entgegengehen, und es ist alleweil ein Fleckchen Grund und Boden noch das Einzige, was einem übrigbleibt. Der junge Herr hat ganz recht, wenn er sagt, wir dürfen keinen, der nicht deutsch ist, hereinlassen. Die Ungarn, ja sogar die reichen Zigeuner kaufen ein Stück Land nach dem anderen auf. Wie schaut es hernach mit uns aus in etlichen Jahren, wenn das so weitergeht? Ich will in Frieden sterben können, und das kann ich nur, wenn ich die Sache, die so viele Jahre die meine gewesen ist, in guten Händen weiß. Ich sage es ehrlich, ich habe das Geld ehedem sehr gern gehabt und bin darauf gesessen. Aber in den alten, alleinigen Tagen schaut man eine Sache auch wieder von einer anderen Seite an. Und so habe ich mir in den letzten Tagen es so zurechtgelegt, daß es nicht für Sie und nicht für mich ein Nachteil ist: Wenn Sie mir die Sache fürs erste abpachten, so daß ich im Hause bleibe, läßt sich das Geschäft auch machen. Sie werden das Haus gut halten und die alten Bäume nicht gleich abschlagen lassen, das weiß ich, und solange ich lebe und halbwegs riegelsam bin, mache ich die leichte Arbeit noch gerne selber. Was sagen Sie dazu, junger Herr?« Der Alte äugt über die Achsel zu Georg hinauf, und sein Blick ist traurig, als er

das Gesicht des Jungen abstreift. Es ist hart, so sich einer auch hineingefunden hat in sein Geschick, daß ein alter Mensch mit fremden Leuten verhandeln muß über seinen Grund und Boden und über seinen Altenteil, weil alles tot ist, was aus dem eigenen Blute gelebt hat.

Nach etlichem Hin und Her beim Notar kommt wirklich das alte schwäbische Anwesen des Johann Kreisler zum Grund der »Not«, und die Felder und Äcker legen sich nun so schön zusammen, wie sich zwei Liebende aneinanderschmiegen, um einszuwerden. Wie er es hört, daß der Fürst und der Baron und die anderen Käufer voll Zorn sind, weil er ihnen ein Schnippchen geschlagen hat, lacht der alte Mann seit langen Jahren wieder einmal laut auf.

Oft kommt Liselotte zu Johann Kreisler herüber. Der Alte liebt dieses Kind und findet, ob zu Recht oder Unrecht, daß es im Gehen, im Lachen, bald in der Stimme und bald im Gesicht seinem Herzschatz, seiner unglücklichen Tochter, auf das Haar gleiche. Mit diesem Kind Christianens ist es nun so, daß es im Aussehen fast völlig seinem Vater ähnelt, im Wesen aber ganz anders ist als die Eltern. Das Mädchen ist so zart in den langgestreckten Gliedern, wie es Gräser sind, und es geht auch immer etwas vorgebeugt, als sei schon das Haupt mit dem vielen Haar zu schwer für seine Gestalt. Liselotte ist früher anders gewesen, lauter, fester, fröhlicher. Aber seit der schweren Krankheit im letzten Sommer hat sie sich so völlig geändert im Äußeren und Inneren, daß es ist, als ob jemand Fremdes plötzlich aus ihr herauslebe. Manchmal hat Herr von Schrautt sich darum gefragt, wer das nur ehedem gewesen wäre im verblaßten Erinnern seiner eigenen Kindheit, an den die Gebärden seines Lieblings-

kindes ihn auf einmal gemahnten. Dazu war nun freilich im Bereich einer großen Wirtschaft wenig Zeit, um solchen Gedanken lange nachzuhängen, oder gar nachzusuchen in den alten Bildern und Briefen, die Herr von Schrautt aufbewahrte von seiner Familie, in der ein starker Schuß ladinischen Blutes fließt. Unter diesen alten Briefen und Familienbildern lag, vergessen und verblichen wie aller Rückstand hingeschwundenen Lebens, ein Lichtbild, das die Schwester seiner Großmutter zeigte, die ein äußerst seltsames Schicksal aus dem Herrensitz bei Bozen bis nach Südamerika verschlagen hatte. In der überschlanken Dame mit Krinoline und bändergeschmücktem Florentinerhut hätte er haargenau sein Kind wiedergefunden.

Liselotte ist seit dieser Krankheit, insbesondere aber seit dem Tod ihres Vaters, der sie getroffen hat wie der Schneesturm ein Blütenbäumchen, wie erfroren und etwas welk in ihrer Gesundheit. Christiane hatte sie dessentwegen auch fortgenommen aus der Erziehungsanstalt in Wien, und Wolfram ist als Lehrer an die Stelle der Erzieherinnen getreten. Aber so sachte auch der junge Mensch nach dem Wunsch Christianes und nach seinem eigenen Gefühl seine neue Schülerin anfaßt, das Mädchen taut nicht auf aus der Verklammtheit.

Nun sitzt Liselotte an diesem Tag bei Johann Kreisler auf der grünen Bank unter dem großen Kirschbaum und hat den Kopf weit zurückgelehnt an den grauseidenen Stamm, so daß sie das dünne, bräunliche Hälschen, durch dessen zarte Haut man das Blut schimmern sieht, abbiegt wie einen Blumenstengel, und das aufwärtsgerichtete Gesicht lichtüberzittert inmitten des dunklen Haares leuchtet. Die Baumkrone ist ein herrliches Gewölbe aus Blüten-

bögen, und die hunderttausend bewegten Flügel der Bienen, die in den schneeigen Zaubergärten einsammeln, machen die Luft leise dröhnen. Für Liselotte ist es wie ein Traum, da sie in das Dach aus weißen Blüten hinaufsieht, und sie spürt es gut für ihren immer etwas müden Leib, daß sie wie losgelöst von der Erde ist und an gar nichts denken muß. Selbst das Schreckliche, das sie seit dem furchtbaren Tag im November immer mit sich herumtragen muß, ist in dieser Stunde nur dumpf und tief unten in ihrem Herzen. »Willst du ein wenig was schlecken?« fragt Johann Kreisler das Mädchen und stellt ihr ein Honigglas nebenbei auf die Bank. Und kurz hernach setzt er sich zu ihr hin, blickt sie zeitweise von der Seite her an und versinkt ganz in dem Gedanken, daß es noch so wie früher sei und seine Tochter neben ihm sitze. Auch das Mädchen und der Alte können sich oft gut miteinander unterhalten ohne Worte. Sie können lange Zeit nebeneinander sitzen und zum Beispiel der Amsel zuschauen, die unter dem Hausdach nistet und die jetzt an einem Regenwurm herumzieht. Sie beobachten die Züge der Ameisen und einen über den Weg hastenden Käfer oder spielende Schmetterlinge. Aber manchmal reden die zwei Ungleichaltrigen wieder viel miteinander. Da erzählt Johann Kreisler dem Mädchen, das ganz hineinversunken ist in den Duft einer Blume, die es an die Lippen hält, verschaut ist in eine Wanderwolke, oder verhorcht ist in das Singen eines Vogels, die alten heldenhaften Geschichten aus der Türkenzeit, und er erzählt die lange Geschichte seines Lebens. Und weil er sich losreden muß von den schweren Erinnerungen, so ist auch das zumeist hart und traurig, was er aussagt von seinem Leben, und es ist darinnen viel vom Tod und vom Unglück die

Rede. Dann fragt das Kind nach ernstem Sinnen manchmal etwas, und so fragt es auch heute: »Was ist das eigentlich: ‚der Tod'? Wann ist man tot, und warum muß man tot sein? Ich habe nur den Vater tot gesehen, aber du hast so viele gesehen. Glaubst du, ist das sehr schrecklich, wenn man sterben muß? Und wohin kommen die vielen, vielen, die gestorben sind? Der Pfarrer hat damals beim Grab gesagt: Die finsteren Mächte der Hölle mögen keine Gewalt bekommen über den Vater. Gibt es wirklich eine Hölle? Ist sie wirklich etwas so Schreckliches und Glühendes? Wie kann mein guter, lieber Vater dann dorthin kommen?« Der alte Mann denkt lange nach und blickt hinab auf die Erde, auf die langsam die Blütenblätter schneien. Auf einmal bückt er sich und klaubt eine Biene auf. Vielleicht hat sie ein Vogel geschnappt, oder sie hat jemanden gestochen, jedenfalls ist sie am Sterben. Johann Kreisler hat sie auf dem hürnenen Handteller liegen, und Liselotte sieht zu, wie sich das kleine Wesen im schweren letzten Kampf hin und her wirft, mit den Flügeln zittert, die Pelzbeinchen verkrampft und dann endlich still wird. »Aus ist es!« nickt der Alte. »Siehst du, das ist tot. Verstehen kann das freilich niemand. Ich habe es mir aber immer so zurechtgelegt bei allem, was ich hab' anschauen müssen in den Jahren« — der alte leidgeprüfte Mensch spricht mehr zu sich selber als zu dem Kind —, »daß es auch bei den Menschen nach dem letzten Seufzer aus ist, so wie bei der Biene da. Es muß nur eines die Kurasche haben, sich das immer vorzusagen, dann lebt er vielleicht besser und gescheiter und vertut sein kurzes Leben nicht gar so leichtsinnig. Ich meine, daß die Hölle für uns Menschen mehrteils hier auf Erden ist, und daß sie einem nur wieder die Menschen heißmachen; und daß man sich den

Himmel am ehesten selber erschafft, wenn eines gut ist zum anderen. Der Herrgott hat uns allesamt in der Hand, und alle mitsammen, das nenn' ich alles, was lebendig ist. Er gibt das Leben, wie er Hagel und Sonnenschein gibt, und er gibt die ewige Ruh und den Frieden. Glaub' es mir, leiden tut eines nur, solange es lebt. Ich habe das bei meiner Marie gesehen. Als ich die Marie, die soviel geweint hat im Leben und sich so abgekümmert hat, herausgezogen habe aus dem Brunnen, und sie kalt und still vor mir auf der Erde gelegen ist, da hat sie seit langem wieder so schön gelächelt wie ein Schlafendes, das gut träumt. Nein, nein, tu dich nicht abkränken um deinen Vater! Ein Totes liegt wie ein Saatkorn still in der guten Erde, und es wachsen Blümerln und Kräuter aus ihm heraus, und vielleicht sieht es auch die Sonne wieder, aber halt anders wie wir. Die finsteren Mächte der Hölle, hat der Pfarrer gesagt? Nein, die sind nicht dort unten in einem Grab! Verlaß dich auf den alten Kreisler! Ich kenne die Erde seit vielen Jahren, dort ist nichts Schlechtes und Böses drinnen als die Schermäuse und die Engerlinge.«

Ja, solches Gespräch halten die zwei an diesem Tag mitsammen, und Liselotte vergißt, daß sie um soundsoviel Uhr daheim sein muß, weil der Lehrer kommt. Sie vergißt es so sehr, daß sie nach diesem Besuch bei ihrem alten Freund auch noch auf den Friedhof geht. Das hölzerne Tor, darüber eine kleine Glocke schwebt, knarrt im Winde, weil es kein Schloß mehr hat. Das hoch aufgeschossene junge grüne Gras wellt auf und nieder zwischen den Grabsteinen und Kreuzen, jeder Halm funkelt am Bug wie heißes Metall, und der Glanz fliegt wie ausgeschüttetes Silber über das Grün hin. Die Ranken der

Weiden und Rosen greifen glitzernd in den Enzianhimmel hinein. Die meisten Hügel des verwilderten Friedhofs sind aus purem Dukatengold, denn die große, strahlende Frühlingssonne hat tausend- und tausendfach kleine, strahlenzerfranste gelbe Sönnchen geheckt, die als Löwenzahnblumen auf Gräbern und Wegen brennen. Liselotte geht über die goldenen Wege zum Grab der Familie Schwab, aus der Christiane herstammt. Diese Gruft, darinnen auch Karl von Schrautt ruht, liegt an der Mauer, und ein schöner, trauernder Eros, ein meisterhaftes altes Bildwerk, geschaffen von einem großen barocken Künstler ohne Namen, lehnt zwischen zwei hohen Lebensbäumen an der Marmortafel, darauf unterhalb von vielen halbverwischten Namen in frischen Goldbuchstaben im letzten Herbst der neue eingeschrieben worden ist. Die Steinplatte über dem Grab ist gespalten, und aus einem Sprung greift eine Waldrebenranke herauf, aus der schon die geröteten, atlashäutigen Blattbüschel brechen. Liselotte setzt sich auf den Rand des Grabes und nimmt die Ranke zwischen die Hände. Sie zieht die Brauen um eine kleine, steile Falte auf der Stirn zusammen und überdenkt noch einmal alles, was sie mit Johann Kreisler gesprochen hat. Es ist ihr nicht alles völlig klar, aber sie versucht, hier, in der singenden Stille, sich das Gehörte zurechtzulegen, und sie fängt mit den Mächten der Hölle an, die sie in den letzten Monaten so fürchterlich bedrückt haben, wenn sie des toten Vaters gedachte. Sie sagt sich laut das tröstende Wort des Alten vor und stellt es gegen ihre Angst wie einen Schild auf: »Er liegt still wie ein Saatkorn in der Erde, und es wachsen Blumen und Kräuter aus ihm heraus.« Ihre Finger halten die Weidenranke fest, die von dort tief unten, wo der Vater liegt, herauf-

kommt, und sie zwingt sich zu denken, daß etwas Lebendiges von ihrem Vater in dieser Pflanze sei. »Vater«, sagt das Kind laut, »hörst du mich? Spürst du mich?« Ach, es ist unsäglich schwer, sich einen Menschen, sich den geliebten Vater umzudenken in eine Pflanze. Aber es muß sein; denn es ist doch noch um vieles besser, wenn ein Mensch zu einer stillen, grünen Pflanze wird, als daß ihn die Mächte der Hölle peinigten und die Flammen des Fegefeuers verbrennten, bis er endlich einmal nach unausdenklich langer Zeit in den Himmel kommen dürfe. »Himmel!« denkt das Kind, hebt das Gesicht zu der Bläue hinauf und starrt in das Licht, bis die roten Sonnen vor seinen Augen tanzen. Lehrer Wolfram hat gesagt, hinter der Bläue der Luft fange die ewige Eiseskälte und Finsternis des Weltraumes an. Ach, Liselotte legt den Kopf verzagt an den kühlen Stein der Namenstafel; die Menschen sagen so vieles, daß man sich gar nicht zurechtfinden kann damit. Wie kann denn ein Himmel voller Seligkeit dort sein, wo ewige Kälte und Finsternis herrscht!

Wolfram wird dem Mädchen von Christiane entgegengeschickt, und er hat den Auftrag, ihr die Nachlässigkeit wegen der versäumten Stunde zu verweisen. Aber als Wolfram vorbei am Friedhof geht, knarrt dort eben das Gatter, und Liselotte tritt aus dem Tor. Sie grüßt nicht und ist nicht im mindesten erstaunt oder verlegen, als sie ihren Lehrer sieht. Sie hält eine Ranke zwischen den zusammengefalteten Händen. Ihr blaßbraunes Gesichtchen ist unsagbar ernst und schimmert doch in einer Verklärtheit, wie ein Licht inmitten des grellen Sonnentages. »Es ist schon sehr spät«, sagt Wolfram, und er will streng sein in Stimme und Blick. Aber er erfaßt sogleich, daß das Kind weit hinaus ist über das Alltägliche, in dem es fest-

gesetzte Stunden und Lehrer gibt. Der Ausdruck des schmalen Antlitzes ergreift ihn. Ohne etwas zu sprechen, gehen sie heim. Endlich, nahe beim Haus, fragt Liselotte, und man merkt es ihr an, daß sie es nur ungern tut: »Glauben Sie, daß dieser Zweig weiterwächst, wenn ich ihn in einen Blumentopf setze?« Wolfram nickt: »Ja, ich glaube schon. Aber das ist doch nur eine gewöhnliche Waldrebe, die überall als Unkraut wächst! So etwas braucht man doch nicht erst in einem Blumentopf zu ziehen!« Liselotte blickt den Lehrer kurz von der Seite her an. »Ja«, sagt sie, »es ist nur eine ganz gewöhnliche Waldrebe«, und im Schimmer ihres Lächelns ist die Überlegenheit des Geheimnisses.

Wo an der Straßenkreuzung der Bildstock mit der großen steinernen Muttergottes steht, die in ihrem steifen, wie eine Glocke abstehenden Gewand und dem strengen häßlichen Gesicht fast einer barbarischen Götzin gleicht, schiebt Wolfram das Mädchen, das in sich versunken und abgeschlossen von der Welt dahingeht, plötzlich in das Gras des Straßenraines. Ein Zigeunerwagen holpert vorbei. Das abenteuerliche Gefährte mit der windgebauschten, hundertmal geflickten Plache, aus deren Löchern schwarzzottige Gesichter glutäugig hervorlauern, schwankt gleich einem Schiff über dem weißen Gewölk des Straßenstaubes.

Stjepan geht entlang der Felder, wo die Wintersaat schon als der weiche Säuglingsflaum der neugeborenen Erde ihren grünen Glitzer verstreut. Bis zum Georgitag müssen die jungen Halme so hoch sein, daß sich ein Rabe dazwischen verstecken könne. Da Stjepan vorbeikommt an einem der alten Felberbäume, schießt ein falbgoldenes Licht aus dem Finster eines Astloches hervor, wischt

stammherunter und gleitet wie eine blauspiegelnde Welle knapp vor den Hufen der Zigeunerpferde über die Straße. »Brrr!« schreit der Zigeuner, der das Gespann leitet, und reißt die Pferde zurück, daß ihnen die Trense ins Maul schneidet. Stjepan lacht, er weiß, daß die Zigeuner nicht weiterfahren wollen, wenn ihnen ein Wiesel als Zeichen drohenden Unheils über den Weg rennt. Und er lacht noch mehr, als der schwarze Kerl flucht und, aufgescheucht vor Schrecken, so jäh den Wagen herumdrehen will, daß der in Fugen und Achsen kracht. Plötzlich aber fällt dem alten Knecht die boshafte Freude aus dem Gesicht, und aus den Untergründen der Seele springt der rote Haß herauf. Denn Stjepan erkennt den, der drinnen hockt im Zigeunerwagen. Es ist der, der die Narben von Stjepans Schuß noch im Fleisch haben muß und den der tote Herr angefordert hat in jener Mitternachtsstunde der Weihnacht. Stjepan bückt sich und hebt den nächstbesten großen Stein von der Erde auf. Aber da er ihn wirft, hat der Zigeuner schon den Wagen herumbekommen, und Stjepan trifft den dürren, jämmerlichen Hund, der den Wagen bellend umspringt. Christiane kommt eben den Weg her, der neben der Straße zum Haus führt. »Stjepan«, ruft sie vorwurfsvoll, »wie kannst du nach dem armen Tier werfen!«

Ob die gnädige Frau wisse, wer in dem Wagen drinnen gewesen sei? — fährt Stjepan auf, und sein Gesicht ist erschreckend wild und hart und vom Haß ganz eingezogen um den Mund. Der sei drinnen gewesen, der noch alleweil frei herumgehe wie einer, der nichts auf sich habe. Ja, der, der über die gnädige Frau so großes Unglück gebracht habe, der Latso, der sei es gewesen! »Ach, Stjepan«, sagt Christiane, und sie ist blaß geworden inmitten des leuch-

tenden Tages, »Stjepan, wie kann das, was du da tust, es besser machen! Haß ruft nur immer wieder neuen Haß! Und warum hast du das arme Tier mit dem Stein geworfen?« — »Es hat dem gottvermaledeiten Mörder gegolten!« — Stjepan droht wild mit der Faust dem Wagen nach: »Er kommt mir schon noch einmal unter die Hände, und dann gnade ihm Gott!«

An diesem Abend liest Wolfram seiner Schülerin und Christiane über die Wespen vor. Es ist nichts Neues, und man kann es wahrscheinlich in jedem Buch über die Hautflügler lesen. Nur, daß es in diesem Buch hier vielleicht nicht so gesagt ist, daß die Worte bloß als dürre, tote Blätter nebeneinandergereiht sind, die die Vorstellung eines Bildes eher zerstören als widerspiegeln. Wolfram liest, und Christiane hört seiner herben Stimme gerne zu, daß der Staat der Wespen einsömmerig sei und nur einige wenige befruchtete Weibchen den Winter überdauern. Ohne Nahrung und trotz aller Schrecknisse der kalten Zeit bleibe die Wespenmutter über, wie eine lebeneinschließende Knospe am wintertoten Baum, sie, die ihr ganzes künftiges Volk in sich trage. Im Frühling bräche diese Knospe auf, gebäre das Volk und gründe den Staat. »Das liest sich alles so selbstverständlich und ist doch ein so unnennbares Wunder!« meint Christiane, »in der Natur ist die Mutter alles!« — »Ja«, entgegnete Wolfram, »sie allein ist das Sinnbild des Unvergänglichen. Ich habe meinen Vater niemals gekannt, und ich habe auch keine Sehnsucht gehabt nach ihm, aber heute noch bin ich verwachsen mit der Frau, die meine Mutter war. Letzten Endes sehnt sich ein jeder Mann auch in der Liebe zur Frau nach dieser Mutter, aus der er gekommen ist und in der er geborgen war. Ich stelle mir eine mensch-

liche Gesellschaft, die von den großen Müttern regiert würde, als eine bessere als die heutige vor. Am mütterlichen Geist kann allein die Welt genesen. Es gibt kaum ein natürlicheres und innigeres Band als das der Mütter zu ihren Söhnen, und selbst jene Großen, die berufen sind, einen Staat zu lenken, könnten nur gewinnen, wenn ihnen der Wirklichkeitssinn und das Herz einer wahrhaft guten und mütterlichen Frau überall beratend zur Seite stünde.« Christiane spitzt dem kleinen Christian, der neben ihr auf der Bank kniet und auf dem Tisch ein Blatt Papier liegen hat, darauf er Männer zeichnet, den stumpfgeschmierten Bleistift und sagt: »Man müßte alle Frauen und Mädchen vor allem zu guten Müttern erziehen, nicht nur für ihre eigenen Kinder, für alles Lebendige überhaupt. Aber ich fürchte sehr, daß die heutigen Frauen nicht das große Herz, nicht die große Liebesfähigkeit und nicht die große Mutter als höchstes Ziel erkämpfen wollen. Die Frauen verachten sich ja selbst und wollen sich gar nicht als Frauen behaupten, sie wollen nur Männer werden. Wie können sie auf diesem falschen Weg je die ganze Herrlichkeit ihres Frauentums erfüllen? Ich habe viel lernen müssen, und es war gut so; eine Frau soll flink und rege sein im Geist, und sie soll Türen und Fenster offenhalten für das, was im Leben geschieht. Aber es war keine Gefahr, daß ich männlich würde, wenn ich auch wie ein Bub auf jedem Pferd und jedem Wagen oben gewesen bin. Denn da war das Land hier und das alte Haus und viele Kinder und Blumen und Tiere. Da bleibt man mütterlich und kühlt nicht aus im Herzen. Ich glaube, die Stadt mit den vielen toten Steinen macht jedes Herz, wieviel mehr noch das einer Frau, mit der Zeit leer und tot. Zu Mädchen und Frauen gehören Gärten

mit Blumen und Bäumen. Die eine Pflanze, ein Stück Boden, ein Tier liebevoll hegen lernt, die wächst hin zu dem, was ich den letzten Sinn eines Frauenlebens nenne: Das behütende Herz für alles Lebendige haben. Ich habe oft in den früheren glücklichen Zeiten darüber nachgedacht, und auch jetzt denke ich es noch, wenn mir die Sorgen dann und wann etwas Luft zum Atmen lassen, daß wir Mütterlichen allein imstande sind, uns mit den ganzen heißen Kräften unserer Seele gegen die eiskalten Ungeister des Hasses, der Verwirrung und der Zerstörungswut zu stellen. Wer kann so lieben wie wir!« —

»Man sollte Ihnen alle Frauen und Mädchen in die Hände geben zum Erziehen«, sagt Wolfram, und er vergißt sich im Aufglühen seines Herzens sogar etwas, als er dazufügt: »Was sind alle Frauen gegen Sie für ein Nichts, Frau von Schrautt! Meine alte gute Mutter ausgenommen!«

Liselotte liegt mit dem feinen, eigenwilligen Kinn auf dem Arm ihrer Mutter aufgestützt und betrachtet das Gesicht ihres Lehrers. ‚Was wird er auf einmal rot?' denkt sie und findet die erwachsenen Menschen wieder einmal äußerst seltsam und unverständlich. Christiane lächelt ein wenig. Die Huldigung des jungen Menschen tut ihr wohl, und es ist, als reiche er ihr, die auf schweren Wegen geht, eine schöne Blume hin. »Ich habe ein wenig von der dort auf der Schublade«, sagt sie und deutet mit dem Kopf auf die elfenbeinerne Kindlmutter hin. »Ich möchte oft die ganze Menschheit in meine Arme einhegen. Nein, nicht nur die Menschheit allein, jede Blume im Wind, jedes junge Blatt im Frost und jedes kleine Tier inmitten der großen Fährnisse seines Daseins möchte ich behüten. Ich habe als Kind oft selbst die Steine als ein

Lebendiges geliebt und habe für sie gebetet, weil so viele Füße auf sie treten und ihnen wehe tun.«

Wie das Fliegen in Träumen, so unirdisch ist das Gehen in der Frühlingsnacht für einen jungen Menschen, dem die Liebe das Herz berührt hat. Der Wind, der von Ungarn herkommt, ist voll schwerer Süße, und Wolfram legt den Kopf in den Nacken und läßt sich von ihm treiben. Der Mond schwimmt ihm zu Häupten inmitten der goldgeränderten Blütenflocken leichtesten Gewölkes, und aus den Riesensträußen der blühenden Bäume schneit es sanft und lautlos immerfort grünschimmerndes Silber herab. Die windgekämmten Felder mit junger Saat glänzen wie bewegtes Wasser, und auf der umgebrochenen Ackererde funkelt blau der Tau der Nacht. Der junge Mensch lebt das alles zutiefst mit: Die fliegenden Wolken, die liebeatmenden Bäume und das geheimnisvolle Treiben des Lichtes, und er lebt es mit wie noch niemals, weil Schritt um Schritt die schöne Frau von der »Not« neben ihm hergeht. Hier in der weltweiten Einsamkeit der großen Steppe, jetzt, wo er gar nicht mit Füßen geht, sondern fliegt wie in glücklichen Träumen, nun getraut er sich, die Gefühle, die sein ganzes Wesen durchströmen, die ausfließen von dem einen Ursprung: Christiane, und wieder einmünden in ihm, in dieser unwirklichen Stunde wagt er diese herrlichen Gefühle nun endlich beim wahren Namen zu nennen. Erst erschrickt er vor seiner Vermessenheit und weiß doch mit dem nächsten Schlag seines Herzens, daß es die Liebe ist, die ihn erfüllt in jedem Blutstropfen. Das Erinnern an die Leidenschaft für das schöne Mädchen streift ihn seltsamerweise in diesem Augenblick. Diese Leidenschaft war oft hart und grausam, die brennenden Küsse haben oft mehr wehgetan als

beseligt, und die Sinne haben Wolfram zeitweise getrieben über Brennessel und Scherben und spitzen Stein. »Die große Liebe ist so ganz anders!« erkennt der junge Mensch erschüttert.

Es liegt im Unirdischen solcher Glücksstunde, daß eines allein schon dessentwegen, daß es jung ist und lieben darf, in heißer und frommer Dankbarkeit einen Blütenzweig von einem Baum herunterbricht und mit einer Inbrunst, in der alle plötzlich in ihm gelöste Güte schwimmt, hineinküßt in den Kelch einer Blume. Wer sollte es wagen, auch nur zu lächeln über solches Tun? Für ein junges Herz ist dieses Glück endlos groß, wie der Reigen der Sterne, und es ist heiligstes Wunder und endloses, tiefstes Geheimnis. — Der Weg von der »Not« bis zur Stadt ist lang. Aber er schmilzt bei diesem heutigen Wandern in sich zusammen, als fräße er sich selber auf, und auf einmal säumen die ersten Häuser der Stadt die Straße.

Wolfram holt sich die Worte, um die Erschütterungen seiner Seele zu fassen in das Gefäß der Sprache, schon lange nicht mehr aus Gebetbüchern. Aber die kleine, stille Frau, die jene in den geborgenen Nestern erbarmungslos immer das »Fräulein« nannten, trotz des großen Sohnes, hatte stets ein Gebetbuch zur Hand gehabt, um sich daraus Stärke zu holen für die wahrhaftig recht steilen Kreuzwege ihres Lebens. Dieses abgegriffene Büchlein des frommen Thomas von Kempten liegt seit dem Tod der Mutter in der Tischlade neben Wolframs Bett. Und weil er in seinem aufgerührten Herzen heute sehr Sehnsucht hat nach der kleinen Frau, die eine so große, gute Mutter gewesen, nimmt er vor dem Einschlafen das Buch hervor. Es sind altmodische Heiligenbilder darinnen mit feinem Spitzenrand, aber es ist auch manches da,

was nicht so recht in ein Gebetbuch hineingehört. Da ist auf einem Blatt Papier eine helle Locke aufgenäht, und darunter steht: »Meinem Sohn abgeschnitten an seinem siebenten Geburtstag. Gott beschütze ihn!« Und es liegt ein Blättchen mit einer aufgeklebten Blume zwischen den zerlesenen Seiten mit der Inschrift: »Von meinem Kinde, Gott segne es auf allen seinen Wegen!« Und auf einem Stückchen Papier mit kindlichem Gekritzel steht geschrieben: »Das soll ich sein!« Auf den Rand einer Seite ist mit einer zarten kleinen Schrift hingeschrieben: »Heute hat mein Sohn maturiert. Gott helfe ihm weiter!« Und dann steht auf der anderen Seite: »Heute ist mein lieber Sohn Doktor geworden. Wie hat mich Gott glücklich gemacht mit diesem Kind!«

Wenn man sich die Liebe und Mühe nimmt, auch bei schlechtem Kerzenlicht diese kleinen Inschriften zu entziffern, dann sehen die grauen, milden Augen der kleinen alten Frau aus dem Licht und werden allmählich zu den blauen Christianens.

Die verblühenden Bäume schneien im Frühlingssturm, und die braunen nackten Füße, die wieder in ewiger Unrast wandern müssen, gehen auf den Steigen und Straßen im Gestreu weißer Blumenblätter statt auf Stein und Staub. Die Zigeuner wandern. Auf den Landstraßen holpern die kindergefüllten Karren der Armen, und es läuten die Schellen und Glocken vor den fahrenden Häusern der Reichen. Sie kommen von weitem aus den Steppen Ungarns, sie ziehen herauf aus Rumänien und von der serbischen Grenze. Niemand weiß, wohin und wessenthalben es sie vom Osten nach dem Westen treibt mit den Steppenwinden. Niemand weiß, ob sie ein heimlicher König auf-

rufe, der irgendwo gen Sonnenuntergang unerkannt thront unter Fremden, oder ob sie die Macht des unsteten Blutes jage. Dunkel und geheimnisvoll wie die Nacht ihres Blickes ist ihr Leben. Sie stehlen und räubern entlang ihrer Wege, kein Huhn, keine Gans, kein Stück Fleisch in der Selche, kein Gewand in der Truhe ist vor ihnen sicher. Kein Riegel und kein Schloß schützt ein Haus vor ihnen. Sie braten den Igel und nehmen für ihren Kochkessel dankbar ein gefallenes Vieh aus den Händen des Schinders. Sie betteln, sie lügen und trügen, aber sie hüten die Geheimnisse ihres Volkes wie Schätze, sie hüten die Reinheit ihrer uralten Gesetze und ihres Blutes.

Die Nester in den Höhlen des alten Steinbruches sind schütter geworden unter der Sonne des Frühlings. Die meisten der Männer sind auf den weiten Wegen. Akana, die Sippenmutter, ist zurückgeblieben mit Kindern und tragenden Weibern. Akana ist so alt, daß ihr Rücken gekrümmt ist wie ein Türkensäbel, aber sie ist noch überall mit schlürfenden nackten Füßen auf Straßen und Stegen. In den Bauernhäusern schreckt man die ungehorsamen Kinder mit ihr, die im hundertmal geflickten Lumpenkleide und mit rotem Turban geht wie eine Hexe aus den alten unheimlichen Geschichten. Man hetzt die Hunde auf sie, wenn sie sich zeigt bei den Geflügelkobern und zunahe kommt den Kraut-, Kukuruz- und Kartoffeläckern. Es heißt von ihr, sie stehle geschickter als eine Elster, und die Berichte sind nicht erfunden, die erzählen, wie sie vor den Augen der Bäuerin die Bruthenne samt den Küchlein und knapp hinter dem Rücken des Bauern die schönsten Schinken aus der Selche genommen hat. Aber man weiß es auch, daß Akana in die Zukunft schauen kann und aus der Hand liest mit einer Sicher-

heit, daß einem das Grausen angeht, und daß sie jede geheime Krankheit, allein schon nach einem ausgefallenen Haar oder nach einem einzigen Blick in die Augen des Ungesunden, mit Namen zu nennen weiß. Die Bauern hassen die alte Hexe, und sie fürchten für sich und das Vieh ihren schwarzen, bösen Blick. Aber hinterwärts dem Rücken ihrer Männer halten die Weiber ihr doch gern wissenslüstern die Hand hin, damit sie ihnen ein Fenster aufmache in das Dunkel der Zukunft. Die Bäuerinnen gehen auch nicht gerne zum Doktor, wenn sie einen Schaden verspüren am Leib oder ihnen ein Kind kränkelt. Der Doktor fragt nur nüchtern nach dem Alltäglichen und schreibt ein paar unverständliche Worte auf, nach denen der Apotheker eine sündteure Medizin macht. Die Weiber gehen viel eher zu Akana, wenngleich sie es auch nur heimlich tun. Die Zigeunermutter schaut nach der Krankheit aus durch ein Sieb, sie läßt Wasser rinnen über eine Sensenschneide, sie tröpfelt heißes Wachs ins Wasser und liest daraus, welcher Art der Schaden sei. Sie streicht und beschwört und nimmt aus dem geheimnisvollen Beutel, den sie immer mit sich trägt, seltsamste Dinge hervor: Steine und Holztäfelchen und kleine Knochen und legt sie auf die Schwären und Gebresten. Sie weiß es, wie ein Weib fruchtbar wird, und sie weiß — was in den heutigen schlechten Zeiten für viele Frauen das Wichtigere ist —, sie weiß es, wie man ein unliebsames neues Leben heimlich wegbringt aus dem mütterlichen Schoß.

Dessentwegen läßt Rosa, die Magd ist auf der »Not«, da sie gerade die Kühe weidet auf dem Brachacker hinter dem Gutshof, die alte Zigeunerin an sich heran, so sehr sie sich auch sonst vor ihr fürchtet. Akana hält ihr mit

brauner kleiner Wurzelhand unter kläglichem Gejammer einen blechernen Hafen hin und bettelt um einen Tropfen Milch für die Schwäche ihres alten Leibes. Sie sagt, sie wolle dem Mädchen dafür wahrsagen und hascht nach dessen Hand. Die Magd verbirgt die arbeitszerfurchten Hände hinter dem Rücken, biegt sich weit zurück von der Alten und lehnt sich an den warmen Leib der einen Kuh. Nein! fährt sie grob die Zigeunermutter an, das wolle sie nicht, das sei nur ein Schwindel! Und Milch dürfe sie keine wegmelken! Das tollkirschdunkle Tierauge des alten Weibes funkelt aus dem gebräunten Gesicht und streift mit kurzem Blick die Gestalt der Magd ab. »Du mußt dich in acht nehmen!« murmelt der eingesunkene Mund, »du mußt dich hüten vor den schwarzen ungarischen Weibern! Er ist dir kein treuer Geliebter, von dem das Kind in dir ist!« Die Magd wird blaß, als tränke ihr eine Ohnmacht das Blut aus den Adern, hält sich am Horn des Tieres fest, weil ihre Knie auf einmal keine Flechsen mehr haben, und starrt mit weit aufgerissenen Augen im sommersprossigen Gesicht die Zigeunermutter an. Es friert sie am sonnhellichten Apriltag kalt über den Rücken hinunter, denn die Zigeunerin steht vor ihr wie ein Geist, der aufgefahren ist aus der heimlichen Hölle der Eifersucht und der Verzweiflung in ihrem Herzen. Zu keinem einzigen Menschen hat Rosa auch nur einen Laut geredet davon, wie es um sie steht, und daß der, den sie gern hat und von dem das Kind ist, das sie in sich wachsen spürt, von ihr nichts mehr wissen will und mit einer ungarischen Wittib geht. Akana wischt mit der Hand entlang dem Leib der Magd durch die Luft und sagt: »Zwei Monate ist es alt, und seit solange steht dir die schwarze Ungarische über dem Weg.«

Seitdem sie das Schlimme für gewiß weiß, hat sich Rosa schon die Dutzend Male vorgenommen, insgeheim hinzugehen zu der Zigeunerin. Denn auch sie hat es gehört von der und jener, daß die Alte etwas habe, womit eines das schlimme Ende vom zweisamen Beisammenliegen fortschaffe. Aber jetzt, als das Zigeunerweib ihr die geheimsten Geheimnisse entgegensagt als wie etwas, das schon in aller Leute Mund sei, möchte sie vor Schrecken auf und davon rennen. »Willst du nicht ein Mittel?« fragt Akana leise, »damit er wieder zurückkomme zu dir? Gib mir ein kleines Geld! Gib mir ein paar Kronen, zweie, dreie, und ich mache, daß er wiederkommt und dich heiratet! Akana hat eine große Macht, die Geister gehorchen ihr.« — »Der kommt nit mehr! Der hat eine Reiche!« stößt die Magd so hart hervor, als speie sie Steine aus. Und sie schluchzt: »Er ist ja schon aufgeboten zum ersten Male mit ihr!« Die Tränen rinnen ihr über die flachen, braunverbrannten Wangen, sie wirft sich über den sonnwarmen Rücken der Kuh und weint in das Fell hinein, daß es sie nur so stößt und schüttelt: »Was soll unsereins machen mit einem Kind! Ich will keins haben von dem Haderlumpen, dem elendigen, falschen!« Akana beäugt das Mädchen wie einen seltsamen Vogel. Es kommen zu ihr viele Weiber aus der Stadt und von den Höfen, und es sind nicht die armen Mägde allein, sondern die Reichen und die Besitzerinnen, die ein Mittel haben wollen, durch das sie befreit werden von ihrer Fruchtbarkeit. Akana verkauft ihnen um schwere Silberlinge Tränke aus neunerlei Kräutern, gekocht in Wasser, das geschöpft ist vor Morgentau. Sie verkauft Beschwörungen und Verwünschungen und hölzerne Amulette. Sie trägt die uralten Geheimnisse des Stammes weiter und versteht

es, aus den Wurzeln Gifte zu ziehen, die einschläfern für ewig und die Schmerzen lindern. Sie hat so vieles gesehen und so vieles erlebt, und sie versteht so vieles. Aber sie versteht dieses eine nicht, daß es Frauen gibt, die keine Kinder haben wollen. Kinder, das ist doch der Reichtum der Sippe! Das sind die Fürsorger des schwachen Alters! Dessentwegen allein legt sich doch ein Weib zum Mann. Aber es ist gut so, wie die weißgesichtigen Frauen es heutigentags tun, es ist sehr gut. Akana ist vor vierzig Jahren hergekommen, und es sind seitdem aus ihr hundert Menschen hervorgewachsen. Und wenn sie sich zerstreuen in alle Winde, so gehören sie doch zusammen und sind stark und mächtig, weil keiner aus der Sippschaft den anderen je verläßt. Wenn die weißen Weiber keine Kinder mehr haben wollen, dann werden sie immer weniger werden, da werden sie keine Häuser und keine Ställe mehr brauchen, und die Zigeuner werden sich die Kühe und Pferde und Schweine nehmen können, die warmen schönen Kleider aus den Kästen und das Geld aus den Truhen. »Wenn du mir zahlst, werde ich dir etwas geben, das dich wieder schlank und unbeschwert macht«, sagt Akana und legt ihre kleine Runzelhand auf den Leib der jungen Magd. »Akana kann alles. Nur mußt du mir Kronen geben, schöne silberne Kronen, dann wirst du kein Kind bekommen!«

Es sollen die mit den harten Herzen und den dunklen Seelen kein Kind haben. Kein Himmel, so ein Mensch sich erhofft als süßen Entgelt erlittener Leiden, könnte hell genug sein von Glückseligkeit, um einem mißhandelten Kind seine Leiden zu vergelten.

Fräulein Anna Pichler, die Näherin, kommt auf ihrem

Heimweg von der »Not«, wo sie Arbeit hat, beim Schotterbruch vorbei, wo die Hütte des Hadernsammlers zwischen Gestrüpp und Gestein liegt. Sie fürchtet sich immer vor diesem Stück Weg, denn die zerfallene Keusche, vor der Tierhäute wie riesige Fledermäuse zum Trocknen hängen, wo immer schmieriges Gerümpel aufgestaut ist und scheußliche, aasriechende Knochenhaufen liegen, aus der zumeist Gezeter und wüstes Gebrüll bis auf die Straße herausschallt, ist wahrhaftig auch schon am hellichten Tag ein Ort des Schreckens.

Anna ist etwas schief gewachsen, ihr Gesicht ist eingekniffen vom Hunger nach dem Leben, das mit seinen großen Freuden und Schmerzen weitab vom Rinnsal dieses kleinen Daseins dahinrauscht und nur den Unrat der kleinen Bitternisse bei ihr abstößt. Anna hat nichts, wofür sie da ist, als ihren eigenen gleichtönigen Alltag. Ihre umsonstige Gier nach dem Leben sucht sie damit zu beschwichtigen, daß sie sich vielzuviel um das Leben anderer bekümmert. Und weil sie Liebe nie erfahren hat, so sind in ihrem Herzen alle Blumen siech und welk geworden, und nur die Unkräuter wachsen darinnen so hoch, daß sie bei jedem ihrer Worte hervorstechen aus dem Munde. Niemand liebt dessenthalben die ältliche Person. Aber ihre blassen, dünnen Hände arbeiten so geschickt Kleider und Hüte, die immer blumenhaft duftig sind und so gut sitzen, daß man auch mit breiten Hüften oder krummem Rücken so schön und vornehm darin aussieht wie das Bild einer Modezeitung. Man holt Anna von allen Seiten auf die Güter und in die Bauernhäuser, und sie hat ein schönes Auskommen. Sie ist sehr geizig, und niemand kann sich rühmen, von ihr je eine Guttat erfahren zu haben. In diesem Frühling aber hat Anna ein großes Er-

lebnis gehabt. Wolfram, der niemals, wo er Mitleid fühlt, ohne Güte ist, hat die Näherin an einem der letzten Abende, da sie beide heimgingen von der »Not«, durch die Schwibbogen der blühenden Bäume begleitet. Er hat ihr, so wie man zu jemandem spricht, der für einen nicht Mann und nicht Weib, sondern nur ein andächtiger Zuhörer ist, von einer Wanderung in den steirischen Bergen erzählt; und Anna hat heimlich hinaufgeäugt zu seinem hübschen, feingeschnittenen Gesicht, und der freundliche und warme Klang seiner Worte ist in ihr verdorrtes Herz hineingefallen wie niegekannte Sonne. Kein Mann hatte je noch so zu ihr gesprochen. Oh, sie weiß auch heute noch jedes von Wolframs Worten, denn sie hat sie sich ja täglich vorgesagt wie ein Gebet. »Da riecht es ja förmlich dick von Veilchen, spüren Sie es?« hat Wolfram kurz vor der Schottergrube gesagt, hat sich gebückt und etliche Veilchen gepflückt und darüber gelacht, wie ganz ohne Farbe sie im Mondlicht seien. Und dann hat er ihr die Veilchen gegeben, und zum erstenmal ist auch das gewesen in ihrem Leben, daß ihr ein Mann, und dazu noch ein solch junger und schöner, Blumen schenkte. Weil alles zum erstenmal geschah nach so langem Hunger und so vieler Bitternis, und weil es so fröhlich und gütig geschah, darum hat es das Herz der Einsamen so durchschüttert, daß es seit dieser Stunde wie trunken taumelt. Die Näherin ist so tief in den sehnsüchtigen Erinnerungen versunken, daß sie jetzt an der Stelle, wo Wolfram die Veilchen pflückte, stehenbleibt und völlig auf das Fürchten vor der Schottergrube vergißt. Sie pflückt ein paar der Blumen, die freilich heute schon am Verblühen sind, sagt sich die damaligen Worte Wolframs mit zärtlicher Stimme laut vor und reicht sich selber mit der Linken das Sträuß-

chen in die einsame Rechte. Sie läßt ihre Sehnsucht lügen und spricht laut zu sich selber von Liebe und heißen Gefühlen. Sie lächelt in die Luft hinein und lächelt dem zu, den sie in armer Torheit mit ihrer eigenen Zunge reden läßt. Vielleicht, daß sie in diesem Spiel glücklich vorbeigekommen wäre an der Schottergrube. Aber da rennt sie fast hinein in ein Pferd, das mit eingeknickten Knien und tiefhängendem Kopf vor einem Karren steht. Anna fallen vor Schreck die Veilchen aus der Hand, und sie zürnt, freilich nur mit leisem Wort, auf daß es ja niemand in dem verrufenen Haus höre, daß man doch nicht den Wagen ohne Licht quer über die Straße stehenlassen dürfe in der Nacht.

Aus der Keusche im Schotterbruch kommt Geschrei, Weibergekreisch, Brüllen einer Mannnsstimme und das Geräusch von dumpfen Schlägen. Ein Hund heult. Und dann ist noch etwas da zwischen diesen schrecklichen Stimmen, etwas, das hoch und dünn winselt. So fürchterlich ist dieses Winseln, daß Anna zu laufen anfängt vor Entsetzen und nicht aufhört mit dem Rennen, bis sie halbtot vor Erschöpfung bei ihrem Haus angekommen ist.

Nein, Gott sollte bei den Schlechten und Niedrigen des Herzens kein Kind leben lassen. Das lachende blaue Auge seiner Sonnentage und der Schimmer seiner Sternenblicke sollten das nicht mitansehen können, daß Menschen ein kleines, hilfloses Wesen so quälen, wie es der versoffene Hadernsammler und seine Schlumpe von Weib mit dem fünfjährigen Knaben tun. Das Weib hat den kleinen Knaben von irgendwo her, von einem, mit dem sie zusammengelegen ist auf der Wiese oder unter einem Strauch, und den sie gar nicht weiter gekannt hat. Sie hat

das Kind seit einem halben Jahr von seiner Ziehmutter zurückgeholt. Sie mag es nicht seit je, sie hat nur nicht mehr bezahlen wollen für es, darum hat sie es hergenommen. Der Kerl von einem Mann, der sich allzeit die trunkene Wut an einem Lebendigen auslassen muß, an dem Roß, an dem Hund, an dem Weib, hat seit diesem Tag endlich ein richtiges Opfer gefunden, daran er seine Grausamkeit sättigen kann. Da hängt an diesem Frühlingsabend das kleine Kind nun richtig in der Marter. Das Untier von Mann hält es an den feinen blonden Haaren in der Luft, und stößt es auf und nieder und reißt es wieder hoch, und die noch ärgere Unholdin, die leibeigene Mutter, steht daneben und sagt: »Gib es ihm nur, dem Bankert! Wer denn sonst als er hat die Wurst weggefressen! Zuletzt wär' gar ich noch schuld daran!«

Dessenthalben ist also das schreckliche Wimmern in der Stille des Abends, in den die Amseln hineinflöten und die fernen Glocken hineinläuten. Hernach, als der Kerl müd ist, wirft er den kleinen Knaben zur Erde und geht aus dem Schuppen in die Stube hinein, darinnen in der gemeinsamen Bettstatt seine eigenen Kinder schreien. Der kleine Karl aber bleibt liegen auf dem Haufen alter Knochen und hat keine Stimme mehr in der entsetzlichen Schwärze seiner Verlassenheit, um auch nur laut weinen zu können.

Im Schuppenwinkel liegt auf einem Fetzen Diana. Wie Diana in den Schmutz dieser Hütte gekommen ist, weiß niemand. Sie ist eine Setterhündin edelster Rasse, und wenn sie heute auch nur einem Gerippe gleicht, darüber das einstmals seidenhaarige, goldbraune Fell jetzt stumpf und struppig und voll Schmutzzotten schlottert, ihr Haupt ist noch immer von großer Schönheit, und ihre

Augen leuchten im Dunkel wie große, klare Sterne. Diana hat sich bei dem vorherigen schlimmen Geschehen ängstlich verkrochen in den hintersten Schlupf unter dem Gerümpel, denn sie kennt die betrunkene Wut des Hadernsammlers nur zu gut und lahmt etwas an einem Bein von einem Schlag seiner Hand. Jetzt hebt der kleine Knabe wieder ganz leise zu weinen an. Diana horcht, sie wittert, ob der Peiniger noch in der Nähe sei, kommt heraus aus dem Versteck und schleicht hin, wo das mißhandelte Kind in seinem Elend liegt. Kein Engel ist heruntergestürzt und hat, glühend vor Erbarmen, über dem kleinen Körper das weiche Dach seiner schützenden Flügel zusammengeschlagen. Aber die Hündin, die den Knaben liebt, der sie niemals schlägt und stößt oder Steine nach ihr wirft, fängt das mißhandelte Kind, das der Frost und das Wundfieber schütteln, mit weicher Zunge zu belecken an, so wie sie es mit ihren Jungen tut.

Weil schon da und dort die Stimmen laut geworden sind, daß der Trunkenbold und sein Weib das Kind peinigen, kommt die Sache doch endlich zur Kenntnis der Behörden, und ein Gendarm geht hinaus in den Schotterbruch und hält Nachschau. Der Gendarm läßt sich von dem frech dastehenden Weib das Kind vorführen, das zuerst vor Todesangst nicht hervorkommen will aus dem Winkel, wohin es sich verkrochen hat. Der Herr Inspektor sehe es ja selber, was das für ein Bankert sei, sagt das Weib. »Es ist die Anzeige gemacht worden, daß das Kind halbtot geschlagen wird!« sagt der Gendarm streng und deutet mit dem Finger auf die Beulen, die der kleine Knabe auf dem Kopf hat. Dann lupft er, widerwillig ob des Schmutzes und des Geziefers, das Lumpenhemd des Kindes hoch und zeigt auf die blutrünstigen Wunden und

großen blauen Flecken. »Woher kommt denn das?« fragt er. Da sei der Bankert heruntergefallen vom Rand der Schottergrube, und dort habe ihn der Hund gebissen, den er immer quäle, und dem Roß gebe der Fratz, der ein leibhaftiger Höllsatan sei an Schlimmheit, auch niemals Ruhe, und so habe es nach ihm ausgeschlagen. »Das schaut aber wie ein Stiefeltritt aus«, beharrte der Gendarm und dreht dem Weib den Rücken des Kindes zu. Der Mann hat selber Kinder daheim, die er liebt, und das Mitleiden und der Zorn stoßen ihn. »Wo denn her!« lacht das schwarze, grelläugige Weibsbild auf, »das ist doch von dem Roß. Und daß ich oder der Mann ein- oder das anderemal hinhauen auf einen so schlechten Rotzbuben, das ist unser gutes Recht, und da kann uns niemand Vorschriften machen!« Der Gendarm läßt die Hemdfetzen über die kleine Jammergestalt herab, wischt sich die Hand ab an seiner Hose und schreibt etwas ein in sein Notizbuch. Er weiß nur zu gut, daß das Frauenzimmer recht hat mit seiner frechen Antwort, und daß er ihr nichts tun kann nach den Gesetzen, so gern er sie auch nach seinem gesunden Menschengefühl in Ketten und Eisen schlösse. Er nähme das kleine Wesen am liebsten auf seinen Arm und trüge es heraus aus dem Elend. Aber er ist hier nicht ein menschliches Herz, er ist Gendarm, und er muß nach dem Gesetz und darf nicht nach dem Gefühl handeln. Um ein gemartertes Vieh kann er sich eher annehmen als um so einen kleinen, elendigen Hascher von Kind, der unter dem Züchtigungsrecht von Vater und Mutter steht. Als der Gendarm wieder der Stadt zugeht, spuckt er ein ums anderemal aus, damit ihm nicht die Tränen in die Augen kommen, und er schimpft laut: »Pfui Teufel! Meine Alte, was eine gute Mutter ist,

die wär' dem Weibsbild, ohne lang zu fragen ob Recht oder Unrecht, in die Zotteln gefahren, daß es nur so gestaubt hätte. Aber unsereinem sind die Hände gebunden.«

Es kommt auch so, wie es der Gendarm vorausgewußt hat. Keiner will auf einmal gesehen haben, daß der Hadernsammler das Kind mißhandelt habe. Ja, auch der kleine Kerl selber sagt, er sei heruntergefallen in der Schottergrube, und das Pferd habe ihn geschlagen. Der Hadernsammler kündet an, daß er jedem das Kreuz abhaue, der sich noch einmal einmische in das, was er in seinem eigenen Haus tue. Das Gericht hat keine Macht, und die Menschen haben keinen Mut und wollen ungeschoren bleiben von dem gefährlichen Pack. Die von jetzt ab vorbeikommen am Haus in der Schottergrube und wieder das Weinen und Jammern hören, zucken die Achseln und gehen schnell vorbei. Und es gibt auch so manchen, der so ausgefüllt ist von sich selber, daß er überhaupt kein Ohr hat, auf den Notschrei eines anderen Herzens hinzuhören.

Das Weinen des Kindes, das in der Marter liegt, sollte wie eine glühende Woge anbranden an die Herzen aller Mütter der Welt. Es sind aber so wenige wirkliche Mütter auf Weitem und Breitem, die über das Gatter ihres eigenen Nestes hinüber noch Liebe vergeben wollen an andere Kinder als an die eigenen. Die eine, die mit dem großen Liebesherz, Christiane, liegt um diese Zeit schon zwei Wochen lang krank, und es ist da niemand, der ihr von dem Knaben erzählte. Das eigene Kind, das in ihr wächst, macht ihr diesmal ungewohnte Beschwer, und vor vierzehn Tagen hat sie sich sehr erkältet, als sie beim Aussuchen des Kartoffelsaatgutes dabei war und zulange

im Keller gestanden ist. Es geht diesmal bei ihr hart auf hart, und an einem Abend ist das Fieber so hoch, daß die Dienstleute einander zuwispern, der Herr hole sich die Frau samt dem ungeborenen Kinde, und Stjepan in seiner Kammer die ganze Nacht nicht die im Gebet verrungenen Hände auseinanderbringt. Wolfram hat an Georg geschrieben, der in Neustadt ins Gymnasium geht, daß seine Mutter sehr krank sei. Er hat dem Knaben einen langen Brief geschrieben, und wenn Georg schon besser schauen gelernt hätte hinter die gleichmütigen Masken, womit die Menschen ihre Schmerzen verbergen, so läse er hinter jedem trockenen Wort dieses Briefes immer auch die Schmerzensschreie: »Wie bin ich in Angst! Jahre meines Lebens würfe ich hin, um ihr auch nur einen Tag des Leidens zu ersparen! Wenn ich sie mit meinem Herzblut heilen könnte, wie gerne gäbe ich es hin!« Aber Georg versteht das noch nicht. Er kommt aber sogleich heim, und wenn er auch ruhig und zuversichtlich tut, so sieht Wolfram, der durch seine Liebe zu Christiane hellsichtig geworden ist für so vieles, was unter der glatten Haut eines Menschengesichtes vorgeht, daß der große Junge sein angstzitterndes Herz festhalten muß mit beiden Knabenfäusten und am liebsten laut herausweinen möchte, als er aus dem Zimmer seiner Mutter kommt. In dieser Nacht, wo das Fieber so hoch ist, und der Tod, aufgestützt auf seine blanke Sense, vor dem Tor der »Not« lehnt, sitzt Georg die ganze Nacht auf im Nebenzimmer, und es ist so gut wie selbstverständlich, daß Wolfram bei ihm bleibt. Georg hat das alte Rezeptenbuch vor sich liegen und tut trotzig so, als ob er ganz ruhig sei und aufmerksam läse. Wolfram spielt niemand etwas vor. Er hat den Kopf in die Hände gestützt und

horcht ohne Unterlaß nach dem Krankenzimmer hinüber. So qualvoll ist das, was ihm die Brust und das Denken ausfüllt, daß er meint, er müsse jetzt und jetzt laut aufstöhnen vor Schmerz. Er liegt in der Pein, und er lernt es kennen, daß eine große Liebe nicht nur die schönsten Freuden, sondern auch die schwersten Leiden in sich hat. ‚Was wird sein', denkt er immer wieder voll Grausamkeit gegen sich selber, ‚wenn sie tot sein wird? Was wird mit uns allen sein?'

Aus dem Krankenzimmer hört man von Zeit zu Zeit die leise Stimme des Doktors, der zu Christianens Schwester Elise, die bei der Kranken ist, etwas sagt. Von der Schublade herüber lächelt und strahlt die Kindlmutter. Wolfram muß wegblicken von ihr. Ihm kommt in dieser Stunde, wo Christiane an einem Spinnwebfaden zwischen Leben und Tod hängt, alles so entsetzlich sinnlos vor.

Es geht schon gegen den Morgen, und draußen rinnt das kühle Perlmutter des jungen Tages in das Dunkel dieser so schweren und bangen Nacht hinein. Die Hähne krähen, und der Schein der Lampe über dem Tisch wird bleich. Da macht jemand die Tür auf, und als die beiden jungen Menschen auffahren mit den Köpfen, steht der dicke, kleine Doktor im Zimmer und winkt mit dem graugelockten Kopf Georg her zu sich. Der große Bub hebt sich schwer auf von seinem Sitz. Seine Augen blicken wie die eines verzweifelten Kindes in die ebenso verzweifelten Wolframs hinein. — Der Doktor kommt ein paar Schritte herzu, nimmt die Brille ab, wischt sie rein, hält das Glas gegen das Licht. Man weiß nicht, ob er es merkt, daß derweilen dieser wenigen Augenblicke zwei Herzen fast sterben vor Bangnis. Dann sagt er in seiner kurzen, dürren Art: »Ich glaube, wir haben das Ärgste

hinter uns. Es geht ihr besser. Kein Grund mehr zur Verzweiflung.« Er hält die Brille noch einmal gegen das Fenster, in das schon die ersten Rosen des Morgens hereinblühen, setzt sie umständlich auf die Nase und geht dann wieder ins Krankenzimmer.

Vielleicht, daß es nichts Stolzeres und Scheueres gibt als die Herzen zweier junger Menschen, die, Aug in Aug stehend, überfallen werden vom gleichen Sturm eines Schmerzes oder einer Freude. Der Knabe und der junge Mann, die in dieser Nacht beide so heftig gelitten haben um die gleiche Frau, blicken voneinander fort, als jetzt das gar nicht mehr geglaubte Glück über sie hereinbricht. Erst stehen beide eine ganze lange Weile still, nachdem der Doktor aus dem Zimmer ist, und haben beide die Köpfe auf die Brust herabgesenkt. Dann geht Georg, ohne Wolfram anzusehen, schweren Schrittes zum ersten der drei Fenster, die gegen den feurigen Morgen schauen, und legt dort die Stirn an das Rahmenholz, und Wolfram stellt sich an das nächste. Vom Rand der Weiten im Osten zucken die Flammen des Lichtes in die goldgeränderten, purpurdunklen Vorhänge des Gewölkes, das über der Sonne hängt. Georg wischt mit grimmiger Faust die Tränen fort von seinen Wangen, damit Wolfram sie ja nicht sähe. Da hört er in der Stille, als schlucke nahebei jemand hart, der nur mühsam ein Weinen hinunterwürgen könne. Zum Nachbarfenster hinzusehen, dessen schämt sich Georg viel zu sehr für den andern, den Erwachsenen, den er heimlich liebt, wie Knaben eben einen lieben, dessen Überlegenheit ihnen nicht Bedrückung, sondern Vorbild ist. Tief verwirrt preßt Georg die Stirn gegen das Glas der Scheibe. Es ist noch alles ganz brüchig in ihm, und er kann aus der Erschütterung der Stunde

nicht herausfinden. Mit Gewalt hält er die Tränen zurück unter zusammengepreßten Lidern, er sieht nichts von dem roten Feuer, das heraufrollt in den neuen Tag, er muß nur einzig daran denken, daß Wolfram nebenan steht und weint. Auf einmal reißt die Frage mitten durch sein aufgewühltes Herz: ‚Warum weint er eigentlich? Ich, ich weine wegen meiner Mutter, so gern wie ich hat sie niemand auf der Welt! Aber warum weint auch er?' Das Glas der Scheibe knirscht, so preßt Georg die Stirn dagegen und heischt hinter zusammengebissenen Lippen Antwort auf die Frage: Warum weint er? Ja, warum weint er eigentlich? Auf einmal aber weiß Georg, warum Wolfram weint, und diese Erkenntnis macht ihm das Herz bis in die Adern des Halses schlagen und würgt ihm den Atem aus der Brust.

Nach einer Zeit kommt Tante Elise heraus und sagt zu Georg, daß seine Mutter nach ihm verlangt habe, er möge aber ja leise gehen und nicht in seiner gewohnten derben Art auftrappen. Er solle überhaupt seine schweren Schuhe ausziehen, und er dürfe nicht viel reden mit ihr, sie sei sehr schwach. Wolfram ist bei Elises Eintritt vom Fenster weggegangen und sagt mit einer fremden Stimme, er wolle nun gehen, man brauche ihn jetzt, Gott sei Dank, ja ohnehin nicht mehr. Georg zieht die Schuhe ab, und währenddes reicht ihm Wolfram die Hand hin und sagt leise: »Leb wohl, ich lasse deine Mutter vielmals grüßen!«

Der Knabe hält für ein paar Atemzüge die Hand fest und streift mit scheuem, kurzem Blick das einsame, blasse Gesicht des jungen Mannes. Er möchte eigentlich die Hand nicht loslassen, er möchte Wolfram mit hinein ins Zimmer nehmen, darin die Mutter liegt, weil er es ja weiß,

daß Wolfram sie liebt. Aber das ist es eben! Dessentwegen brennt in Georg plötzlich der Haß in die Liebe hinein, die er für Wolfram in sich trägt. Der Knabe reißt sich los von der Hand und geht, ohne Wolfram anzublicken, allein zu seiner Mutter. Wolfram bleibt einen Augenblick stehen und sieht durch die offene Tür ein Bett und ein Haupt mit aufgelösten Zöpfen und sieht eine Hand, die sich Georg entgegenstreckt, der auf vorsichtigen Füßen zum Bett hingetreten ist. Da geht er schnell. Er vergißt Elise zu grüßen, die schwarzen Kaffee aufgestellt hat auf dem Kocher und ihm nachruft, er möge doch noch etwas warten, um sich mit einer heißen Schale zu stärken nach der Nachtwache. Wolfram vergißt auch Hut und Mantel, er muß nur schnell fort, damit er nichts als die große Weite und den herrlichen neuen Tag um sich hat, sonst zerreißt es ihm die Brust.

Mit Christiane ist es wieder so weit, daß sie herumgeht und ihre Arbeit macht. Als Anna Pichler im Nähzimmer die Leinwand herunterreißt für Hemden, hört Christiane von ihr, daß beim Hadernsammler das Kind heute wieder so fürchterlich geweint habe. Die gnädige Frau wisse es doch, was das Gesindel mit dem Kind treibe! Nichts wisse sie, sagt Christiane, und darauf erfährt sie nun mit vielen Worten die traurige Geschichte. Jetzt ist das Weinen des Kindes endlich an das richtige Herz gekommen. »Was?« fährt Christiane hoch und wird ganz blaß vor Erschrecken und Zorn, »so etwas geschieht, und kein Mensch kümmert sich darum, und kein Mensch sagt mir etwas davon? Und heute, als Sie vorbeigegangen sind, hat es wieder so geschrien?« Ja, antwortet Anna, erfreut, daß ihre Erzählung solche Anteilnahme erregt,

ja, heute habe es wieder so geschrien. Aber niemand könne eben etwas tun, auch die Polizei sei ohne Macht. »Was, niemand kann etwas tun?« flammt Christiane auf, und die kleine schiefe Anna bekommt das Fürchten vor dieser großen, zornigen Frau mit den blauen Augen, und sie verkriecht sich hinter den Berg von Leinwand. »Kommen Sie, Anna!« befiehlt Christiane. Anna weiß nicht, wohin sie mitkommen soll, sie weiß nur, daß sie der Frau ohne Widerrede gehorsamen muß. Sie läßt in ihrer Erregung den Fingerhut auf dem dünnen Finger stecken, sie behält die große Schere in der Hand und hastet hinter Christiane die Stiege hinunter.

Die Frau ruft niemanden zu sich von den Leuten des Hauses. Sie ist schon beschwerten Leibes, aber sie geht mit so raschem Schritt, daß die kleine Näherin kaum mithalten kann. Es ist immerhin ein gutes Stück Weg bis zu dem Haus im Steinbruch, und man könnte meinen, daß Christiane schnell müde würde. Aber sie scheint nichts zu spüren in sich als brennenden Zorn, der ihr das schöne Gesicht rötet und den Mund schmal und hart zusammenzieht. Die Näherin läuft keuchend hinter ihr her, und je weiter sie auf der Straße gegen den Schotterbruch hinkommen, um so mehr geht die kleine Person das Grausen an, denn nun ist es ihr klar, was die Frau Schreckliches und Gefahrvolles vorhat. »Die gnädige Frau sollte bedenken . . .« keucht Anna, »in den Umständen, wie die gnädige Frau jetzt sind!« Aber Christiane winkt ihr ab und sagt zornig: »Da ist nichts zu bedenken!« Und da sie bei der Schottergrube ankommen, geht Christiane leibhaftig schnurstracks mitten durch den gehäuften Unrat und reißt die lottrig hangende Tür der Keusche auf wie ein Sturmwind. Die Schlumpe von Hadernsammlerin, die in

dem einzigen Raum am Herd hockt und Kartoffeln schält aus einem Korb, den sie zwischen den Knien hält, stößt mit dem bloßen breiten Fuß lässig an einer Wiege, darinnen im verschmierten Bettzeug ein Säugling liegt. Zwei größere Kinder wälzen sich neben ihr auf dem lehmgestampften Erdboden und spielen mit Unrat. Dem Weib fällt der Erdapfel aus der Hand und die Lippen klaffen ihr auseinander; sie muß sich erst die stumpfen Sinne zusammenfangen, um überhaupt zu erfassen, daß es die Gnädige aus der »Not« ist, die groß und drohend mit blitzenden Augen auf einmal vor ihr steht. Von der Näherin sieht sie vorerst nichts, denn die duckt sich hinter der Frau, und nur die Hand mit der Schere droht hinter Christianens Hüfte hervor. Christiane sieht den Schmutz, den Gestank und das Lotterweib nur wie hinter einer Wolke. Nur ein Allereinziges ist für sie in diesem Raum, und wenn es jemand anderem vorerst wahrscheinlich nicht in die Augen fiele, denn es versinkt in dem Wust von Unrat wie ein Blatt in einer Schütte Laub, es hat den Blick Christianens sogleich an sich gerissen. Christiane sieht nur diese eine kleine zusammengesunkene Gestalt, die in dem dunklen Winkel hinter der Bettstatt kniet, die Händchen angebunden am Bettfuß und die scharfe Kante eines Holzscheites unter den bloßen Knien.

Was im nächsten Augenblick geschieht, das ist, als wenn eine Flamme durch das Zimmer zucke. Christiane ist auch schon in dem Winkel, wo die kleine Gestalt auf den Knien liegt, und sie herrscht die Näherin an, die sich an ihrem Rock angehalten hat und mitgestürmt ist: »Abschneiden!« Anna schwindelt es vor ihrer eigenen Kühnheit, sie schneidet zitternd vor Aufregung die Zuckerschnur durch, mit der zwei blaufleckige, entsetzlich magere Hände an

das Bett gebunden sind, und Christiane reißt das Kind in die Höhe. Drohend und herrisch steht sie vor der Lumpensammlerin, von der sich endlich die Erstarrung so weit gelöst hat, daß sie aufgekommen ist von ihrem Sitz und, das Messer vom Kartoffelschälen noch in der Hand, gurgelt und schnappt, um Worte hervorzubringen. Die Näherin hat kreisrunde rote Flecke auf den Wangen und hält sich jetzt, in einen Rausch des Mutes hineingetrieben, die gespreizte Schere gegen das Weib gezückt, tapfer neben Christiane. Was das alles heiße, faumt die Schlumpe endlich wütend auf und will an das zitternde und weinende Kind auf Christianens Arm heran. »Unterstehen Sie sich!« sagt Christiane ruhig und unendlich stolz. »Ich habe noch nie jemanden geschlagen, aber wenn Sie nur mit dem Finger an mich oder an das Kind rühren, schlage ich Sie!« — »Ja!« kreischt die Näherin hinter Christiane hervor und fuchtelt mit der Schere; »und ich, ich ersteche und zerschneide Sie!« Verkehrt gehend und immer die Schere gezückt, deckt sie auch wirklich tapfer Christianens Rücken, da diese mit dem Kind zur Tür hinausgeht. Als Christiane schon aus dem Hause ist, stolpert das Weib hinterher, greift geifernd einen Prügel, der bei der Tür lehnt, und will unter einer Flut von Schimpf gegen Christiane los. Aber die Näherin fängt zu schreien und um Hilfe zu rufen an, und die Leute, die draußen auf den Feldern arbeiten, horchen auf. Dort schreit einer »Brrr!« und hält die Pferde vor seinem Pflug an, und da richtet sich einer auf vom Kartoffellegen oder vom Pflanzensetzen. Aber auch Stjepan hört das Geschrei, er kommt mit großen Schritten über die Ackerschollen hergestapft, und als er Christiane erkennt, hebt er zu laufen an. Er begreift mit seinen hellwachen Sinnen sofort, daß Diko

sich wieder einmal leichtsinnig in Gefahr begeben hat, und daß er sie herausholen muß, so wie er sie ehemals zwischen den Hufen der Pferde hervor- oder von einem Baum hat herunterholen müssen. Mit einem einzigen Griff reißt er dem Weib den Holzprügel aus der Hand und treibt sie damit in das Haus zurück.

Christiane geht, als sähe und höre sie von nichts. Auf ihrem Antlitz hängen noch der Zorn und die Erregung, aber zwischen den noch finsteren Brauen blicken ihre Augen unter tränenbehangenen Wimpern auf das Kind herab, das sie in ihren Armen hält, und ihr Mund spricht leise und gute Worte. Ach, es ist ein Tödlein viel mehr als ein Kind, das hier zum erstenmal wohl in seinem armen Leben so an einer Frauenbrust gehalten wird. Es ist voll Schmutz, die hellblonden Haare sind verfilzt und verlaust, und der elende kleine Leib trägt über und über die schrecklichen blutrünstigen Male grausamster Vergewaltigung. Ja, das Kind ist voll üblem Stank und Geziefer, und Christiane ist es nicht gewohnt, so etwas in den Armen zu halten. Aber Christiane ist jetzt nur völlig Herz und Mutter, und es ist das Äußere so jämmerlich gering gegen die Wundmale und die Not dieser kleinen Seele. »Fürchte dich nicht!« sagt Christiane. »Niemand wird dir etwas tun!« — »Ist das Kind der gnädigen Frau nicht zu schwer?« fragt die Näherin, die förmlich gewachsen ist vor Stolz über sich selber. Christiane schüttelt den Kopf. Die Frühlingssonne macht ihr blondes Haupt glänzen wie Gold, der Wind läßt ihr blaues, faltiges Gewand fliegen, so wie die blauen Tücher auf den Bildnissen der alten Maler um die Liebe Frau mit dem Kinde wehen. Es geht auch die richtige Liebe Frau durch die frühlingsträchtigen Äcker. Sie hält nicht allein die eine verstörte Seele

an ihrem Herzen, darunter ihr eigenes Ungeborenes liegt, sie hält alles Hilfsbedürftige und Liebeshungrige, sie hält die ganze weinende Welt geborgen an ihrer Brust und umfangen mit ihren Armen. Die Finken und Amseln singen ihr zu Häupten das Gloria, und ein rotsamtener, blaugeäugter Falter schwebt wie ein himmlischer Vogel immerwährend um ihren Weg.

Es ist kein Menschenkind, es ist ein elendes, in schreckliche Furcht hineingemartertes Tier, das sie in der schönen großen Küche der »Not« in ein Schaff warmes Wasser gesetzt haben. Das kleine, angstverstörte Tier weint immerfort aus schreckstarren, leeren Augen, und es hält die Hände über den Kopf, wenn eines sich zu ihm herunterbückt, mag es Christiane, mag es die Näherin sein. Da bringt Christiane ihre Tochter herbei, und als sich die alte Wirtschafterin dagegen aufstellt, daß man ein so schieches Elend ein zartes Kind, wie Liselotte es sei, anschauen lasse, verweist es ihr Christiane und sagt, daß in einem Mädchen nicht genug früh das Liebreiche und das Erbarmungsvolle aufspringen könne. Und sie sagt zu ihrer Tochter: »Du sollst es waschen! Es wird sich vor dir am wenigsten fürchten!« Liselotte ist blaß bis in die Lippen, sie bleibt ein paar Atemzüge vor dem Schaff mit dem Kinde stehen und blickt mit finsterem Gesicht auf es herab. Christiane kann nicht entnehmen, was in dem Mädchen vor sich geht, es hat den Anschein, als schrecke Liselotte zurück vor dem großen Jammer, der das erstemal in ihrem Leben so unbarmherzig nackig vor ihr aufschreit. »Niemals hat es noch je jemand gern gehabt, und es ist fürchterlich mißhandelt worden«, sagt Christiane leise zu dem Mädchen und wendet sich ab und spricht etwas zur Näherin. Liselotte steht noch eine Weile in sich

verhalten, dann fliegt ein Schimmer über ihr Gesicht, sie kniet nieder, nimmt den Waschlappen in die Hand, hebt mit der anderen den Kopf des Kindes hoch und lächelt in die armen, entsetzten Augen hinein. Sie hört nicht auf mit dem Lächeln, sie gibt nicht und nicht nach, bis aus dem Gesicht des Knaben allmählich die Erstarrnis des Schreckens wegschwindet.

Die Näherin läuft an diesem Nachmittag, als es um die Zeit ist, Wolfram auf der Straße entgegen, sie legt ihm im Eifer ihres Berichtes die Hand auf den Ärmel, sie ist ganz heiß vor Gewichtigkeit, daß sie sich in so außergewöhnlicher Lage zeigen kann vor dem Mann, in den sie verliebt ist. Und sie ist so glücklich, weil er ihr zuhört und sie ihre Hand vertraulich auf die seine legen darf. Sie vergißt in ihrem Bericht fast ganz auf das Kind, sie erzählt nur von ihrem Heldenmut und wie sie in wunderbarer Ahnung die Schere mitgenommen habe, mit der sie dann die Frau mit Lebensgefahr verteidigte. Wolfram spürt die feuchten, heißen Finger der Verwachsenen nicht als Finger, und es kommt ihm in der unbewußten Härte des gesunden und hübschen Menschen auch gar nicht in den Sinn, daß so jemand an Liebe denken könne. Er hört ihr aber gespannt und aufgeregt zu, weil es sich um Christiane handelt, und er fragt dazwischen und will manches sogar zweimal gesagt haben. Ja, er faßt, als die Näherin erzählt, wie das Weib auf Christiane mit dem Knüppel losgegangen sei, Annas Arm und hält ihn fest für einen Augenblick, der die Näherin unsäglich beglückt.

Dieses Mal läßt Christiane nicht locker. Sie scheucht die Behörden auf, und es kommt endlich doch dazu, daß die Hadernsammlerleute eingezogen werden ob ihrer Frevel-

taten, die ihnen ein flaues Gesetz, das auch entarteten Bestien das elterliche Züchtigungsrecht zubilligt, bislang hat durchgehen lassen. »Ich setzte den Tod auf die Mißhandlung eines Kindes!« sagt Christiane hart, als sie erfährt, daß man das Paar endlich eingesperrt hat.

Der kleine Knabe ist noch in der »Not«, und es ist in den Tagen seither so gekommen, daß er jetzt eine sehr junge Mutter und Liselotte einen kleinen Sohn hat. Es fliegt wie scheue Vögel, es sprießt wie zarte Blumen zwischen dem Mädchen und dem Kinde, das aus der tiefsten Not und Finsternis jählings in einen weißglänzenden Himmel gekommen ist und vorerst noch stumm und blind ist vom allzu vielen Licht. Es gibt sanfte junge Hände, und es gibt viele Tiegel voll wundergut riechender Salben in der »Not«, die Stjepan aus Kräutern mischt, deren Namen er niemandem verrät. »Komm«, lockt Liselotte das Kind aus dem Winkel hervor, in den es sich noch immer verkriecht, wenn jemand in die Stube tritt. Und sie kniet nieder, breitet die Arme dem Winkel entgegen, wo hinter dem Kasteneck hervor furchtsame Augen lugen und blonde Schopfhärchen schimmern. Das Kind schiebt sich langsam heran, bleibt stehen auf halbem Weg und weiß nicht, ob nach vor oder nach zurück. Tausend Ängste zittern immer noch auf dem Grund seiner blauen Augen. Aber ein sehr liebes Mädchengesicht lächelt ohne Unterlaß der verschreckten Seele entgegen und lächelt ein Stück Angst nach dem andern hinweg aus ihr. Schrittchen stellt sich vor Schrittchen, und die kleine Mutter rutscht bei jedem Tritt des Knaben ein Weniges vor auf den Knien, bis sie endlich das Kind einfangen kann mit den Armen. Man braucht sich jetzt nicht mehr zu scheuen, den kleinen Knaben anzugreifen und an sich zu halten.

Er ist reinlich und gepflegt, und seine weißblonden Haare glänzen und fallen in vielen sanften Locken in sein Gesicht herein. Seine helle Haut schimmert wie eine blasse Rose, und auf dem Kittelchen, das von Christian herstammt, ist auch nicht ein Fleck Schmutz. Liselotte holt die Tiegel mit Salben, setzt sich auf einen Schemel und sagt ernsthaft: »Bücke dich!« Das Kind bückt sich über das Knie seiner jungen Mutter, die ihm den Kittel hochhebt und die bösen Bresten, die nun schon langsam verheilen, sehr lind und vorsichtig mit Stjepans Salben bestreicht.

Der Knabe spricht sehr wenig und schlecht. Aber Liselotte spricht viel mit ihm, und er sitzt dann auf ihrem Schoß und hängt mit weit offenen Augen an ihrem Mund. Das Mädchen weiß genau, daß das Kind sehr wenig verstehen kann von dem, was sie oft zu ihm spricht, aber das macht ihr gar nichts aus. Liselotte ist einsam, und so sehr sie ihre Mutter liebt, die Tür zu den tiefsten Geheimnissen ihres Herzens macht sie selbst ihr nicht auf. Aber dem kleinen Knaben erzählt sie eines Tages von dem Blumentopf in ihrem Zimmer, darinnen ein Stück von ihrem Vater wächst. »Weißt du«, sagt sie, »man kann darüber mit den großen Menschen ja nicht sprechen, denn sie würden mich alle auslachen. Aber ich glaube, der Zweig ist aus seinem Herzen gekommen, oder, auch das kann sein, aus seinem guten Gesicht. Es ist so gräßlich gewesen, als ich noch glaubte, er sei bei den Mächten der Finsternis, und er hätte es schlecht und werde von ihnen gemartert, so wie man es auf den Bildern von der Hölle sieht. Aber Kreisler hat gesagt, der Vater liege still wie ein Samenkorn in der Erde. Und ich glaube ihm. Kreisler ist ein sehr guter und sehr gescheiter alter Mann, der niemals

jemanden anlügt, und er hat ja so viele Tote gesehen. Ich habe mir dieses Stück von meinem Vater heimgetragen, damit er wieder bei mir und ich bei ihm sein kann, und ich habe den lieben Gott gebeten, daß er es wachsen lasse.«

Christiane hört einmal vom Nebenzimmer aus einem solchen Gespräch zu. Sie hat ihre Tochter rufen wollen, daß sie ihr bei einer Arbeit zur Hand gehe, aber nun, da sie endlich das Geheimnis dieses Blumentopfes, in dem ein Unkraut gezogen wird, erfahren hat, geht sie auf leisen Füßen wieder fort, auf daß der heimliche Garten der scheuen Seele unberührt bleibe.

In den Wochen, da unter den schützenden Flügeln Christianens aus dem fast zu Tode gepeinigten kleinen Tier langsam ein Menschenkind wird, kommt in der Stadt die Sache der Lumpensammlerleute vor den Richter. Aber es ist eben so, daß die landläufigen Gesetze sie nicht recht zu fassen vermögen, und so werden über die beiden Untiere vier Wochen Arrest verhängt wegen Überschreitung des Züchtigungsrechtes. Eine Alte aus der Sippschaft setzt sich derweilen als Hauserin in die Keusche im Schotterbruch, und das Paar nimmt die Haft an als eine gute Zeit, in der es nicht für des Lebens Notdurft sorgen muß. Völlig mit ausgefressenem Wanst kommen sie heimzu und drohen frechen Maules, daß sie der Gnädigen auf der »Not« das Dach anstecken würden, wenn sie ihnen nicht sogleich das gestohlene Kind herausgäbe.

Es ist gerade in der Stunde, da Liselotte den Knaben in der Kammer, in der er sein Bettchen stehen hat, zum Schlafen bringt. Weil sie jetzt seit den Wochen ein richtiges lebendiges Kind hat, tut Liselotte dasselbe, was ehemals ihre Mutter machen mußte, wenn sie vor dem Ein-

schlafen bei ihr auf dem Bett saß, sie beginnt eine Geschichte zu erzählen. Es ist eine ihrer Lieblingsgeschichten, sie weiß sie von Christiane, die sie wieder von ihrer Mutter herhat. Es ist die geheimnisvolle Sache von dem Knaben mit den Schwimmhäuten an Händen und Füßen, der vor den vielen, vielen Jahren einmal im Röhricht des großen Sees gefangen wurde, den man aus den Fenstern der »Not« wie ein himmelspiegelndes Auge in der Weite liegen sieht. »Ganz voll Fischschuppen war sein Körper«, sagt Liselotte mit geheimnisvollen Augen in das kleine, angespannte Gesicht des Knaben hinein, »seine Haare waren grün wie das Gras und so lang wie Getreidehalme, und er fraß nur Fische und Frösche und Wasserkäfer.« Das Fenster ist in den Frühling hinaus offen, die Amseln und Stare flöten und schwätzen in den hohen Bäumen vor dem Hause, und irgendwo, weit über den Feldern, wiegt sich eine Glocke im Turm einer Kirche, und ihre Stimme kommt herüber durch die Lüfte. »Und sie haben ihn herausgefischt aus dem See mit einem großen Netz, sie haben ihm die langen grünen Haare abgeschoren und ihm Kleider angezogen und die Schwimmfüße in Schuhe gesteckt. Und dann führten sie ihn in das Schloß des Fürsten, und er sollte Küchenjunge werden. Aber er hat die Kleider immer wieder in tausend Stücke gerissen. Er wollte keine Torten und keine guten Mehlspeisen essen, er fraß nichts als rohe Fische und Frösche. Sie gaben ihm einen schönen Namen, aber er hörte nicht darauf. Er konnte nicht ein Wort sprechen, nur wunderschön singen konnte er. Und einmal, als sie nicht aufpaßten auf ihn, da lief er zum See hinunter und sprang wieder in das Wasser.«

In diesem Augenblick fährt der kleine Knabe plötzlich aus den Polstern in die Höhe, seine Augen reißen sich

auf, als wollten sie aus den Höhlen herausfallen, er fängt zu zittern an wie im Frost, er will aus dem Bett springen, und er ist auf einmal wieder das zu Tode verängstigte kleine Tier von ehemals. Über das Vogelflöten und über das Abendsingen der Glocken hört man Stimmen schreien, eine schnapsrauhe und wüste und daneben eine grelle, hohe. Das Kind fängt zu schluchzen an und stößt endlich hervor: »Die Mutter! Der Vater!« Liselotte wird blaß bis in die Lippen vor Schreck, denn jetzt versteht sie deutlich, daß sie unten schreien, sie wollten das Kind holen und gingen nicht eher fort, als bis sie es hätten! Sie preßt das kleine zitternde Geschöpf an sich, um es zu beschützen, aber sie ist in diesem Augenblick fast so hilflos wie der Knabe selbst. »Mami!« ruft Liselotte verzweifelt, »Mami, zu Hilfe!« Und da kommt Christiane auch schon herein, schließt das Fenster, nimmt den Knaben in ihren Arm und sagt sehr ruhig und tröstend: »Fürchte dich nicht! Niemand darf dir etwas tun! Auch der Vater und die Mutter nicht. Ich gebe dich nicht her.« Liselotte liebt ihre große, schöne Mutter in diesem Augenblick unsäglich.

Seltsam ist dieser Abend vor allen bisherigen Abenden des Frühlings; Stjepan und die Knechte aus der »Not« haben das üble Paar bald nach ihrem Auftreten aus dem Tor des Hofes heimzugetrieben. Jetzt, da die Dämmerung in die Nacht hineingeht, fahren aus der »Not« Gespenster aus, dunkle Dämonen ohne Antlitz, mit Stöcken und Besen in den Klauen. Sie schwärmen in die nächstliegenden Häuser und Keuschen, sie pochen mit den Fäusten an die Fenster und an die Türen, sie hämmern an die Herzen der Weiber. Die Nächtigen rufen: »Die Kinderschinder sind zurück! Sie sind feist und frech wieder-

gekommen aus dem Kotter, denn was einem andern eine Strafe ist, das war dem Lumpen und der Lumpin nur recht und bequem. Aber wir wollen ihnen das Schinden verleiden, wir wollen ihnen jeden Schlag heimzahlen, den sie dem kleinen Kind gegeben haben! Auf, auf, kommt mit uns, und tut mit! Eine gute und gerechte Frau schickt uns aus und läßt euch sagen, keine richtige Mutter darf es angehen lassen, daß irgendwo ein unschuldiges Kind gemartert werde!« Die Geister rütteln an den Herzen der Weiber, und es kommt, daß die Mütter die Arbeit beiseite stellen und das eigene Milchkind von der Brust abspänen, daß sie nach dem Bartwisch und dem großen hölzernen Rührlöffel greifen, der im Gestell über dem Herd hängt, und daß sie mitgehen mit denen, die sie rufen.

Christiane ist auf der Stiege fast zusammengestoßen mit einem der Nachtmahren, er ist groß und hager, und er hat das Gesicht unter der Mütze verhängt mit einem schwarzen Fetzen, aus dem zwei dunkle Augen funkeln. »Du bist noch da?« fragt Christiane. »Ja!« lacht der Nachtmahr, »ich habe mir eine frische Schnur an die Peitsche geknüpft«, und er schnippt mit dem Stiel durch die Luft, daß der neugeknüpfte Riemen nur so schnalzt.

Es ist eine seltsame Nacht, die auf den seltsamen Abend folgt. Die im Lande läufigen Gesetze sind flau. Sie schützen ein Hennenei davor, daß einer, der hungrig ist, es nicht nehmen darf, sie schützen den Apfel am Baum und den Fisch im Bach. Sie halten Wacht über die Ehre, damit einer nicht beleidigt werde, und sie hüten den Körper des erwachsenen Menschen, damit ihm kein Schaden zugefügt werde von jemand anderem. Aber sie wollen das Wehrloseste auf Erden, sie wollen ein kleines Kind nicht schützen vor der Grausamkeit schlechter Eltern.

In der »Not« sitzt eine Frau am Rand eines Kinderbettes und hält einen kleinen Knaben in den Armen, der vor Zittern und Weinen nicht zur Ruhe kommen kann, und sie spricht sanft und gütig zu ihm. Aber diese Frau hat heute nacht mit hartem Griff die Gerichtsbarkeit in die Hände genommen, die für sonsten alles so behutsam anfassen. Ja, sie hat die starren, alten Satzungen mutig umgebogen mit ihrem wirklichkeitsnahen Herzen. »Schlaf nur!« sagt die Frau, auf deren Willen hin jetzt in selbiger Stunde Nachtgespenster den Lumpen und die Lumpin richten. »Schlafe, ich bin bei dir, niemand darf dich wegnehmen von mir.«

Die Nacht ist wahrlich sonderbar. Es geht im Schotterbruch um mit Mord- und Zeterschrei, mit Fluch und Gelächter. Die Geister halten Gericht, und die Hiebe schneiben und prasseln wie Eis und Hagel auf die zwei Elenden nieder, die das Kind mißhandelt haben. Jeder blaue Fleck, jede blutrünstige Beule am Leib des kleinen Knaben wird zehnfach vergolten. Jeder, der vorbeikäme an einem Ort, wo es so laut und bedrohlich hergeht, bliebe ansonsten stehen und sähe, was es hier gäbe. Ein Bauer kommt auch richtig vorbei, verhält einen Augenblick bei dem Spektakel und trabt dann lachend weiter; und endlich kommt auch der Gendarm vorüber, und der müßte in der halbhellen Nacht doch von rechtswegen sehen und hören, daß hier etwas vorgeht gegen die vorgeschriebene Ruhe und Ordnung. Aber auch der Gendarm muß geschlagen sein mit Blindheit und mit Taubheit, denn er biegt auf den Weg ab, der bei der Schottergrube von der Straße zweigt, und läßt Geschrei und Wehgeheul gleichmütig hinter seinem breiten Rücken.

Die Ähren blonden an den Spitzen, und wenn die Felder fluten, dann rinnt schon das blasse Gold der Reife über die Wellenkämme der silbergrünen Meere. Vom Rand der Ebene, wo die Fernen im lichten Band zusammenfließen mit dem Himmel, steigen nächtens die Sommersterne auf, an den Mittagen stehen die weißen Wolkentürme über dunklen Gründen, und die Wetter murren auf. An einem dieser Tage im Juni sagt Christiane zu Liselotte, daß sie nun eine Zeit Hausmutter sein müsse statt ihr, weil sie, die Mutter, sich wohl in den nächsten Tagen werde niederlegen müssen. Das Mädchen blickt von seiner Aufgabe in die Höhe, an der es eben schreibt, und fragt erschrocken: »Bist du krank, Mami?« — »Das kleine Geschwister wird auf die Welt kommen«, lächelt Christiane, »freust du dich darauf, Liselotte?« — »Freuen?« sagt das Mädchen und zieht die Brauen zusammen, »ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht.« Fast leidenschaftlich kommt es das zweite Mal aus ihrem Mund. »Warum denn nicht?« fragt Christiane betroffen. »Ich weiß es nicht«, antwortet das Mädchen, und ein gequälter Zug steht in ihrem Gesicht.

Aber Liselotte weiß es sehr wohl, warum sie sich nicht freut. Und an dem Tag, wo Stjepan ausgeschickt wird um den Arzt, und die alte Wirtschafterin die Kinder in das entlegenste Zimmer des Hauses gehen heißt, das gewöhnlich für Gäste bereitet wird und einen der Ecktürme als Altan hat, ist Liselottes Gesicht blaß und verstört, als sei sie krank. Liselotte geht in den Turm und drückt sich hinein in die tiefe Nische des Fensters. Man sieht so weit von diesem Fenster. In den Fernen glänzt hinter den unruhevoll flutenden Feldern der See, und ein Gebirge aus Wolken mit schneeweißen Gipfeln und dunkelblauen

Tälern und Abgründen steigt vom Rand der Steppe hoch. Ganz nahe dem Turm ist eine der großen Pappeln, die vor der »Not« stehen, und in deren spiegelndes, immer zitterndes und wisperndes Geläube man sich hineinstürzen kann mit dem Blick, so daß es ist, als tauche man darinnen unter, und alles ist nur grün und glänzend und schön um einen. Unten vor dem Haus spannt Stjepan die Pferde aus vom Wagen, mit dem er den Doktor geholt hat, und Liselotte hört, wie er einem Knecht schafft, den Wagen in den Schuppen einzuschieben, weil es heute wohl lange dauern werde, bis der Doktor wieder gehe, und auch ein Wetter heraufkomme. »Ach!« stöhnt das Kind und klammert die Hände an das Holz des Fensterrahmens, »ach, lange wird es also dauern! O Mami! O Mami!« In den Weinreben, die, aus uraltem Stock ewig jung hervorbrechend, mit dichten Blätterkränzen das Fenster umwinden und mit feinen, hellgrünen Wipfeln hinauslangen in die Lüfte, pispern die Meisen, die dort nach Atzung suchen. Ein herrliches Pfauenauge sitzt auf einem Weinblatt, gerade inmitten des strahlenden Widerglanzes, und der rote Samt seiner Flügel ist mit goldenem Sand bestäubt. So leuchtend und herrlich ist der Sonnenvogel, daß das schwerbeladene Herz des Kindes für einen Atemzug die Bürde weniger spürt, Liselotte ihr umherirrendes Auge auf ihm ruhen läßt und darüber nachdenkt, ob das auf den Flügeln leibhaftig echter Goldstaub sei. Aber in diesem Augenblick stürzt ein Wölkchen aus Lavendelbläue und Grau, eine der blauen Meisen, die Liselotte im Winter das Futter aus der Hand nehmen, herab auf den Schmetterling, und das samtgoldene Wunder ist jählings nichts als ein elendes Häufchen Todesqual, das wild die Flügel auf- und zuschlägt und

sich verzweifelt dem zupickenden Schnabel entwinden möchte. Das Mädchen schreit auf und will die Meise scheuchen. Aber wo ist die Flinke derweilen schon längst wieder! Liselotte zieht die Schultern hoch, als tue ihr etwas sehr weh im Körper. Es ist auch so. Sie spürt geradezu die Schmerzen des kleinen Tieres in sich, und die Ahnung anderer Schmerzen, so großer und fürchterlicher, wie man sie sich gar nicht vorstellen kann, stürzt über sie her und macht sie frieren am heißen Sonnentag. Die Schmerzen wälzen sich wie ein Ungeheuer hervor aus dem Zimmer auf der anderen Seite des Hauses, wo Mami jetzt liegt und das kleine Kind gebären muß, und legen sich auf das zitternde Herz des Mädchens und zerdrücken es. Liselotte weiß es ja, daß Kinder ihren Müttern viel Schmerz machen, wenn sie zur Welt kommen. Sie weiß es von Mami selber, und einem Kind auf einem Gutshof sind die Augen offen für Werden und Vergehen. »O Mami, Mami!« schluchzt sie vor verzweifelter Angst, »hast du jetzt die ganze lange Zeit, wo ich dastehe und gar keine Schmerzen habe, hast du jetzt ohne Aufhören diese furchtbaren Schmerzen?« Ein Nagel steht aus dem Holz des Fensterrahmens, und Liselotte drückt den Ballen ihrer Hand darauf und preßt sich den Nagel schmerzhaft ins Fleisch. »Lieber Gott! Nimm alles, was ich gernhabe, meine Bücher, mein neues Kleid, meine Tauben. Ich will gerne bald sterben, aber laß Mami nicht mehr leiden!«

Es muß wohl lange gewesen sein, daß sie so am Fenster seht, denn auf einmal brüllt laut und drohend nahe das Wetter auf, das ehedem noch über den Weiten gehangen ist.

Vor den schwarzen Wolkenmauern bäumt sich schnau-

fend das weiße Sturmroß hoch inmitten der aufschäumenden Felder und stürzt sich gegen die Pappeln vor der »Not«. Die mächtigen grünen Türme biegen sich schreiend, und ihre zwiefarbenen Blätter wenden die grüne Brust gegen den Stamm und den Silberrücken gegen außen. Die Pappeln sind weiß, als stünden sie im Schneesturm. Liselotte fürchtet seit je die bösen Gewitter dieser Ebene, wo die blauen Blitze von Atemzug zu Atemzug die Finsternis zerreißen, die Donner wie die Schüsse knallen und in den Bauernhäusern die geweihten Wetterkerzen brennen. Oh, diese Gewitter sind schrecklich für Liselotte. Sie möchte sich so gerne irgendwohin verkriechen, und sie vermeint, als dieses neue Grauen auch noch dazustürzt zu der anderen großen Angst, es zerdrücke ihr den Atem. Aber inmitten ihrer Verzagtheit bekommt ihr Herz auf einmal eine Stimme und schreit auf: »Wenn du nicht dastehst mit allen deinen Kräften, wenn du an deine Mutter weniger denkst als an dich, dann ist sie völlig verlassen in ihren fürchterlichen Schmerzen.« Die Furcht vor dem Wetter treibt ihr den Schweiß in das blasse Gesicht, aber ihr Herz kämpft mit aller Kraft gegen die Angst, die sie um sich selber hat. Oh, Liselotte faßt sich grausam an, damit die Liebe für ihre Mutter stark und siegreich bleibe, sie zwingt ihre Augen geradeaus hineinzuschauen in das grelle Gefunkel, und sie wirft klopfenden Herzens bei jedem der fürchterlichen Blitze ihr Leben dem grauenhaften Mächtigen hin, dessen Hände diese ungeheuerlichen Gewalten entwirken. Ja, sie ringt geradezu Brust an Brust mit diesem zürnenden, allem Erdenleben fremden Gott, und sie ringt sich dabei fast das Herz ab. Wahrhaftig, er ist ein fürchterlicher Herr des Himmels und der Erde! Er macht

die Mauern des alten Hauses dröhnen mit schweren Donnerschlägen, er schleudert Eis hinunter auf die Felder. Und zum letzten, um das junge Herz bis auf den Grund zu prüfen, zerreißt er die Nacht mit greulich greller Flamme und läßt das feurige Schwert hineinzücken in eine der großen Pappeln vor der »Not«. Blaue Funken spritzen vor Liselottes Augen, sie wird zurückgeschleudert vom Fenster, die Lüfte brüllen, das Haus zittert. »Jetzt sterbe ich für Mami!« durchreißt es das Mädchen, indessen es hineinstürzt in den tiefen Abgrund.

»Was machst du mir da für Dummheiten!« sagt auf einmal aus weiter Ferne her jemand zu Liselotte, und sie spürt es naß und kalt über ihr Gesicht herabrinnen. Als sie endlich mühsam aus dem schweren Schlaf, in dem sie, sie weiß nicht wieso, gelegen sein muß, die Augen aufmacht, blickt sie von ganz nahebei in das Gesicht der alten Wirtschafterin, das so viele tiefe Kummerfalten hat, daß es aussieht wie zersprungen. »Was machst du uns da für Geschichten?« sagt die alte Therese vorwurfsvoll und fährt Liselotte wieder mit dem nassen Tuch über das Gesicht. »Wer stellt sich auch bei einem solchen Wetter zum Fenster! Maustot erschlagen hättest du sein können! So ist es zum Glück nur in die Pappel hineingegangen. Wenn das deine Mutter hören möchte! Daß du ja davon zu ihr nichts redest und sie damit aufregst! Du hast eine kleine Schwester gekriegt.« Liselotte richtet sich mit aller Gewalt auf dem Sofa auf, darauf sie liegt, und schiebt die Hand der Alten zurück, die wieder ein frisches nasses Tuch bereithält. Sie muß vor allem erst viel Luft einatmen in die Brust, damit sie es herausbringen kann, denn ihr Herz ist zusammengezwängt, als drückten dagegen zwei mächtige Hände: »Eine kleine Schwester?

Therese, wirklich eine Schwester – und Mami? – was ist mit Mami?« Da sieht sie, daß die große Pappel draußen zerrissen ist in zwei Hälften und weit draußen in den Feldern ein Strohschober in rotrauchender Flamme brennt. »Mami!« schluchzt das Mädchen, und Therese hat wieder kein anderes Mittel als das nasse Tuch, um damit dem wilden, herzzerreißenden Weinen, das herausbricht aus Liselotte, etwas entgegenzuwirken.

Ja, mitten unter der flitternden Brunst der himmlischen Feuer ist das Kind geboren worden. Und es ist das Geschehen, daß ein neuer Mensch mit Händen und Füßchen, mit Sinnen und Seele sich entfaltet aus der Flamme einer Liebe und sich in wilder Inbrunst nach dem Leben den Weg durchbricht mit Blut und Wunden, nicht weniger großes Geschehen und Geheimnis, als daß die Gewalten Himmel und Erde brennend zueinander reißen. Das Kind ist ein sehr zartes, kleines Wesen, das sonderbar gemahnt an die blassen Wachsfiguren, die die alten italienischen Krippenbauer zwischen Ochs und Eselein legten. Es hat den Kopf voll dunkler Ringellöckchen, der Leib ist überaus zierlich, nicht mager und nicht dick, das Gesicht hat in nichts die Röte oder die Greisenfalten eines Neugeborenen, es ist glatt und seltsam schön. Auf dem einen Arm hat das Kind ein kleines rotes Flämmchen als Mal eingezeichnet. »Es ist gerade in dem Augenblick zur Welt gekommen, als der Blitz in die Pappel gefahren ist«, sagt Therese zu Liselotte, »und davon hat es wohl das Zeichen.« »Flämmchen!« sagt Liselotte leise und betrachtet das Kind, das neben der Mutter in einem Körbchen liegt, mit tiefernstem Staunen. »Freust du dich jetzt?« fragt Christiane und kommt damit auf damals zurück, da sie von diesem ihrem seltsamen Kind jene Antwort bekam,

mit der sie sich bis heute nicht zurechtfinden konnte. »Freust du dich jetzt über die kleine Schwester, Liselotte?« Das Mädchen schließt die Lippen schmal und zieht die Brauen hoch, wie sie es immer tut, wenn sie die Tür vor den Geheimnissen ihrer Seele fest zuhält, und forscht ihrer Mutter das Gesicht ab. Es ist Christiane nicht gut gegangen bei der Geburt. Die Stunde war im wahren Sinn eine schwere gewesen, und so wild wie draußen die feurigen Einschläge in die Erde, so hatten hier die feurigen Schmerzen den Menschenleib durchrissen. Christiane ist noch immer sehr weiß im Gesicht, und die Lippen tragen das blutige Mal der Zähne, die darein gebissen haben, das Haar ist zerrüttet, und unter den Augen schatten die dunklen Spuren des Leides. »Du hast sehr viel Schmerzen gehabt, Mami!« sagt das Mädchen, und Christiane muß erstaunt erkennen, daß aus diesen jungen Augen plötzlich ein erschreckend schweres Wissen um das viele Leiden auf der Welt herausblickt. Es gibt kein Herumreden und Verschweigen vor diesem Blick, der viel weniger einem ängstlichen Kind als einer Schwester im Leiden zugehört. »Ja«, nickt Christiane, nimmt die schmale Hand der jungen Tochter in ihre kraftlosen Finger und spricht wie zu einer Freundin und nicht wie zu einem Kinde zu ihr. »Ja, ich habe schwer gelitten. Aber wenn es vorbei ist, dann weiß man nur mehr das eine, daß man ein kleines, geliebtes Kind hat.« »Bist du jetzt glücklich?« fragt das Mädchen. »Ja«, nickt Christiane. »Dann ist alles gut, Mami!« flüstert Liselotte, legt ihr heißes Gesicht an die Hand der Mutter, und Christiane spürt das Naß von Tränen über ihre Finger rinnen. Es sind nur wenige Tropfen, aber man fühlt, wie schwer sie wiegen, und Christiane ahnt, daß sie her-

vorbrechen aus der tiefsten Kammer dieses scheuen jungen Herzens und vollbeladen sind mit den Geheimnissen der Liebe. Es wäre ein Unmögliches, daß Liselotte jetzt auch nur ein Wort davon spräche, wie fürchterlich schwer sie während des Unwetters mit Gott um ihre Mutter gekämpft hat. Sie kann nur weinen vor Glück, daß sie stark genug gewesen ist in der Liebe ihres Herzens und selbst mit ihrem Leben hat zahlen wollen, damit dafür ihrer Mutter nichts geschehe. Nach einer Weile, als sie sich wieder etwas zusammengerafft hat, steht sie auf, sieht Christiane in die Augen hinein und sagt: »Ich freue mich sehr über das Flämmchen!« Und dann beugt sie sich tief über den Korb mit dem neuen kleinen Menschen.

Derweilen in den Mittagsstunden dieses Tages das schwere Wetter niedergeht, hält Wolfram gerade Lesestunde ab. Er will die Kinder hinwegbringen über die Angst, und als es kommt, daß die Finsternis fast völlig die Tageslichte verschluckt, so daß sie Licht aufdrehen müssen, um lesen zu können, und die ersten schweren Einschläge in die Erde schmettern, heißt er sie die Bücher hinlegen auf die Bank. Er wolle ihnen etwas erzählen, sagt er, damit sie sich nicht die Augen verdürben beim künstlichen Licht, und er geht zwischen den Bankreihen auf und ab und setzt sich einmal dort hin und dann wieder da her auf ein Bankpult. Er streichelt über ein in die Schultern geducktes Köpfchen, und er hebt ein schreckverstörtes Gesichtchen beim Kinn in die Höhe. Wolfram lebt gerne unter den Kindern. Wenn er in mancher Stunde zusieht, wie die kleinen Hände hinkratzen über das Papier, und er dem Singsang von Strichauf und Strichab zuhorcht, mit dem sie das schwere Werken wie mit Beschwörungsliedern begleiten, dann denkt er oft über die

künftigen Schicksale nach, die in den Kindern wie in Gefäßen bereitliegen, und sich schon heute andeuten in der Grundform eines Gesichtes, im Bewegen eines Leibes oder im Blick eines Auges. Seitdem er Christiane liebt und viele Zartheit des Gefühles in ihm locker geworden ist, steht er dieser kleinen Menschheit noch um vieles näher. Ja, er ist innerlich immer mit Christiane verbunden, wenn er inmitten seiner Mädchen und Knaben lebt. Jetzt, wo die feurige Brunst zwischen Himmel und Erde aufheult, denkt Wolfram sogleich an die »Not«; er denkt bei jedem der Einschläge, ob wohl auch alle Blitzableiter dort richtig in Ordnung seien, er bangt beim Knattern des Hagels um Christianens Felder und Weingärten und darum, daß das Unwetter sie wohl sehr aufregen müsse in ihrem Zustand. Das aber, daß Christiane eben jetzt unter dem Brüllen und Schmettern des Gewitters das kleine Kind bekomme, das gerät ihm nicht in sein Denken.

Er sitzt auf dem Pult einer Bank, er hat die Kinder weggerufen von den Fenstern, und sie sind zusammengerückt um ihn wie eine Traube Bienen. Ein kleines Mädchen fängt zu weinen an bei einem Blitz, in den auch schon der Donner hineinkracht. Wolfram streichelt ihr das Haar, das in zwei steifen Zöpfchen hinter ihren Ohren steht. Und weil er eben fertig ist mit der Geschichte, wie ihn ein Wetter in den Bergen zwei Tage lang in einer Höhle eingesperrt gehalten hat, fragt er diese Kleine darum, was er nun weitererzählen solle. Sie dürfe es sich wünschen. Das Kind schluchzt und schluckt noch eine Weile, und als die Hand des jungen Lehrers schon etwas die größte Angst weggestreichelt hat, stammelt es: »Ich bitt', von der guten, lieben Himmelmutter!« Wolfram ist nicht nach außen hin, er ist tief innerlich

fromm. In diesem Augenblick versteht er es so gut, daß ein Mensch, er mag ein so kleiner sein wie das Kind hier, oder ein ausgewachsenes Mannsbild wie er selber, in Zeiten, wo die ganze Welt zu schwanken scheint, sein zitterndes Herz bergen möchte bei einer liebemächtigen Mutter, die hoch über allen Erdennöten steht. Oh, er kann von so etwas gut erzählen! Es ist so schön und beglückend, derweilen draußen die Welt zu zerscherben droht, die kleinen, angstvollen Herzen damit zu beruhigen, daß man ihnen von der Königin mit dem blauen Schutzmantel erzählt. Wolfram hält die angstfeuchte Hand des kleinen Mädchens zwischen seinen Händen und beginnt: »Es war also einmal vor hunderten Jahren in einem Ort eine Schule mit vielen kleinen Kindern und einem Lehrer, eine erste Klasse ‚A' so wie die unsere hier. Eines Tages sah ein kleines Mädchen, ich glaube, es hieß Zilli Weber, geradeso wie unsere Zilli Weber hier, die sah also während des Lesens, statt in das Buch, beim Fenster des Schulzimmers hinaus. Da schrie sie auf einmal: ‚Bitte, Herr Lehrer, es brennt!' Und da sah man schon die Ortschaften gegen Ungarn hin lichterloh brennen, und auf tausend und tausend Pferden kamen die Türken hergeritten. Die Pferde wirbelten den Staub hoch, und die krummen Schwerter funkelten wie Blitze. Da fielen der Lehrer und die Kinder auf die Knie nieder und weinten und beteten das schöne alte Gebet:

‚O Mutter Gottes, den Mantel breit' aus
Und mache für uns einen Schirm daraus!'

Und auf einmal stand eine wunderschöne große Frau vor ihnen, mit einer Krone aus Sternen, mit einem Mantel, blau wie der Himmel, mit blonden Haaren und blauen Augen. Sie breitete ihren Mantel aus, der war mit

blühenden Blumen gefüttert, und Vögel und Rehe, Hasen und Schmetterlinge waren darinnen verborgen. Und sie breitete ihre Arme aus und sagte: ‚Kommt alle unter meinen Mantel, es wird euch nichts geschehen!' Da versteckten sich alle unter den blauen Mantel, der Lehrer und die Schulkinder. Nur die kleine Zilli, die immer ein bißchen langsam war, schlüpfte zuletzt unter, und sie hatte so wenig Platz mehr, daß die beiden Zopfschwänzchen hervorstanden unter dem Mantelsaum. Es war die allerhöchste Zeit, denn schon donnerte die Erde unter den Hufen der türkischen Reiter. — Zilli, noch viel stärker hat das gedonnert als wie jetzt —. Die Türken stürmten in den Ort, zündeten die Häuser an und machten alle Leute tot. Aber die Kinder, die unter dem himmelblauen Mantel der Lieben Frau geborgen waren, die sah keiner der Feinde, und sie ritten an ihnen vorbei wie an leerer Luft. Nur die Zopfschwänzchen der Zilli Weber, die sah ein alter, böser Türke, und er schwang seinen krummen Säbel und hackte sie kurzweg ab! Ja, lache nur, Zilli, gerade solche Zöpfe waren es wie die deinigen. Als die Türken vorbei waren, schlug die Liebe Frau wieder den Mantel auseinander, streichelte jeden ihrer Schützlinge mit der Hand, die nach Rosen roch, auch den Lehrer streichelte sie, und sah alle an mit den blauen Augen, die wie Sterne glänzten, und jeder bekam davon wieder ein froheres Herz nach all der großen Angst. Die Liebe Frau trat mit ihrem schneeweißen Fuß das Feuer aus, das die Häuser verbrannte, und sie faßte die Toten bei der Hand, so daß sie frischlebendig wieder aufsprangen. Und sie tupfte mit ihrem Finger der kleinen Zilli Weber, die bitterlich weinte, weil sie keine Zöpfe mehr hatte, auf den Kopf, da wuchsen die Schwänzchen sogleich zu zwei

schönen, langen Zöpfen. Hernach ging die Liebe Frau wieder fort, und wo ihr Fuß in den Staub der zerstampften Erde trat, da wuchsen die allerschönsten Blumen in die Höhe, und alle Tiere, die sich geborgen hatten in ihrem Mantel, die sprangen überaus fröhlich um sie. Vögel und Schmetterlinge flogen über ihrem Haupt und breiteten ihre Flügel darüber, weil die Sonne so heiß brannte.«

Das Wetter dauert lang und ist so schwer, wie es seit Jahren keines der Art gehabt hat. Weil man die Kinder, die von weitem und breitem her in die Schule kommen, nicht heimschicken kann, so muß man ihnen weiter und weiter erzählen. Es trifft sich so gut, daß sie immer noch mehr hören wollen von schönen und guten Frauen und Königinnen, die mit ihren Händen selbst das Böse und Dunkle hell machen, und von denen der junge Lehrer soviel zu erzählen weiß.

Aber endlich hat sich der Himmel wieder geschlossen, das Wetter ist abgezogen gegen den Süden und wälzt sich wie ein schwarzes, feuerbäuchiges Untier über die Weiten hin. Wolfram hat endlich seine erschreckten Schäfchen aus der Geborgenheit des Schulhauses entlassen können. Die Mulden auf Gehsteigen und Straßen stehen voll Lachen, darinnen sich kreischend die Spatzen baden. An den alten Häusern macht die Nässe den Anstrich frisch und saftig und läßt die Farben des alten Verputzes durchschimmern wie geheimnisvolle Malereien. Wolfram findet sich auf einmal auf dem Weg zur »Not«. Es ist ein Samstag, und er hat in dieser Woche dort keine Stunden. Aber seine Füße werden getrieben von seinem Herzen. Er ist voll Sorge um Christiane. Er sorgt, ob die Frucht ihrer Felder nicht zerschlagen worden sei vom Hagelschauer und ihre

Äcker nicht ausgewaschen seien von den Regengüssen. Derweilen er die Straße hinwandert, malt ihm seine Liebe immer wieder das Bildnis Christianes vor die Seele.

Kurze Zeit darauf hört sich Wolfram angerufen, und es ist Georg, der, wie immer zum Wochenende, von Neustadt aus seiner Schule heimkommt. Im ersten warmen Schwung des Zusammentreffens freuen sich beide, denn sie sind füreinander geradezu geschaffen als älterer und jüngerer Freund. Georg springt vom Fahrrad, und Wolfram erzählt von dem Unwetter, das die Gegend, aus der Georg kommt, nicht einmal gestreift hat. Der Knabe schaut besorgt nach den Feldern, wo das Getreide strichweise völlig zu Boden liegt, und er tritt mit Stirnrunzeln über die Blätter und unreifen Früchte, die, vom Hagel heruntergeschlagen, unter den Bäumen auf der Straße liegen. »Wenn es bei uns auch so niedergegangen ist«, sagt er, und sein Knabengesicht ist so sorgenvoll wie das eines alten Bauers, »dann steht es schlimm.« – »Ich hoffe, daß es doch nicht so bös gewesen ist um die ‚Not' herum, der Hagel ist ja nur stellenweise so schwer niedergegangen«, sucht Wolfram zu beruhigen. Aber dann sagt er unvorsichtig, weil ihm die schwere Sorge, die er ja selber in sich trägt, über den Rand des Herzens schwemmt: »Ich habe nur Angst, daß sich deine Mutter in ihrem jetzigen Zustand zu sehr aufgeregt hat bei dem Gewitter.« Georg fährt auf, als habe Wolfram etwas Schlimmes gesagt, und er geht fortab schweigsam und immer etwas voraus dem Lehrer. Georgs Ohr ist seit damals, als Christiane krank lag, geschärft, und so hat er auch heute hinter den besorgten Worten Wolframs sehr gut dessen Liebe aufschreien gehört. Zorn und Scham darüber, daß jemand Fremdes seine Mutter zu lieben

wagt wie ein Mann eine Frau liebt, überflammen immer wieder die alte Zuneigung zu dem jungen Lehrer. Wolfram, ahnungslos, daß der Knabe seit jenem Morgen von seinem Geheimnis weiß, spricht weiter von dem Wetter und von Christiane und hat gar nicht acht, daß Georg auf nichts mehr Antwort gibt und sein Gesicht immer finsterer wird. Die Pappeln vor der »Not« tauchen schon auf hinter der Wegbiegung beim Schotterbruch, da kommt den zweien der gelbe Wagen des Doktors entgegen, und der alte Herr ruft im Vorbeifahren aus der Kutsche heraus, Georg möge sich tummeln, zu Hause warte schon eine kleine, hübsche Schwester auf ihn. Georg hat nicht recht verstanden, er wischt sich verdutzt den Kot vom Gewand, den er von dem Wagen des Doktors abbekommen hat, und blickt kopfschüttelnd der Kutsche nach. Aber Wolfram hat verstanden, er packt den Knaben am Arm, er ist ohne Bedacht, und er ist blind in seiner Aufregung, so daß er nicht sieht, wie das Knabengesicht, in das er von ganz nahe hineinschaut, blaß wird und die Lippen ganz schmal einbeißt. Georg kneift die Augen zusammen, und um seinen Mund zuckt es, als sammle er alle Kraft für ein böses zorniges Wort. Er blickt Wolfram scharf an, die Ergriffenheit, die Erschütterung in dessen Gesicht empören ihn wie eine Freveltat, und er springt in diesem Augenblick mit beiden Füßen hinein in den offenen Haß. »Georg, sie hat ein kleines Mädchen bekommen!« Die Stimme zerbricht Wolfram vor Erregung. Georg reißt sich zornig los von Wolfram. »Was kümmern Sie sich immer um meine Mutter? Was geht Sie meine Mutter an? Was wollen Sie heute überhaupt bei uns, heute haben Sie doch keine Stunde!« Er wölbt die Lippen vor, als wolle er Wolfram anfallen wie ein Raubtier, springt aufs Rad

und fährt los, als hetzte ihn die Hölle. Im ersten Anprall dieses jähen Geschehens vermeint Wolfram, der Knabe sei toll geworden, und es gelüstet seinen Händen, ihm nachzuspringen und ihm wie einem ungezogenen Kind ein Kopfstück zu geben. Aber zu gleicher Zeit hat Wolfram auch den Ton seiner eigenen letzten Worte wieder im Ohr, und er wird blaß bis in die Lippen, denn er ist mit einem Schlag nüchtern geworden und weiß, daß er törichterweise seine große Liebe diesem eifersüchtigen Knaben preisgegeben hat.

Käme einer die Straße, er müßte den jungen Mann für einen Närrischen halten, denn Wolfram steht wohl an eine Viertelstunde auf demselben Fleck und steht zudem noch mitten in einer Regenlache. Er hat das Kinn auf die Brust gesenkt und blickt unter schmerzlicher und finsterer Stirn ins Nichts hinein. Er möchte nach wie vor den Knaben züchtigen, wenn er es wieder und wieder im Ohr hört, was Georg ihm Freches zugerufen hat; aber gleichen Augenblicks weiß er es auch, daß er dies nur tun dürfte, wenn seine Liebe irgendwelches Recht hätte. Christiane ist um Jahre älter als er, er ist ein Nichts, ein Niemand für sie. Seine Liebe hat in dieser bösen Viertelstunde ihr Haupt tief niedergebeugt, und statt ihrer macht sich in ihm die Scham breit und die Furcht vor dem Lächerlichen.

Nie mehr käme er von selber aus dieser Regenlache heraus. Da grüßt ihn eine dünne Stimme, ein ganz kleines Mädchen tappt vorbei, und als er auffährt aus seiner Verwirrung und Trostlosigkeit, schaut er inmitten dieser aschengrauen Welt geradewegs in zwei kornblumenblaue Kinderaugen hinein. Es ist ein mageres, blondes Kind mit einem großen Regenschirm und einem großen Rucksack, es sind, besser gesagt, ein riesiges, bäuerisches Regendach

und ein mächtiger Rucksack mit einem kleinen Kind, die vorbeigehen. Die kleine Gestalt ist tiefgebeugt unter der viel zu schweren Last, und das Gesicht scheint schon recht gut die schwere Not des Lebens zu kennen. Wolfram weiß, wer das Mädchen ist, es gehört einem der kleinen Bauern in der Nähe, bei denen, wie zumeist hier, zehn Kinder auf zwei und drei Joch Äcker kommen, so daß hernach die Söhne und Töchter auswandern müssen nach Amerika oder in die Stadt hinein. Das Kind bleibt stehen und schiebt sich den Riemen des Rucksackes zurecht. ‚Wie kann man doch einem so schwachen Kind solch einen Packen aufladen!' muß Wolfram denken, und schon fragt er: »Du hast schwer, gelt?« Und jetzt hat er auf einmal Kraft, aus der Lache herauszuspringen, und er nimmt dem vor Verlegenheit erstarrten Kind den Rucksack von den schmalen Schultern, prüft sein Gewicht und schüttelt den Kopf. »Was ist denn da alles drinnen?« — »Eier und Butter und Brot«, flüstert das Mädchen. — »Gehst du damit in die Stadt?« Das Kind senkt das Kinn auf das Brüstlein, als habe es etwas Schlimmes angestellt, und nickt, bis zur Stirne rot, zur Antwort. »Dann gehen wir also miteinander!« sagt Wolfram, schultert den Rucksack, nimmt die magere Hand des Kindes in seine Hand und atmet sich mit einem tiefen Zuck das Allerböseste aus der Brust heraus. Jeden müßte es dünken, daß der große junge Mensch das kleine Kind führe, aber in Wahrheit ist es so, daß das Kind den Mann führt auf einem Weg, auf dem sich einer, geht er ganz allein, so leicht das Herz abstoßen kann.

Der Sommer hat die weiße Glut seiner Tage in das Becken der großen Ebene verschüttet, er hat die grüne

Seide der Felder verblichen zum ströbernen Blond des Kornes und zur silberblassen Röte des Weizens. Das Meer der Ähren, das Brotmeer, brandet von Ungarn herauf bis gegen die Mauern der »Not«. Dazumalen im blutigen Sommer des Türkenjahres haben die krummen Schwerter der Muselmanen in hunderttausend schrecklichen Blitzen aufgefunkelt zwischen den Feldern. An diesem heutigen Tage blitzen die krummen Eisen von Sensen und Sicheln inmitten der goldsilbernen Fluten, und was fällt unter scharfgeschliffener Schneide, das fällt im Zeichen des Friedens und für das Leben. Der Hagel des Unwetters vor Tagen ist in die hiesige Gegend zumeist nur strichweise und vermischt mit starkem Regen gekommen. Er hat weniger geschadet, als gebangt worden ist, und die niedergeduckten Ähren haben in den folgenden glutigen Sonnentagen wieder ihr Haupt erhoben. Die Dengelhämmer läuten, die Sensen zischen, und das fallende Korn rauscht. Man hört es herein bis in das Zimmer, darinnen Christiane liegt, und es ist eine beruhigende Melodie für einen, dem das Jahr sich nach Anbau und Ernte rundet. Das kleine Kind liegt an der Brust Christianens, es schläfert sattgetrunken, und zwei Schaumflöckchen der Milch stehen ihm noch in jedem Winkel des Mundes. Die Blätter des Weines, der ins Fenster greift, machen das Licht grün, das ins Zimmer fällt. Auf der weißen Zimmerdecke ist ein schöngeschwungenes Rund aus Stuck, das eingefaßt ist mit feingearbeitetem reichem Geranke, so wie das Ufer eines Sees umwuchert ist von üppigem Pflanzenwuchs. Inmitten dieses Rundes spielen die grünen Schatten und goldenen Lichtkringel wie auf dem Grund eines Wassers. Die Tür in das Wohnzimmer steht weit offen und der Türausschnitt rahmt gerade das

Stück des Raumes ein, wo die Schublade mit der Kindlmutter steht und an der Wand die beiden Bilder der Vorfahren hängen. Der Offizier, der mit dem edlen Ritter Eugenius bei Zenta gewesen ist, blickt scharf, als äuge er hinüber in das Türkenlager, heraus aus dem Wust der weißen Lockenperücke. Das kühne Gesicht ist dunkel geworden vom Alter der Malerei, aber die Augen sind voll heißen Lebens, sie funkeln stählern wie der Glanz des Panzers, und der Mund brennt rot wie der Mantel, der dem Mann in fliegenden Falten um die Schultern wallt. Der Seefahrer, der einst die Kindlmutter hergebracht hat, trägt viel mehr das Gesicht eines Künstlers wie das eines Soldaten, das braune Haar liegt weich um eine Stirn, in deren hohem, gewölbtem Dom vor allem schöne und künstlerisch beschwingte Gedanken wohnen könnten. Der Mund ist geschwungen wie ein Bogen und leise trauervoll, ein Mund, der die Frauen töricht machen kann. Die hellen Augen schicken, wie Seeleute immer schauen, den Blick in die Weite. Die Bilder sind so gemalt, daß ihre Augen dem Beschauer nachblicken, und die beiden Herren sehen also Christiane geradewegs von der Wand her an. Christiane hat in der Stille des Liegens ihre Gedanken schweifen lassen in Vergangenheit und Zukunft, und sie hat voll Sorge das tiefe Dunkel kommender Zeiten zu durchschauen versucht. Sie möchte die Nebel zerteilen und mit der Kraft ihres Herzens für das kleine Wesen Pfade aus Gold hineinbauen in die Finsternis. Ihre Augen haben, indessen sie die Zukunft ergründen möchte, einen Ruheplatz auf den Bildern der beiden Vorfahren, und die schönen und eigenartigen Gesichter der beiden Männer machen Christiane das besorgte Herz leichter. Nicht daß sie es sich klarmachte in Worten, warum von den beiden

ihr auf einmal soviel Vertrauten für die Zukunft entgegenströmt, aber ihr Herz hört die Stimmen, mit denen die längst verstummten Münder zu ihr reden. Es spricht der Offizier, der mit seiner Brust damals vor Zenta den tödlichen Pfeil auffing, der dem Savoyer gegolten hatte, und es redet zu ihr der Seemann, der ebenso treu seinem Kaiser diente als Soldat, als er hernach unter Einsatz von Vermögen, Gesundheit und Leben im Dienste der Wissenschaft seine weiten Fahrten machte. Die Münder sagen: »Habe keine Angst! Wie in edlem Wein noch die Sonne rinnt und glüht, so rannen in unserem Blut der Edelsinn, die Kühnheit, die Menschlichkeit und die Schönheit jener weiter, aus denen wir kamen. Und es waren schöne und gute Weiber, aus deren Schoß uns die Kinder geboren wurden. Wir haben die Disteln und Dörner, die auf den Wegen der Auserwählten noch dichter stehen als auf denen anderer Menschen, tausendmal in geduldiger Tapferkeit niedergetreten und haben nicht eher geruht, bis statt ihrer die wahren Blumen des Lebens, die Liebe, die Treue und die Arbeit gewachsen sind. Wir haben vielleicht oft und oft das große Spiel verloren in den Augen derer, die das Glück nur verwurzelt sehen im Wohlergehen des Leibes. Aber wir haben niemals uns selbst verloren, mochten wir darum auch unser Leben verspielen. Der Glanz wahrer Menschlichkeit hängt wie ein Glorienschein über den Gräbern der Guten und Wertvollen, mögen ihre Hügel auch längst hineingetreten sein in den Erdboden; er leuchtet über die Jahrhunderte herüber und macht in einem bereiten Herzen das Saatkorn des Edlen keimen und nährt es mit den gesunden Säften reinerhaltenen Blutes.«

Es ist so gut für Christiane, die trostreichen Stimmen

ihrer Vorväter im Becher des Herzens aufzufangen. Zerstäubte Hände greifen hervor aus den Schlünden der Vergangenheit, sie heben ein etwas die undurchdringlichen Vorhänge der Zukunft, sie zeigen hin auf die noch unbeschrittenen Wege derer, die aus ihnen kommen und streuen die Sonne der Hoffnung über deren Pfade. Christiane wischt dem Säugling die Milch aus den Mundwinkeln, ihr Herz ist still und voll Vertrauen geworden. Draußen singt der Sommer ein heißes Lied, die Sensen zischen, die Segelschwalben schneiden durch die weißbrennende Luft, und man weiß oft nicht, ob das feine, scharfe Sausen vom Sturzflug der Vögel oder vom Schnitt des Eisens herkomme. Das sinkende Korn rauscht. Die Dengelhämmer pochen. Christianens Hand liegt auf dem Köpfchen des Kindes und verspürt durch den unverschlossenen Scheitel wunderbar zart das Lebensbrünnlein zucken.

Der Mund der Ahnen hat zu Christiane gesprochen und ihr das Herz voll Mut gemacht. Und die Ahnen treten an einem der nächsten Tage leibhaftig hervor aus den siebenfach versiegelten Toren der Vergangenheit. Es ist so, daß es sich als notwendig erwiesen hat, in einem der rückwärtigen, ebenerdigen Gelasse eine Stiege abzubrechen. Die Stiege ist ohne Sinn, sie setzt mitten im Raum an und nimmt fast den ganzen Platz für sich weg. Das Gelaß ist kühl und luftig, und die Wirtschafterin will darinnen eine zweite Käsekammer einrichten. Liselotte sitzt bei Fräulein Pichler, die mit den blassen, dünnen Fingern überaus flink zwischen farbigen Sommerstoffen umherwerkt, und heftet unter deren Anleitung einen Kittel für den kleinen Karl zusammen. Der kleine Knabe sitzt neben Liselotte auf der Erde und näht etwas aus Flecken.

Sein magerer Körper ist runder geworden, und ein Schein von gesunder Farbe durchschimmert sein Gesicht. Aber er ist still und scheu geblieben, er spricht oft durch die Tage hindurch kaum ein Wort, und eigentlich weiß es nur Liselotte, daß er lächeln kann. Anna sieht es immer gern, wenn sie Gesellschaft hat. Derweilen ihre Hände wie langbeinige Spinnen über den Stoff hasten und Säume biegen und Fältchen legen, spricht sie viel und rasch, und man sieht es ihr an, daß sie sich gern an ihren eigenen Worten berauscht. Sie haben vorerst von der kleinen Schwester gesprochen, sie haben über deren Namen verhandelt, und Anna hat gefunden, daß man dem Kind von Christiane von Schrautt einen besonders schönen und vornehmen Namen geben müsse. »Möchtest du ein kleines Kind haben?« fragt Liselotte mitten hinein in den Reigen der Hildebertas, Ambrosinen und Amanden, die Anna Pichler als Namenspatroninnen aufziehen läßt. Die Näherin wird rot bis in die Stirn ihres spitzen Gesichtes und flüchtet vor den klaren Mädchenaugen, die sie fragend ansehen, mit dem Blick von einem der Rosensträußchen zum anderen, die zart den Stoff mustern, aus dem sie für Liselotte das erste farbige Kleid nach der Trauer nähen soll. »Hörst du, was du für Sachen sprichst in deinem Alter!« kichert sie verlegen. »Von so etwas hab' ich nicht einmal mit zwanzig Jahren etwas gewußt!« — »So?« fragt Liselotte zurück, »dann warst du aber nicht sehr gescheit! Mami hat gesagt, ein Kind zu bekommen ist das Allerschönste auf Erden, nur müsse man eben dafür sehr viel leiden. Hast du noch keinen Bräutigam, Anna?« — »Bräutigam?« stottert Anna verlegen und wird noch röter als zuvor, »ob ich einen Bräutigam habe?«

Sie zuckt die schiefen Schultern und lacht geheimnis-

voll. »Komm übrigens her, Liselotte, ich muß dir das Kleid anprobieren! Ich glaube, der Rücken ist etwas zu weit!« Liselotte fährt in das künftige Kleid, und derweilen sie sich geduldig hin und her dreht nach Annas Befehlen, denkt sie an Mami und an das Flämmchen, und sie malt es sich aus, auf welche Art sie es feiern wollen, wenn sie das Flämmchen taufen, denn sie ist stets voll Sehnsucht nach Dingen, die sich emporschwingen über das alltägliche Leben. »Halte dich doch gerade!« sagt Anna und steckt an dem Kleid die Nähte ein, »und dreh dich langsam herum, damit ich endlich die Rocklänge abgleichen kann. Ja, hier zipft es! Ob ich einen Bräutigam habe, hast du gefragt?« Annas geschickte Hände zittern ein wenig, wie sie die Nadeln einstecken in den Saum, und ihr Gesicht hat heiße, rote Flecken auf den Wangen. »Vielleicht kommt es dazu; ich glaube, daß jemand da ist, der mich nicht gerade ungern sieht. So steh' doch gerade! Ja, es ist nur für eine anständige Person so schwer — dreh dich weiter — es demjenigen begreiflich zu machen, daß man ihn gern hat!« Anna kniet auf dem Fußboden und gleicht mit einem Maßstab Liselottes Rocksaum ab. Niemand kann jemals Anna nachsagen, daß sie eine säumige Schafferin sei. Sie ist aber auch sonst eine vorsichtige Person, die, so gerne sie über andere spricht, von sich selber wenig erzählt. Doch jetzt preßt sie plötzlich die Hände mit dem Maßstab gegen die flache Brust, und was sie nun sagt, das bricht aus ihr heraus wie ein Springbrunnen, der lange eingefangen gewesen ist unter einem schweren Stein: »Ach, du mein Gott!« sagt sie mit heiserer Stimme. »Es ist jemand da, den ich sehr gern habe! Was weiß der Mensch, wie gern ich ihn habe! Jeden Wunsch möchte ich ihm an den Augen ablesen! Glaube es mir, Liselotte, ich

hätte etliche haben können! Nicht daß ich mir einbilde, ich sei schön, aber ich habe ja ein Haus, ich habe erspartes Geld. Aber ich wollte nur immer einen haben in einer hohen Stellung, keinen Handwerker und schon gar keinen Bauern. Darum bin ich lieber allein geblieben, denn wie kommt ein Mädchen hier auf dem Lande zu jemandem, der etwas ist! Der, den ich meine, der könnte auf der Straße liegen wie ein zerlumpter Bettelmann, keinen Heller brauchte er! Hörst du, kannst du dir vorstellen, daß man einen Menschen so lieben kann, daß man ganz krank ist, wenn man ihn ein paar Tage nicht sieht!« Liselotte gibt keine Antwort, sie denkt es sich aus, daß sie über Mamis Sessel beim Taufmahl eine Krone binden wolle, eine Krone aus Kornähren und Bändern, so wie sie Stjepan noch zu machen versteht. Sie hört kaum hin auf das, was aus Annas Herz hervorbricht. Unterhalb des Zimmers, in dem sie sitzen, hämmern und poltern die Maurer, die die alte, unnötige Stiege abbrechen. Es ist am zeitlichen Nachmittag, und aus dem Haus sind sie fast alle auf den Feldern. Auf einmal verstockt unten der dumpfe Lärm mit einem Schlag. Die Näherin, der noch das letzte Wort ihres Bekenntnisses auf den Lippen hängt, erschrickt darüber, daß sie einem Kind ihre heimlichen heißen Wünsche anvertraut hat, und sie beißt sich vor Zorn auf die Lippen. »Steh gerade!« schilt sie und reißt mit zitternden Fingern Haft um Haft auf an Liselottes Kleid. »Was du auch für eine unglückliche Gestalt hast! So lang und dünn, nirgendswo hat es einen Halt.« Als Anna sich endlich wieder etwas zusammengerafft hat und langsam wieder hineinkommt in ihr gewohntes Fahrwasser, horcht sie plötzlich nach dem Fußboden hin und sagt, als habe sie keinen Gedanken mehr an das, was ihr

eben entschlüpft ist: »Den zwei Kerlen da unten rennt die Arbeit auch nicht gerade unter den Fingern davon! Hör nur, wie lang es da unten schon kirchstill ist! Die halten wohl noch einen zweiten Mittagsschlaf. Ja, ja, so sind die Leute heutzutage. Mit der Arbeit sind sie nicht auf Du und Du. Wo möchte unsereins hinkommen, wenn es so faulenzen würde!«

Es hat aber seinen Grund, warum die zwei Maurer, die unten die Stiege abbrechen, auf einmal die Spitzhacken weggeworfen haben. Es hat sogar einen sehr seltsamen Grund, denn dort unten in dem alten Gelaß hat eben die graue Vergangenheit den geheimnisschweren, schweigsamen Mund aufgemacht. Als die Handwerker eben dabei sind, die zweiklafterdicke Untermauerung der Stiege abzubrechen, klingt es auf einmal hohl unter ihren Spitzhacken, und nach kurzem Werken reißt sich in der Wand plötzlich ein schwarzes Maul auf, aus dem kühl und modrig der Odem haucht, wie er herausatmet aus lange verschlossenen Truhen und Gemächern.

Derweilen Anna oben in der Nähstube über die Faulheit der heutigen Menschheit loszieht, schaut unten der eine Maurer dem anderen verdutzt ins Gesicht hinein: »Oha! Was das?« Er reibt ein Schwefelholz zum Brand an und leuchtet in das Mauerloch hinein. »Was ist?« fippert der zweite voll Neugier, »ist was drinnen?« — »Ja, mir scheint es!« sagt der erste, und das Herz klopft ihm in die Stimme hinein, und dann schreit er auf: »Ja, eine Menge Sachenwerk ist da drinnen!« Wild vor Begier reißen sie das Loch größer auf, bis daß man gut hineinkann. Matt schimmert es herfür aus der Dämmernis, und es glänzen in der Höhle blasse Lichtspiegel auf. »Ein Schatz!« schreit der eine, der in der Höhle steht, »Silber, Gold?« keucht

der andere. Gierige und doch verschrockene Hände tasten unter dem Samt des Moders das kalte Metall von Bechern und Kannen, greifen auf Bündel und in Falten von Stoffen, und in jedem der zwei Männer brennen die Wut und der Neid, daß ein zweiter teilhat an dem Geheimnis. Zwei Feinde, drängen sie sich Brust an Brust, und sie schlügen die Finger, die nach Geld und Gold wühlen, am liebsten dem anderen in die Adern des Halses.

Es ist jedoch nach den Gewichten, mit denen die Menschen ein Ding auf seinen Wert oder Unwert abwiegen, bei weitem kein Schatz, den die gierigen Hände jetzt herausreißen aus seiner Ruhe und Verborgenheit und dem Tageslicht preisgeben. Es sind nur Packen von zusammengebündelter Wäsche, es sind Gewandstücke, auf denen dick der graue Staub der Jahrhunderte liegt, und aus denen beißend der Muffelgeruch aufsteigt. Die Kannen und Becher und Teller sind schon gar nicht aus Silber oder Gold, wie in den Schatzsagen, sie sind aus grauverschwärztem Zinn, und da sich die zwei Männer jetzt einen tönernen Krug aus den Händen reißen, der schwer ist von Münzen, und er zur Erde fällt und zerscherbt, so rollt und springt es ringsum statt von den ersehnten gelben Dukatenvögeln nur von Kupferstücken, die der Grünspan zerfressen hat. Die Maurer sind voll Zorn, weil mit jedem Stück, das sie herausschaffen aus dem Loch, ihre Hoffnung auf Glück und Reichtum schaler wird, und als zuletzt die enttäuschten Finger nichts mehr greifen als nur den weichen Staub, so lassen die Männer ihre Wut aus an dem ihnen wertlosen Plunder. Sie stoßen und treten mit den Schuhen höhnisch lachend nach dem, was da vor ihnen auf der Erde liegt. Der eine hebt ein Wams auf aus gelbverbleichtem Samt, und er spottet

über die vielen seidenumsponnenen Knöpfe, über die geschlitzten Ärmel und langen Schöße, als über eine »verruckte Maschkeradi«, und er reißt grob eine schwarzseidene Frauenjacke hervor aus einem sorgsam gebündelten Kleiderpacken und ein schwarzsamtenes Leibl mit silbernen Schnüren. »Das kannst du deiner Alten mitnehmen für den Narrenumzug zum Fasching!« schimpft er und wirft das Gewand wieder auf die Erde, und der andere nimmt ein Tuch, das reich bestickt ist mit Blumen und Adlern, hängt es sich über den Kopf, schneidet ein Gefrieß hervor und spottet: »So stell' ich mich selber auf in meinem Weingarten als ein Spatzenschreck!«

Nein, für die, so aus sind nach dem harten Gold, ist es wahrhaftig kein Schatz, den das alte Haus verborgen hatte. Es ist für sie ein lächerlicher Krimskrams und ein unbrauchbares Zeug und keinen Silberling wert. Aber aus den uralten Gewändern, die jetzt verstäubt, verunehrt und verrüttet den schönen, schweren Wurf ihrer Falten, inmitten des Schuttes umherliegen, stehen in der Geisterstunde des Sommermittags die auf, die selbige Gewänder einstens getragen haben, deren längst verwehter Odem eingesogen worden ist von den Mauern dieses ihres ehemaligen Hauses. Ein Offizier steht auf einmal da, er ist stattisch und herrisch, und aus seinem dunkelverbräunten und zernarbtem Gesicht funkeln die hellen Augen zornig in die fremde, freche Zeit herein. Schwere Seide knistert aufgeregt, und eine strenge, große Frau geht herum zwischen den Leinenschätzen, die ehedem ihre Hand so schön und sauber zusammengebunden hat in die Stapel. Und wenn sie auch mit steifer Würdigkeit wie eine Säule im schwarzen Panzer des Seidenleibes steckt, so schweift ihr weiter Rock doch zornig über den Erdboden, so daß der

Staub in weißen Wolken aufraucht. Denn ihr Stolz und ihre Ehre, ihr Hausschatz, den sie unter Tränen geborgen hat vor dem türkischen Feind, er liegt hier zertreten und verstreut im Unrat. Der eine Maurer bückt sich eben, um mit dem schönen bestickten Leinentuch den Staub und den Moder von seinen Schuhen und Händen zu wischen, da dunkelt der Schatten der Frau plötzlich drohend vor ihm, und eine weiße Hand greift nach dem Leinen. Dann ist es, wie er später erzählt, als brenne ihm auf einmal der alte Fetzen in den Fingern. Er wirft das muffelriechende Leinen von sich, und es rennt ihm am hellichten Sommertag die Ganshaut über den Rücken. Mit aschblassem Gesicht heißt er den anderen, den Plunder liegen zu lassen und mit ihm zu kommen und jemanden zu holen, auf daß es nicht heiße, sie hätten etwas verschleppt.

Ja, die Ahnen kommen leibhaftig herein in das Zimmer, darinnen Christiane, die Tochter aus ihrem Blut, mit dem neugeborenen Kind liegt. Auf Christianens Bett ist der schöne Vorhang mit den Kaiseradlern, dazwischen Krüge mit Tulipanen stehen, ausgebreitet, und es liegt daneben die spinnwebfeine Pracht eines Spitzenkragens und ein Tüchlein aus leinenem Battist mit einem breiten, kunstreichen Saum mit schwarzem Garn genäht. Auf dem Boden neben dem Bett kniet Liselotte und bindet mit heißen Wangen einen Wäschepacken auf und daneben steht Georg und hat über dem einen Arm das gelbe Samtwams und über dem anderen den schweren Frauenrock aus schwarzem Kamelott*. Im Nebenzimmer auf Tisch und Stühlen liegt das übrige des Fundes ausgebreitet und erfüllt den ganzen Raum mit dem Atem des Geheimnisses. Die stahlblauen Augen des Offiziers,

* Stoff aus Seide und Wolle.

der mit dem edlen Ritter in das Türkenland gezogen ist, leuchten kühn heraus aus dem alten Bild. Hat sein Mund aus dem zinnernen Becher getrunken, haben an seinem Stiefel die stachlichten Sporen geläutet, die auf dem Tisch liegen, hat er in den alten Büchern geblättert, die mit dem Geschirr und den Kleidern eingemauert waren?

»Glaubst du«, fragt Georg seine Mutter, und er streicht mit der Hand über das Frauengewand hin, »glaubst du, daß dieses Kleid her ist von ihr, die die Türken damals mitgetrieben haben?« Denn die Gewänder sind von jener Mode, wie man sie in Österreich trug, als der türkische Feind das Abendland unter die Sichel des Halbmondes beugen wollte. Freilich, nirgendwo in den Büchern des Fundes steht eine Jahreszahl oder ein Name inne. Nur eine schwarzvertrocknete fremde Blume liegt zwischen zweien Blättern eines Gebetbuches, darauf auf einer Seite ein Gebet steht für einen Soldaten vor der Schlacht und auf der anderen eine verblaßte Locke angeheftet ist, zusammengebunden mit gekräuseltem, goldenen Faden, so wie man ihn vielleicht gezogen haben mochte aus der Tresse eines Uniformrockes.

Georg wird nicht satt daran, zu raten und zu grübeln, von wem und von wannen das geheimnisvolle Hausgut wohl herstammen könne. Tante Elisens Mann, der Professor der Geschichte ist und gern in den alten Zeiten lebt, weil ihm die Gegenwart an seiten seiner rechthaberischen Frau manchmal etwas zu laut und zu beschwerlich wird, hat einen Stammbaum gemalt von allen denen, die auf der »Not« gesessen sind und deren Urkunden er hat aufstöbern können. Dieses Blatt hat nun der Knabe herausgeholt aus der Mappe, darinnen die Papiere und Schriften der Familie aufbewahrt sind, und es liegt jetzt

auf dem Tische neben Christianens Bett. Der Baum auf der Ahnentafel ist künstlerisch wohl etwas aus der Form gekommen, denn er ist reich und oft seltsam verzweigt, und der gegenwartsflüchtige Professor ist des Malens nicht sehr kundig. Seine Wurzeln aber wachsen auf aus jener Frau, von der man nur das Jahr weiß, in dem die Türken sie weggetrieben haben auf Nimmerwiedersehen mit dreien ihrer Kinder, und hinter deren Namen man besser eine Dornenkrone und ein siebenfach zerstochenes Herz hinsetzen könnte statt des Fragezeichens, das der Professor hingeschrieben hat.

Christiane möchte es nun gerne glauben, daß der gelbe Samtrock ihrem Liebling, dem Offizier des Eugenius, gehört habe, der als ein »Georg Michael, gefallen 1697 für Gott, Kaiser und Vaterland und insbesondere für seinen Herrn, den Prinzen Eugen von Savoyen« eingezeichnet ist im Stammbaum. Sie glaubt auch, daß es seine Frau gewesen sei, die in den schlimmen Zeiten, derweilen sie vielleicht Zuflucht suchen mußte bei Verwandten, die Habschaft, die nicht mehr Platz gehabt in ihrem Reisesack, einmauern ließ. Aber der Knabe hat die Hand liegen auf dem Buch, darin aus einer verblichenen Locke und einer verdörrten Blume noch immer die Glut eines Herzens aufleuchtet unter der Asche des Todes, das längst als Staub im Winde fliegen, als Baum rauschen, als Blume blühen mag. Seinem Sinn paßt eine fürsorgende und nüchterne Hausfrau, die ihre Wäsche bügelt und bündelt, ehe sie fortflieht, schlecht in das Abenteuer hinein. Er will den Schatz verbunden sehen mit der Frau, die seit je die heimliche Liebe seines Knabenherzens war, er will, daß die Frau mit den fliegenden Haaren und den weißen Händen, die jämmerlich angebunden sind mit tiefein-

schneidenden Riemen am Sattel eines türkischen Rosses, den Hausschatz verborgen hat. Sie soll es gewesen sein, deren Gewand er jetzt betasten kann, von ihr sollen die Locke und die Blume in dem alten Gebetbuch kommen. Ihr Bildnis soll auferstehen, ihre Hände sollen in zitternder Hast das Hausgut in das Versteck gelegt, ihr schöner Mund soll aus dem Becher getrunken haben. Für die Welt ist es kein Schatz im üblichen Sinn, aber für Georg ist er das richtige Wunder, und er ist glücklich darüber mit aller Heftigkeit seines leidenschaftlichen Herzens, als sei es fähig, den eigenen Traum in solcher Art Zeugnissen zu formen.

Neben Christiane steht der Wagen mit dem kleinen Kind. Liselotte hat vorhin den uralten Bettvorhang mit den eingestickten Kaiseradlern spielerisch über das Wagendach gebreitet, damit das kleine Mädchen dahinterliege wie die Tochter eines Königs. Der Säugling schläft still hinter dem Baldachin, der einstens das hochzeitliche Bett seiner Alteltern verhangen haben mochte. Er streckt ein Händchen, durchscheinend wie ein Rosenblatt, dessen winzige Finger im Traum spielen, heraus aus dem vergilbten Prunk der Spitzen, die breit den alten Vorhang säumen, als wüchse ein zartester junger Zweig hervor aus uralten Wurzeln. Christiane, die sich eben hinübergewendet hat zu dem Kind, erfaßt den tiefen Sinn dieses Bildes, und sie sagt zu ihrem Sohn: »Hier hast du lebendig, was du dort herausliest aus dem Blatt mit dem Stammbaum. Wir gewöhnlichen Menschen, die wir nicht unsterblich werden können durch große Taten, können doch ein ewiges Leben haben in Kindern und Kindeskindern. Und wenn es zudem schöne, gesunde und wertvolle Kinder sind, die uns weitertragen auf dem Meer der Zeiten,

dann hat unser Leben noch immer seinen Sinn, mag unsere Gestalt schon längst verloschen und verweht sein.«

Die Kornmandl stehen Reih an Reih ins Endlose hinein. Sie sind das siegreiche Heer des Friedens, das der Bauer aufstellt, und der alte Kreisler schreitet wie ein Feldherr seine Schober ab, die auf dem Acker »Habt Acht« stehen. Er hat die beiden Kinder, Christian und Liselotte, neben sich hergehen, und der kleine Knabe lacht allemal, daß es ihn schüttelt, wenn Johann Kreisler ein Mandl, das sich vom Wind hat aus der Haltung bringen lassen und mit vorgeneigtem Schopf und auf schwachen Beinen dasteht, anruft: »Brust heraus! Richt euch!« Und es auf den Bauch oder den Rücken klopft und es wieder gerade aufstellt. Das Kind spielt Verstecken hinter den Garben, und der Alte lacht, was er selten tut, und macht, als ob er erschräke, wenn Christian hervorfährt und wie ein wildes kleines Tier losbrüllt. Auf einmal bückt sich Johann Kreisler und klaubt etwas zwischen den Stoppeln heraus. Es ist ein grünverschimmeltes Geldstück. Die Säfte des Bodens haben es so angefressen, daß man außer dem Schemen eines Kopfes gar nichts mehr darauf sieht, und es kann geradesogut eine Römermünze oder eine aus der Babenbergerzeit sein als ein Vierkreuzerstück aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Der alte Bauer dreht das Geld um und um auf der flachen, erdrissigen Hand, und er sagt zu Liselotte, die versonnen neben ihm auf dem Feldrain dahinwandert und Blumen pflückt: »Schau einmal her! Überall reißt die Erde das Maul auf. Wer weiß, woher die Münze sein mag. Es liegt allerhand noch da drinnen in unserem Boden, und etwelche von den früheren Leuten haben gar gesagt, daß

der goldene Schatz des hunnischen Königs hier irgendwo in der Gegend vergraben sein soll. Schon ein seltsames Land das unserige, wo sie allerweil hin und her sind, die Hunnen und Ungarn, die Deutschen und Türken!« Johann Kreisler hat heute seinen besonderen Tag, daß er soviel in einem redet, ja, weil ihn die Kinder drängen, hebt er sogar damit an, seine schönen alten Geschichten zu erzählen. Er erzählt sie freilich, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen, und die Worte tropfen nur langsam, so daß ihn der kleine Knabe, den er an der Hand führt, immer wieder in die Seite stößt und sagt: »So erzähl doch weiter.« Als sie den Acker umgangen haben, setzen sie sich unter den großen Nußbaum vor Kreislers Haus, der im Abendwind mit den glänzenden Blättern spielt. »Wenn ich heut' oder morgen nicht mehr bin«, sagt Johann Kreisler, und er lehnt das weiße Haupt gegen den Stamm des alten Baumes, »dann weiß ohnehin hier herum niemand mehr etwas von den früheren Zeiten, denn die Heutigen halten nicht mehr viel darauf und lachen nur darüber. Aber es soll eines die alten Geschichten nicht vergessen, und wenn sie auch zumeist immer nur ein Stück wahr sind, etwas Richtiges ist doch immer daran. Ich habe ein Haus oder einen Baum oder ein Wasser alleweil lieber gehabt, wenn ich von ihm auch etwas gewußt habe aus den alten Tagen. Du mußt dir etwas davon merken, Liese, für die Zeiten, wo ich nimmer bin, und kannst es dann einmal wieder deinen Kindern erzählen. So bleiben die alten Geschichten am Leben und ein bissel auch der alte Kreisler.«

Oh, sie sind es schon wert, diese Geschichten, daß man sie sich merkt. Bald machen sie einem den Schauder über den Rücken laufen, dann sind sie wieder süß wie ein

Duft, der aus Blumen steigt, und schauen mit goldenen Augen heraus aus dem geheimnisvollen Dämmern. Johann Kreisler kann eine Geschichte von der Höhle, wo es innen ganz hell ist von gebleichten Menschenknochen. Viertausend Leute haben sich dazumalen vor den Tartaren, die noch tausendmal schrecklicher waren als die Türken, hineingeflüchtet in die Höhle, und sie wären wohl verschont geblieben vor den gelben Teufeln. Aber eine Frau hat Wasser holen wollen für ihr verdürstendes Kind, und die Tartaren haben sie gefangen, und sie mußte ihnen den Weg zeigen. Da erschlugen die Tartaren alle viertausend Leute, und in der Höhle stand das Blut wie ein roter Teich. Er weiß, daß im See zwölf Ortschaften versunken sind, und er erzählt es sehr zum Lachen für kleine Kinder, wie seine Großmutter, da sie einmal Binsen geschnitten hat am Seeufer, sich zum Rasten hinsetzte auf ein sonderbares Stück Holz, das aus dem Schlamm hervorstand, und wie heftig sie darüber erschrocken ist, als sie erkannte, daß sie eigentlich auf der Turmspitze einer der versunkenen Kirchen saß. Es ist überhaupt wunderbar, Johann Kreisler zuzuhören, wenn er vom See erzählt. Er weiß die alten Berichte, so wie sie zu ihm hergekommen sind, genau Wort für Wort. Und er weiß es auch aus dem eigenen Erinnern, daß der See zu Zeiten anwachse und wieder schwinde, als schluckten ihn geheimnisvolle Mäuler, die ihn hernach wieder ausspien. Der See wird unter Kreislers Worten so hoch wie ein Meer, so daß man es begreift, daß einmal vor vielen hundert Jahren dreihundert Krieger samt ihren Waffen und Pferden in seinem Eis einbrachen und jämmerlich ertranken. Und dann wird der See so seicht, und man sieht den Mann, den Johann Kreisler selber kannte,

leibhaftig von einem Seende zum anderen waten. Das geheimnisvolle grüne Seekind mit den langen Haaren und den Schwimmhäuten zwischen den Zehen und Fingern, das sie dazumal eingefangen haben, glotzt mit starren, blassen Fischaugen hinter dem Nußbaum hervor. Wie ist es geheimnisvoll und aufregend, wenn Johann Kreisler erzählt, daß man glaube, der See stehe durch unterirdische Wege mit der Donau in Verbindung, und daß berichtet werde, man habe den Hut eines Ritters, den ihm der Wind bei Tulln in die Donau geworfen, hernach hier aus dem Wasser gefischt. Es ist gut, diese alten Geschichten aus einem lebendigen Mund zu hören, es ist so viel schöner, als wenn man sie irgendwo in einem Buche läse. Der Nußbaum, der aus dem Kern aufgewachsen sein soll, den Kreislers Vorfahr dazumalen dem toten türkischen Padischah aus dem Sack nahm, flüstert die Musik dazu, und Johann Kreislers Bienen brausen aufgeregt in den Stöcken, so daß es wie von den Glocken der versunkenen Ortschaft klingt. »Sie werden doch nicht schon wieder schwärmen wollen, die Teufelsviecher!« bricht der Alte jählings sein Erzählen ab, steht auf, geht nach dem Bienenhaus hin, horcht und blickt bedenklich auf das samtbraune Gewurle bei dem einen Flugloch. »Zum Kuckuck!« brummt er. »Da wird's ja wirklich ernst!« Und er geht, um Korb und Maske zu holen. Im Nußbaum verraunen die alten Geschichten von Türkennot und grünem Fischkind, und das lebendige Leben hebt an das Lied zu singen vom Kampf zweier kleiner goldäugiger Bienenköniginnen um Macht und Volk.

»Du solltest das alte Geld dem Lehrer zeigen«, sagt Kreisler den Tag darauf zu Liselotte. »Der ist jetzt nicht hier«, sagt Liselotte, die mit ihren langen feinen Fingern,

die nur zum Kränzebinden und Blumenpflücken geschaffen scheinen, einen dunkelblauen Fleck in die verblichene Leinenjoppe ihres alten Freundes einsetzt.

Nein, Wolfram ist jetzt nicht da, und es ist sogar so, daß er mit Willen weit weggegangen ist. Christiane hat keine Ahnung davon, daß ihretwegen zwischen ihrem Sohn und dem jungen Mann ein stachliges Gatter steht. Wolfram ist ihr in der Zeit der letzten Monate auf eine stille, gute Art ins Herz hineingewachsen als einer der Menschen, zu denen sie so leicht den Weg hinfindet, so daß er ihr nahe ist wie einer der Ihren. Wolfram ist auch still und nicht anders als sonst beim Taufmahl mit zu Tisch gesessen, er hat Christianens kleines Kind liegen gesehen im spitzenüberschäumten Taufprunk, und er war dabei, wie sie es Maria genannt haben. Aber er hat seinen Blick gehütet und hat nur heimlich sein Herz hingelegt vor Christiane. Denn sie ist ihm hager in den Wangen vorgekommen, und er hat gefunden, daß sich der feine Schmerzenszug um ihren Mund, der ihrem Lächeln sonst die verklärte Süße gab, verschärft habe.

Wolfram ist in die Berge gegangen, wo man die bloße Brust hineinbetten kann in eine Wiese voll Blumen, so daß diese ihre zarten Gesichter besänftigend gegen das unruhevolle Herz schmiegen können. In diese geliebten Berge, wo die fliegenden Wolken auf einmal groß und herrlich zusammenfließen zu Christianens Antlitz, um es dann wieder aufzulösen in Duft und Verklärtheit, so daß es hernach noch eine ganze Weile wie ein seliges Lächeln über dem unsäglich hohen und weiten Himmel liegt. Dort oben droht nicht die Gefahr, daß ein tiefes Gefühl auf einmal als ein Lächerliches und Geringes vor den eigenen Augen dastehe. Wenn man, die Brust gepreßt an den

Felsenleib, die Finger eingekrallt in eine lächerlich schmale Runse, die Füße gestellt auf ein kaum handbreites Band, sich selber und dem Berg den Sieg abkämpfen will, dann darf man sich auch sonst nicht für einen Niemand halten.

Wolfram weiß nichts von den Briefen mit den Bergblumen, die Karl von Schrautt ehedem seiner Braut geschrieben hat, er weiß auch von dem Alpengärtchen Christianens nur, daß sie die Pflanzen hat kommen lassen aus der Heimat ihres Mannes, und daß hier viele nur schlecht gediehen sind. Soundso viele Jahre sind es her, seit ein junger Mann an das junge Mädchen die Blumenbriefe aus den Bergen gesandt hat. Jetzt schreibt wieder ein junger Mensch an Christiane, an die Frau, die schon die Straßen der bitteren Leiden hat gehen müssen. Er schreibt die schönsten und zartglühendsten Liebesbriefe, die einer schreiben kann auf dieser Welt. Es sind lange Briefe, und Bergblumen liegen zwischen den dicht beschriebenen Bogen, und die haarigen Blättchen und die Glocken und die Sterngesichtchen tragen die inbrünstigen Küsse junger Lippen auf sich. Nur werden diese Briefe niemals abgeschickt. Oder doch, sie werden den Winden auf die brausenden Flügel gelegt, sie werden an ein Stück Rinde festgebunden mit den atlasglänzenden Halmen der Berggräser und den schäumenden, klingenden Wassern eines Sturzbaches übergeben. Sie werden zwischen den Wurzeln einer turmhohen Wettertanne in den schwarzen Moder der Erde vergraben und hineinversenkt in die abgrundtiefen Schlünde zwischen den Felsen, damit sie fallen und fallen mögen bis hinunter zum heißen, zuckenden Herzen der Erde. Es ist ein Spiel, und es ist doch der tiefe und heilige Ernst, der hinter jedem großen Gefühl steht. Niemals erfährt Christiane etwas von diesen Bergbriefen,

die die Lüfte vertragen und die Bäche mit sich nehmen, aber vielleicht erklingen aus ihnen Stimmen, die an ihr Herz rühren.

Es sind die heißen, mit Arbeit bis an den Rand des späten Abends gefüllten Tage des Sommers, und es bleibt einem neben den Sorgen um Ernte und Wetter kaum ein Fingerbreit Raum für andere Gedanken. Christiane sitzt am Fenster der getäferten Stube und hat das Kind an der Brust. Die Nägel der kleinen Händchen hacken fein wie die Krallen eines winzigen Vogels in das Weich des Fleisches, das Mäulchen zieht und schmatzt, und beides löst ein überirdisch zartes Lustgefühl in Christiane aus. Vor ihrem Blick schwingen die Bänder der Felder und verwehen in der Ferne ohne Ende. Ein Wetterberg baut über den Weiten seine blauschattenden Türme in den letzten Brand des Abends hinein, und gegen den See hin, wo ein kurzer Gewitterregen niedergegangen ist, ründet sich die siebenfarbige Brücke des Regenbogens aus der dampfenden Erde. Alles das, vom Spüren des Kinderhändchens an ihrer Brust bis zu der Unendlichkeit des Himmels über ihr, ist eines. Man hat unter der Bürde des kleintäglichen Daseins nicht immer die Stärke und so selten die Stille in sich, das zu erfassen. Christiane weiß, daß solche Stunden deshalb so unsäglich beglücken, weil sie die Fülle des Lebens wahrhaftig ausschöpfen, weil sie den einsamsten Menschen so sicher einbetten in die großen und kleinen Dinge der Welt. Der Säugling wendet das Gesichtchen weg von der Brust, und der Blick seiner Augen kommt wie aus einer geheimnisvollen, seligen Ferne her. Christiane liebt dieses kleine Wesen seltsam heftig. Es ist das letzte Stück Leben ihres Gatten,

und sie ist mit ihm auf eine unsagbar innige und süße Weise verbunden durch dieses Kind.

Es ist in diesem Sommer, als Herr Stöger wieder einmal zu ihr herüberkommt und davon spricht, daß die junge Frau eines Verwalters daran zugrunde gegangen sei, daß sie sich eines Kindes entledigt habe. »Warum hat sie das, um Gottes willen, getan?« fragt Christiane entsetzt, denn sie hat die hübsche und freundliche Frau gut gekannt. Der alte Herr zuckt die hageren Schultern: »Ja, Furcht vor der Zukunft, der Mann, der als einer der wenigen Deutschen angestellt ist bei dem ungarischen Herrn Balog, steht vor der Entlassung!« — »Ja, ist das, was aber jetzt geschehen ist, nicht noch schrecklicher als die böseste Zukunft?« fragt Christiane. »Ach«, sagt Herr Stöger, »wenn Tiere nichts zu fressen haben, wollen sie auch keine Jungen! Und keinem Menschen bleibt die Stunde aus, wo er nicht flucht, daß er geboren worden ist.« Er drückt mit einer kurzen, harten Handbewegung die Zigarette aus, als wolle er damit anzeigen, daß ein Menschenleben nicht mehr sei als solch ein armer Funken Glut. Hernach, nachdem er, wie es so seine Art ist, mit raschen Schritten von einem Fenster zum anderen gegangen ist, lacht er auf einmal spöttisch auf und deutet mit dem Kopf zum Fenster hinaus: »Haben Sie keine Sorge, Christiane, daß die Welt aussterbe, solange es noch Zigeuner gibt. Ich erinnere mich noch der Zeit, da diese alte Vettel, die da unten vorbeizieht, in die Gegend hergekommen ist. Jetzt ist sie Ahnfrau von weit über hundert Stück Nachkommen, die nicht säen und nicht ernten, und die der liebe Gott wahrhaftig ernährt wie die Lilien auf dem Felde. Vielleicht hat er sogar Großes vor mit dieser Brut, weil er sie wachsen und sich nähren

läßt und uns Deutschen die Söhne metzelt, so daß wir Alten wie die dürren, toten Bäume einsam dastehen.« Christiane ist neben Herrn Stöger zum Fenster getreten, und sie legt die Hand leise auf seinen Arm, denn sie weiß, daß aus der ewigschwärenden Wunde des alten Herzens wieder ein Blutstropfen hervorquellen will. Bei der großen, struppigen Felber am Bach brennt das grelle Rot vom Turban der alten Akana, die, umschwirrt von einem Rudel nackter schwarzer Kinder, dort Hadern und Abfall sondert, wie sie ihn auf ihren Wegen »gefunden« hat. — »Was könnte ich tun, um Ihnen zu helfen?« sagt Christiane traurig, und ihre Augen streifen das Gesicht des alten Freundes ab, das in diesem Augenblick voll ist von Bitternis. Plötzlich zuckt es in den blauen Augen des alten Mannes, die immer nur in die Vergangenheit zurückschauen, wie ein Licht auf, fast fliegt es wie ein Lächeln um den harten, schmalen Mund: »Mir helfen? Soll ich Sie beim Wort nehmen, Christiane?« — »Ja«, antwortet Christiane rasch, und sie ist glücklich, daß es etwas in dem Bereich ihres Vermögens geben könne, das diesem kranken alten Herzen Trost wäre. »Ja«, sagt sie heiß, »ich will für Sie tun, was ich kann.« Herr Stöger lächelt jetzt wahrhaftig: »Dann geben Sie mir das, was in diesem Augenblick unten vor Ihrem Haus auf dem Handschimmel meines Wagens sitzt!« Christiane blickt an Herrn Stögers Schulter vorbei in den Hof. Da steht der gelbe Wagen mit den prallen schönen Schimmeln, und auf dem einen sitzt ihr kleiner Sohn Christian und schreit etwas herauf zu Herrn Stöger. »Nun, Christiane?« wendet sich Herr Stöger herüber zu Christiane, und in seinem Gesicht ist vieles: Lächeln, Spott, Sehnsucht und dahinter, wie hinter einem Vorhang, ein tiefer Ernst. »Wie meinen

Sie das?« fragt Christiane, und ihr Herz klopft in ihre Stimme hinein. »Geben Sie mir den Knaben!« sagt Stöger. »Geben Sie mir ihn als Eigen, als meinen Sohn, ich habe schon oft und oft mit dieser törichten Hoffnung gespielt.« Die beiden stehen einander Blick in Blick durch eine lange Zeit gegenüber, ohne daß sie ein Wort sagen. Nur den Atem hört man gehen. Christiane weiß, sie hält das Herz des alten Freundes in ihrer Hand, und sie kann es jetzt in dieser Stunde herausreißen aus der Hölle der Einsamkeit. Sie weiß auch, es gibt keine Ausflüchte und kein Verzögern. Stöger wird kein zweites Mal bitten. — »Wenn ich überhaupt noch etwas lieben kann«, knurrt der alte Herr, denn Worte solcher Art sind ihm längst schon abhanden gekommen, »dann ist es dieses Kind!« Stöger tastet nach der Brusttasche seiner Weste, nimmt die große Brieftasche von kostbarem Leder heraus, entnimmt ihrem seltsam dicken Seitenfach den Kopf des goldenen Neujahrsschweinchens und hält ihn auf der flachen Hand Christiane hin: »Kennen Sie das, Christiane? Das ganze Untier kann ich freilich nicht immer in der Brusttasche tragen, aber es hat guter Weise einen abschraubbaren Kopf. Verstehen Sie mich jetzt? Ich weiß, meine Bitte ist ungeheuer. Man darf so etwas auch nur zu jemandem sagen, der so groß im Herzen ist wie Sie, Christiane.« — »Kann das Kind Ihnen helfen?« fragt Christiane leise, die Tränen stehen ihr in den Augen, und sie ist wie immer, wenn sie tief erregt ist, sehr blaß. »Ja«, sagt der alte Mann kurz und wendet sein Gesicht von Christiane ab. »So komm doch herunter zu mir, lieber Onkel Stöger!« jauchzt Christian herauf und breitet seine Ärmchen so heftig dem alten Mann entgegen, daß Stjepan, der mit Stögers Kutscher neben den Schim-

meln steht, das Kind bei den Füßen halten muß, damit es nicht vom Pferd falle.

Akana, die alte Mutter, breitet die Gewandstücke aus, die sie erbettelt hat von einer Bäuerin, deren Mann gestorben ist an der Schwindsucht; sie legt auf dem Gras die farbigen Hadern auseinander, die sie geplündert hat von einem Zaun, wo sie zum Trocknen hingen, und sie zieht die Strohgrannen aus dem alten Schösselrock, den sie einer Vogelscheuche vom Leib gemaust hat. Sie tut das so gewichtig, als habe sie für nichts auf der Welt sonst Gedanken. Aber als die Schatten des Abends sich über das Gestrüpp und Geschling am Bach hängen, geht die Magd Rosa zum Wasser, als wolle sie von ungefähr dort die Schürze ausschwemmen, die sie unter dem Arm hält. Akana stopft ihre Schätze in den Sack, ohne den sie nie auf den Wegen ist, und hat kein Aug und kein Ohr für das Frauenzimmer, das sich herumdrückt zwischen den Büschen, sich seufzend niederbückt zum Wasser und mit viel Geräusch ihre Wäsche schwemmt. Aber, da die Magd endlich fortgehen will, steht, ohne daß man den Laut eines Schrittes gehört hat, Akana neben ihr, als sei sie wie eine Otter durch die mannshohen Gräser und Unkräuter geglitten, und hält die Zusammenschreckende am Kittel zurück. »Hast du Geld?« murmelte sie, und ihre schwarzen Asiatenaugen streifen blitzschnell der Magd über Leib und Gesicht. »Hast du schöne silberne Kronen mit, damit dir Akana helfen kann? Warum bist du nicht schon lange gekommen? Jetzt ist es schwer, und es kostet mehr Geld. Akana hat die Keshalyiya rufen müssen, und sie hat die vielen Sprüche sprechen müssen, und sie hat die geheimen Mittel dazu mischen müssen, die nicht mit

schweren Dukaten zu kaufen sind! Du mußt mir zwanzig silberne Kronen geben, sonst kann ich dir nicht helfen!« Die Alte hält dem Mädchen eine Flasche vor die Augen: »Schöne Medizin, gute Medizin, aber teuer! Zwanzig Kronen!« — »Soviel hab ich nicht!« stößt die Magd hervor. »Soviel hast du nicht?« jammert die Alte; »dann kann dir Akana nicht geben das Mittel, dann kann dir Akana nicht helfen! Akana ist so arm, und die reichen Frauen geben ihr zehnmal mehr dafür!« Die Alte zuckt die Achseln und duckt sich, als wolle sie wieder fortschlüpfen durchs Gestrüpp. »So bleib stehen!« weint die Magd auf, und der Angstschweiß bricht ihr in vielen feinen Tropfen aus der Stirne. Sie greift in den Spenzer und zieht ein rotes Sacktuch heraus, darin eine Geldbörse eingeschlagen ist. »Zwanzig hab ich nicht, etliche zehn sind es!« — »Wenn du mir zwanzig gibst, macht Akana, daß du kein Kind kriegst und daß du deinen Schatz bekommst als Ehemann!« — »Der hat die seinige Reiche schon lange geheiratet!« würgt die Magd hervor und wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß aus der Stirne. Akana ist so tief gekrümmt im Rücken, daß die Stauden des Wasserschierlings zusammenschlagen über ihr, und nur ihr Haupt, das dem einer schwarzen Otter ähnlicher ist als dem eines Menschen, hervorzückt aus den großen Blättern des giftigen Gewächses. Die Sterne ihrer Augen glänzen stumpf wie die Tollkirschen aus dem Weiß, ihr Turban brennt wie der Scharlach des Giftpilzes. Und es sind auch böse und gefährliche Worte, die die ausgedörrten Lippen Akanas jetzt sagen: »Er hat die Reiche schon geheiratet?« Die Alte lacht. »Wenn du viel Silberkronen zahlen könntest und keine arme Dienstmagd wärst, sondern eine reiche Bäuerin, Akana weiß

ein Mittel, davon die Wittiben, die den armen Mädchen ihren Herzliebsten wegnehmen und heiraten, kalt werden wie Eis und weiß wie Schnee und Schmerzen haben bei jedem Bissen, den sie essen, so daß die Wittiben die Monate, wo sie noch gehen in Schuh und Gewand und sich legen zu ihrem Mann, an den Fingern einer Hand abzählen können.« Oh, es sind gefährliche Worte, die die Alte dem Mädchen zuraunt, und das Gift des Schierlings und das des Otternzahnes und der Tollkirsche rinnen in ihnen. Die Magd versteht nur so halb und halb, was die Zigeunerin meint, aber die Angst, in der sie ohnedies hängt, wird zum Grausen. Und wie die Alte jetzt die schwarze Klauenhand nach ihr ausstreckt und sie am Arm anfaßt, schreit sie auf, reißt sich los, stürzt wie sinnlos durch Brennessel und Gestrüpp und kommt erst zu sich, als sie in der Magdkammer auf der Bettstatt sitzt. Akana lacht der Flüchtenden nach. Sie weiß, die Magd wird wiederkommen und mit erhobenen Händen bitten, daß sie zwanzig Silberkronen geben darf, damit sie kein Kind bekomme. Und wenn die Magd reich wäre, machte Akana sie auch begierig nach dem anderen Mittel, das die, die einem im Weg stehen, blaß und kalt werden läßt, ohne daß man hernach weiß, von wannen der Tod hineingeschlüpft ist in den Leib. Akana lacht, stolz über ihre Macht, die ihr kommt aus den alten Geheimnissen, und sie bückt sich und hebt die nasse Schürze auf, die die Magd hat fallen lassen. Die guten Feen sind seit je und je mit Akana, sie lassen sie immer etwas »finden« für ihre Sippe. Und sie halten die weißen Hände über das Grab des alten, reichen Mannes, irgendwo weit hinter Ödenburg, den sein junges Weib hat beerben wollen, und sie halten die Hände über das Grab der Frau unten in Un-

garn, die ihrem Mann und seiner Geliebten im Wege gestanden ist. Die guten Feen haben gemacht, daß niemalen jemandem ein Gedanke aufgestiegen ist, warum diese beiden so schmerzvoll haben versterben müssen. Akana versteht diese weißen Menschen nicht, die keine Kinder wollen; sie versteht es nicht, daß einer ungeschoren mit einer anderen Hochzeit hält als mit der, mit der er vorerst zusammengelegen hat, und sie kann nicht begreifen, daß ein Mann das Weib, und ein Weib den Mann sterben machte. Aber es ist gut so für die armen Zigeuner, daß die weißen reichen Leute so sind. Wie käme Akana, die in Lumpen und auf bloßen Füßen auf den staubigen Straßen läuft, sonst zu dem Beutel, den sie eingenäht hat in ihrem Rock, und der den Saum schwer macht von Silber und Dukaten.

Auf den Höfen der reichen ungarischen Gutsherrn schnauben die Dreschmaschinen, und auf den Tennen der Bauern pochen die Dreschflegel, und wenn einer aufhorcht, der hingeht auf den Wegen hinter den Scheunen und Dörfern und die Arbeit nicht nur sieht als die dürre, hastige Geschäftigkeit des Tages, sondern sie auch eingebettet erschaut in die große Hand des lebendigen Lebens, dann hört er das Pochen als den freudigen Herzschlag des Landes. »Korn und Brot«, »Korn und Brot« klopft das große Herz der Erde, aber für die Magd Rosa redet der dumpfe Dreiklang, der vom grauen Morgen bis zum ersten Sternschein dröhnt, etwas anders in die Ohren hinein. »Der Spott, die Not, der Tod«, sagt es ohne Aufhören und wird mit jedem Tag lauter und drohender, je größer ihr das Kind des Ungetreuen im Leib wächst. Sie ist der alten Zigeunerin nachgelaufen bis in den Steinbruch und hat sie mit erhobenen Händen

gebeten um Hilfe. Sie hat ihr die zwanzig Silberlinge gegeben für das Mittel und ein seidenes Tuch dazu, und sie hat die Gallenbitternis hinuntergetrunken in der schwarzen Neumondnacht, so wie es Akana geraten. Nichts hat es genützt, und das Kind ist so wie früher in ihrem Leib und mag nicht heraus, auch wenn sie sich mit Absicht hinstellt zur schwersten Arbeit und herunterspringt von einem Tisch oder vom Heuboden auf die Tenne. Man sieht es ihr nicht an, daß sie schwanger geht; und als die Wirtschafterin Therese einmal dazukommt, wie eine Üblichkeit Rosa fast die Sinne nimmt, und die Alte das Mädchen scharf aufs Gewissen fragt, hält Rosa der unbarmherzigen Fragerin stand und leugnet alles kurzweg ab. Eines Morgens aber macht sie sich zu schaffen in einem abseitigen Teil des Hofes, weil sie verspürt, daß das unselige Kind herauswolle auf die Welt. Auf einer Laubschütte gebiert sie es und stopft sich das Fürtuch in den Mund, auf daß jeder Schrei des Schmerzes erstickt werde. Es ist wahrhaftig eine bitterschwere Stunde für die Magd, und sie wird nicht leichter, als dann das Kind geboren ist. Denn da neben Rosa ein leiser Schrei aufquäkt und ihr ansagt, daß neben ihr etwas ein Leben bekommen hat, das nicht leben darf, quält sie sich hoch auf ihrem elenden, einsamen Kindsbett. Sie ist erschöpft bis an den Rand des Todes, so daß ihr der kalte Schweiß in Strömen aus der Haut bricht, aber sie sucht und tastet nach dem Neugeborenen. Es ist fest und groß, denn es hat einen schönen und großgestalteten Mann als Vater. Es ist prall und rot, und es ist ein kleiner Knabe. Aber das ist alles nichts, das ist nur ein Schreckliches mehr über das andere, und es ist in Rosa kein Staubkorn Freude oder Liebe da für das Kind. Nur die Verzweiflung fährt

wie aus einem Wirbelschlund hoch auf in ihr und schäumt glühheiß bis in ihr Hirn. Der Haß gegen den, der sie soweit gebracht hat, würgt ihr das Atmen ab, die verachtete Liebe gießt ihr fressendes Gift in die blutoffene Herzwunde. Alles ist schwarz um sie, nirgends ist ein Ausweg, und der Teufel hetzt sie. Von allem Anfang hätte dieses verfluchte Kind nicht leben sollen! Die Magd packt den Knaben ohne Vater, und weil er jetzt zu weinen anfängt, schoppt sie ihm den Fürtuchzipf in den Mund und krallt ihm die rauhen Finger um das Hälschen. Sie treibt in der blinden Tollwut der Verzweiflung wie in einem Sturzbach, der alles mit sich reißt. Sie denkt nicht nach vor, ihr ganzes Sinnen ist nur ausgefüllt von dem einzigen Willen, daß das Kind verschwinden muß.

Es ist vielleicht wirklich so, daß der Geist der kleinen kostbaren Kindlmutter, die sie vor den hunderten Jahren irgendwo im fremden Land verehrt haben als Göttin, durch das alte Haus weht und Christianens Herz zuflüstert, daß hier in der »Not« zu dieser Stunde etwas Schreckliches an einem Kinde geschehe. Nicht, daß einer wie die Tischklopfer und Traumdeuter dessenthalben an Geister glauben müsse, schon gar nicht. Aber es ist zu denken, daß das Herz einer wahren, sich ganz in ihrem Wesen erfüllenden Mutter und Frau, wie das Christianens es ist, geheimen Spürsinn hat für alles, was wider das Leben und wider die Natur geschieht. Und so treibt ein plötzlicher Einfall Christiane am selbigen Morgen zu dem abgelegenen Streuschupfen, weil sie dort unter den ausgemusterten Gerätschaften einen kleinen Wagen vermutet, den sie für Karl instand setzen lassen will. Das Kind der Magd hat sich seit den Monaten, da es geworden ist, so heftig gewehrt gegen den Unwillen und den

Haß, der ihm entgegenstand. Auch jetzt, wo es nach den ersten Atemzügen nun doch in den Tod gestoßen werden soll, kämpft es verzweifelt um sein kleines Leben. Aber seine Todfeindin gibt nicht nach. Sie steht im Höllenbrand der grausigen Vernichtungswut. Sie hört nicht, daß jemand hereinkommt in den Schuppen, und sie sieht die Gestalt nicht, die gegen das Licht des Eingangs jählings wie erstarrt stehengeblieben ist. Sie wird erst wach, da Christiane aufschreit, mit ein paar Schritten vor ihr ist und sie herausreißt aus der schaurigen Nacht, in der sie fast schon völlig versunken war. »Um Gottes willen, was tust du!« stößt Christiane hervor, windet der Magd den Knaben aus den erschlaffenden Fingern und reißt dem halberstickten Kind das Fürtuch aus dem Mund. »Es darf nicht leben!« keucht die Magd noch ohne Sinne. »Es muß noch leben, sonst bist du eine Mörderin!« schreit Christiane sie an. Sie kniet auf der Laubschütte hat das Neugeborene vor sich liegen und versucht, ihm wieder Luft einzupumpen in die kleine Brust. Das Mädchen, erst jetzt wieder etwas bei Verstand, starrt die Frau an, und die Zähne schlagen ihr aufeinander. Der Frost schüttelt sie am Sommertag. Zum Ende preßt sie wie ein entsetztes Kind die Fingerspitzen beider Hände gegen den Mund und fängt jämmerlich zu schluchzen an, die weitaufgerissenen, todgeängstigten Augen hilflos an Christianens Gesicht verhangen. »Mach keinen Lärm!« sagt Christiane und setzt sich, den kleinen Knaben, den sie wieder ins Leben zurückgerufen hat, in ihrem Schoß, neben Rosa auf die Laubschütte. »Ich bin Gott sei Dank noch zurechtgekommen. Das Kind lebt, und du hast die schrecklichste Sünde nicht begehen können. Warum hast du mir nichts davon gesagt?« Das Schluchzen wirft die Magd, und ihr

kalkblasses Gesicht ist überschwemmt vom Weinen. Sie gibt keine Antwort, nur das Grausen steht wie ein irres Licht in ihren Augen. Endlich nach einer Zeit würgt sie heraus: »Werden Sie mich anzeigen, Frau? Ich bitt', ich bitt', um Jesus Christus willen, tun Sie es nicht! Werden Sie mich ausjagen?« — »Nein«, sagt Christiane, »hör auf zu weinen! Ich will dir jetzt Therese schicken, damit du in ein Bett kommst!« Christiane schlägt ihre Schürze um das Kind und geht um die alte Hausvertraute.

Hernach, als die Magd untergebracht ist in einer gesonderten Kammer und sich wieder etwas erfangen hat in ihren Kräften, sitzt Christiane neben ihrer Bettstatt, und sie fragt mit einer scharfen Falte zwischen den Brauen der Magd ihre Leidensgeschichte ab. Christiane wird es aus ihrem Wesen heraus niemals verstehen, wie eine Frau ihr leibeigenes Kind umbringen kann, aber sie versteht die große, böse Not aller dieser Mädchen, von denen es nach ländlicher Gebräuchlichkeit der Geliebte als ein selbstverständliches Recht abfordert, daß sie ihn bei sich schon liegen lassen, lange ehebevor noch überhaupt an eine Hochzeit zu denken ist. Sie weiß um den Jammer der armen Dirnen, denen eine Reichere vorgezogen wird, denn der Bauer geht nicht nach der Liebe, er geht nach der Habe; und sie hat sich oft das Herz abgestoßen an dem Elend dieser ledigen Kinder, die niemand recht will, die im besten Fall herumgestoßen werden bei einer Kostfrau, und die man, ginge es, oft am liebsten wegwürfe, wie man ein Kätzchen wegwirft oder ertränkt.

Die Magd will den Namen des ehemaligen Geliebten erst nicht nennen, dann weint sie ihn endlich heraus und schluchzt, sie wolle aber eher sterben, als mit dem Men-

schen herumraufen vor Gericht und vor seiner jetzigen Frau dastehen in Schand und Spott. Aber was solle sie tun mit dem Kind? Von ihrem Lohn gebe sie mehr als die Halbscheid an ihren alten Vater. Oh, wenn sie nur samt dem Kind hingeworden wäre! Christiane hat Rosa stets gern gehabt, sie dient bei ihr seit drei Jahren und hat immer auf sich etwas gehalten. Und wie Christiane es jetzt heraushört, hat das Mädchen den Vater des Kindes lieber gehabt als ihr Leben. »Ich hab' kein Kind haben wollen von einem, der so ein Fallot ist!« weint die Magd. »Sei still«, sagt Christiane und streicht der Weinenden über das zerrüttete Haar, »das, was er gemacht hat, ist unter den Bauern leider Gottes so üblich. Er muß dessentwegen kein ausgeschämter Lump sein. Du kannst hierbleiben mitsamt dem Kind, wenn du mir versprichst, daß du eine gute Mutter wirst und hier bei mir deine Arbeit so ordentlich wie früher versiehst. Du sollst hier dein anständiges Kindsbett haben wie jedes andere Weib, und du wirst die Zeit von mir freibekommen, wo du deinen Knaben stillen kannst. Eine muß einmal damit anfangen, die schönen Reden von der Menschlichkeit und der Liebe von einem zum anderen in die Wirklichkeit umzusetzen. Es soll kein Wort gesprochen werden von dem, was heute fast geschehen wäre. Merk dir aber eins: Häng dein Herz recht mit allen Kräften an das Kind, dann wirst du deine unglückliche Liebe zu dem Mann schneller verschmerzen. Es soll schon so sein, und es ist freilich am schönsten, wenn ein Kind seinen ordentlichen Vater hat. Aber, und das sag' ich, deine Frau: es ist auch eine ledige Mutter, wenn sie wirklich eine gute Mutter und ein braves Frauenzimmer ist, in meinen Augen jemand, vor dem man Achtung haben muß. Ich

verspreche dir, dich nicht im Stich zu lassen, und du versprichst mir das andere. Bleib so, daß es mir nie leid wird, was ich heute an dir getan habe! Und jetzt soll Therese dein Kind hereinbringen.«

Selben Tages läßt Christiane den Doktor holen und schenkt ihm angesichts der verdächtigen Spuren am Hälschen des Kindes reinen Wein ein über die Sache. »Von Rechts wegen gehörte der Fall doch angezeigt!« sagt der alte Herr. »Nein«, sagt ihm Christiane entgegen, »einer wie Sie, der so vielen Frauen ein Retter und Wohltäter gewesen ist, wird sich doch nicht auf einmal als ein kalthirniges Mannsbild auftun, das damit, daß es enge und strenge nach dem Wortlaut eines Gesetzes handelt, einem Kinde die Mutter nimmt und ein Leben zerstört. Man würde oft viel richtiger mit dem Herzen richten als mit dem Hirn, und über Frauen säßen wohl zumeist besser Frauen als die Entscheidenden über Gut und Böse. Ich will aufbauen, ich will aus dieser armen Person eine gute Mutter machen. Vertrauen Sie mir!« — »Aus Ihrem Holze gehörte die Herrscherin eines Landes geschnitzt, Frau Christiane«, sagt der alte Herr, und hernach reden sie noch lange über die schwergewichtigen Fragen der ledigen Mutter und des Elends der ledigen Kinder. »Niemand«, sagte Christiane zu dem alten Doktor, den sie gerne hat, weil er unter dem äußeren groben und trockenen Junggesellen eine große Güte versteckt, »niemand wird sagen können, ich spräche einer Zügellosigkeit und Unsitte das Wort. Aber man muß endlich aufräumen mit dem alten Übel, ein Mädchen, das ein Kind hat, unbarmherzig zu mißachten. Eine Mutter ist niemals etwas zu Verachtendes, das müßte man den Leuten einbläuen! Und wenn jede, die ein Kind hat, geschützt würde, und man ihr

sagte, daß das Kind nicht eine Schande, sondern eine Freude und Ehre sei, ich glaube, wenige möchten dann noch ihr Kind umbringen. Vielleicht würden auch soundsoviel weniger Kinder getötet im Leib der Mutter, wenn man das gesunde und schöne Kind hinstellte als den Stolz und das große Glück eines jeden Weibes und die ärgste Not des Lebens von Mutter und Kind abhielte.« — »Auf dem Land ist man ohnehin nicht so heikel«, sagt der Doktor, »es ist hier das Übliche.« — »Was meine Magd bis an den Rand des Verbrechens gebracht hat, ist trotzdem die Schande der Verlassenen gewesen, die ein Kind hat, und die Angst vor der Not.« — »Wie wollen Sie das ändern?« fragt der Doktor. »Es wird nicht eher besser werden, als bis die jungen Männer es gelernt haben, daß es keine bloße Sache ihrer Lust sei, sich zu einem Mädchen zu legen. Man muß die Liebe wieder ernst machen. Sie ist bei den jungen Leuten fast nur mehr eine Gier des Körpers.« Der Doktor zuckt die Achseln: »Die Liebe den Leuten hier als etwas Ernstes und Heiliges hinstellen? Wie wollen Sie damit beginnen, Frau Christiane?« — »Zum ersten damit, jedem das Maul zu versperren, und wenn es mit einer Strafe sein müßte, der nichts anderes weiß, als die ernsten, großen Dinge des Geschlechts in abscheulichen Späßen zu versudeln! Haben Sie je hier einen jungen Mann schon anders als in scheußlichem Unflat von diesen Dingen reden hören?« zürnt Christiane. »Die Sudelei ist das Gewohnte, einer äfft darinnen den andern nach. Ja, und das ist das Schlimme, sie schämen sich geradezu, wenn sie nicht mittun! Und der, der es wagt, ein zarteres Herz zu haben, ist solange der Dumme und Blöde, als er es nicht macht wie die anderen.« — »Wenn ich der liebe Gott wäre«, lächelt der Doktor, »ich gäbe

Ihnen die ganze Welt in Ihre Hände, auf daß Sie sie wieder schön und rein und gut machten.« Ja, sie sprechen noch manches über diese schwerwiegenden Dinge, derweilen im Haus die Magd neben dem Kind liegt, das sie hat morden wollen. In der Kammer sind die Fenster verhangen, die Fliegen burren gegen die Scheiben, und es ist für Rosa ganz sonderlich, daß sie mitten an einem Werktag im Bett liegt und neben ihr in einem Wäschekorb friedlich das Kind atmet, das ihr neun Monate lang nicht unter dem Herzen, sondern wie ein schwerdrückendes Felstrumm auf dem Herzen gelegen ist. Die schreckliche Stunde am heutigen Morgen steht wie ein schwarzer, wilder Traum hinter ihr, und sie weiß manchmal gar nicht recht, ob sie Wirklichkeit gewesen sei. Sie weiß aber oft auch nicht, ob diese friedsame Ruhe, aus der alle Angst wie verloren ist aufs Nimmerwiederfinden, ob nicht auch die nur im Schlaf sei, so daß sie wieder aufwachen könne ins frühere Grausen. Sie denkt sonderlicherweise in ihrem halbwachen Zustande nicht so schmerzhaft wie früher an den Vater des Kindes, es ist ihr in dieser Stunde alles so gleichgültig. Sie klammert ihr Herz nur an die Frau an, die wird alles so machen, daß es doch noch gut wird. Rosa ist selber wie ein kleines, hilfloses Kind, über das eine Mutter eine strenge, aber gute Hand hält gegen all das Wilde und Schlimme, das es auf der Welt gibt.

Ja, in Christianens Haus ist wirklich die elfenbeinerne Kindlmutter die Hausgöttin, und Christiane hat den Mut, oft ganz und gar nur Herz zu sein. Sie weiß, sie greift nie fehl, wenn sie sich auf dieses verläßt und versucht, mit der vergeudenden Liebeskraft ihres Wesens ein etwas die vielen, ewig blutenden Wunden der Welt zu lindern, mag sie damit auch anstoßen gegen die Nörgler

und Engen. Deshalb sagt sie ein paar Tage später zu ihrer Schwester Elise, die es unsinnig und übertrieben findet, daß Christiane die Magd nicht ins Spital schicke, und die Christianens Handeln eine Übertriebenheit nennt, dafür sie niemals einen Dank haben werde, und einen falschen Idealismus und dergleichen: »Ach, Elise, du redest in Worten, die gar nicht mehr leben, weil sie schon so oft gebraucht worden sind von den Gleichgültigen und Kalten. Vielleicht behältst du nach außen hin recht, und ich werde noch einmal traurig deswegen sein, weil mein guter Wille umsonst vergeben worden ist. O Elise, das, was du falschen Idealismus und übertriebenes Getue nennst, das ist doch erst das wahrhaftige Leben!« — »Ach Gott«, sagt Elise, »wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen! Übrigens, weil wir schon dabei sind, was wirst du mit diesem schrecklichen Kind aus der Schottergrube weiterhin machen? Du wirst es doch nicht für immer hier behalten wollen?« — »Ich wüßte nicht, wo es vorläufig besser aufgehoben wäre, bis es die bösen Erinnerungen in seinem vergewaltigten kleinen Herzen zugedeckt hat mit freundlichen Erlebnissen«, antwortet Christiane, »ich habe es vorläufig Liselotte als Kind anvertraut.« — »Um Gottes willen!« entsetzt sich Elise. — »Warum?« schneidet ihr Christiane den Anlauf zu einer heftigen Gegenrede ab, »warum findest du das fürchterlich? Man kann doch nicht früh genug ein Mädchen mütterlich und fürsorglich erziehen. Das muß so einwachsen in Fleisch und Blut, daß es dann später zu ihr gehört wie Augen, Haare und Nase.«

Den Lumpensammlerleuten ist der Boden in der Schottergrube zu heiß geworden, seit ihnen der Gendarm alle kurze Zeit ins Haus stand, und die Leute sie wegtrieben

von den Türen, wenn sie etwas einhandeln wollten. Sie ziehen die Straße gegen Ungarn hin, um einen neuen Schlupf zu suchen, und sie haben Diana, die vor kurzem geworfen hat, mitgenommen und die kleinen Hunde zum Verderben zurückgelassen. Manche werden es vielleicht übertrieben finden, von einem Hund zu sagen, er habe ein Herz wie ein Mensch. Möchten die, die darüber lächeln, nur für einen Atemzug lang in Dianas klare, leuchtende Augen hineinsehen! Diana kann ihre Not nicht hinausweinen mit großen Tränen, Diana kann nur alle Qual und Verzweiflung zusammendrängen in ihrem Blick, und sie kann nur klagen mit leisem Winseln. Sie ruft nach einem Herzen, einem einzigen in dieser großen Welt, das Erbarmen habe mit ihr. Sie fleht: »Laßt mich zu meinen Kindern! Meine Kinder liegen verlassen weit fort von mir und müssen verdursten! Oh, versteht niemand, wie fürchterlich es ist, wenn man eine Mutter fortreißt von ihren hilflosen Jungen!« — Ach, kein Herz ist auf weitem und breitem, das auf Dianas Jammer hört. Sie hat einen Strick um den Hals und ist festgebunden hinten am Wagen, und der Wagen fährt mit jeder Umdrehung seiner Räder weiter weg von ihren kleinen hungernden Kindern. Der Karren holpert entlang der Felder, die Johann Kreisler gehören, und er fährt weiter und weiter durch den Wald, der dem Kohlenbaron gehört. Diana kennt alle Wege, und sie weiß es genau, daß sie alle fort vom Schotterbruch führen. Sie stemmt sich mit allen vier Läufen gegen den Boden, sie würgt sich fast den Hals ab, sie heult von Zeit zu Zeit laut auf in armem, umsonstigem Widerstand. Erst als sie am Abend irgendwo weit draußen in den fürstlichen Feldern hinter einer Scheuer rasten und keiner an den Hund denkt, vermag

Diana im Heimlichen den dicken Strick durchzubeißen. Diana ist mager und verhungert, und sie hat keine Kräfte in sich, die Jungen haben ihr fast den letzten Rest aus dem Leib gesogen. Aber jetzt, da sie frei ist, fängt sie zu laufen an und läuft und läuft, ohne einen Augenblick einzuhalten, ohne die vertrocknete Zunge nur ein einzigesmal zu erquicken in dem Bach, neben dem ihr Weg hinführt. Diana ist so erschöpft, daß ihr das Herz wie ein Hammer gegen die Rippen schlägt, aber sie macht den weiten Weg, zu dem der Karren einen ganzen Tag gebraucht hat, in einigen wenigen Stunden, und sie hält beim ersten Morgengrauen vor der Keusche in der Schottergrube an. Wie ein Stück Holz fällt sie dort zusammen, sie streckt alle vier Läufe von sich, und sie röchelt, daß man glaubt, sie stürbe. Aber das ist nur für ein allererstes Verschaufen. Dann hebt die Hündin sogleich das in allem Elend so wunderschön gebliebene Haupt hoch, wittert mit der feinnüstrigen Nase; und die Not und die Qual fallen aus ihren goldenen Augen, wie Asche von einer sanften Glut fällt, denn sie riecht ihre Jungen und hört sie winseln. Diana hat noch ein allerletztes Stück Kraft im Rückhalt. Das reißt sie zusammen, das zwängt sie in die Flechsen ihrer Läufe, und dann springt dieses todmüde Tier durch das hochgelegene Fenster des Verschlages, darinnen ihre Jungen sind. Die Kleinen sind fast verschmachtet, und sie verbeißen sich mit wilder Gier in das Gesäuge ihrer Mutter und ziehen so heftig, daß Blut herauskommt mit der Milch. Diana ist glücklich, sie läßt die Tierchen gewähren, und sie kann sich nicht genug tun damit, sie immer wieder zärtlich zu belecken. Plötzlich gerät Diana in Unruhe, sie wittert alle Augenblicke in die Luft, und die Ängste stürzen aufs neue herein in

den Blick ihrer Augen. Es ist nicht der Gestank des ringsum angehäuften alten Unrates, der ihren feinen Geruch quält, sie wittert anderes, sie wittert Gefahr. Ja, sie irrt auch nicht: Verderben kriecht heran auf glimmernden Füßen. Es frißt sich weiter und weiter mit glühendem Maul durch den Haufen Plunder, den das fortgefleuchte Gesindel hat liegenlassen beim Herd. Es beißt sich durch das ausgedörrte Bretterwerk der Hütte, rote Zungen lecken hinein in das Stroh des eingestürzten Daches. Krachend und zischend fährt endlich die große grelle Brandflamme in den Morgenhimmel hinauf. Diana weiß, sie kann durch das Fenster des Verschlages springen, und sie nimmt also ein Hündlein ins Maul und versucht es. Ach, Diana kommt wohl allein bis hinauf zum Fenster, aber sie kommt nicht hoch mit dem Jungen im Maul. Sie winselt, sie heult, sie setzt wieder und wieder an, aber sie ist zu schwach, und sie kann das Junge nicht hinüberbringen. Diana verliert nicht die Geduld, und sie versucht den vergeblichen Sprung an ein dutzendmal. Das Feuer knistert und leckt schon an der Wand des Verschlages, und der schwarze Rauch beißt in dicken Schwaden herein. Diana ist klug, und sie weiß es, daß Menschen noch helfen können in einer Not, in der ein Hund sich nicht mehr zurechtfindet. Vielleicht, daß sie sich in diesen schrecklichen Augenblicken des Herrn erinnert, dem sie ehedem gestohlen worden ist, und der sie einmal, da sie in Todesgefahr hing, gerettet hat mit starker und guter Hand. Diana legt das Hündchen nieder und springt, also unbeschwert, durch das Fenster ins Freie, rennt um das brennende Haus und heult und fleht um Hilfe für ihre Jungen. Das Herz, ja, es ist schon so der richtige Name, das verzweifelte Herz einer Mutter weint und schreit um

Hilfe. Doch es ist so selten, daß in böser Stunde ein Ohr da ist, das den Schmerz des anderen hört, und so kommt auch niemand, um Diana zu helfen. Als die große rote Flamme jetzt brausend über den Winkel des Hauses herfällt, in dem Dianas Kinder liegen, hört der Hund plötzlich mit dem Heulen auf. Einen Augenblick steht Diana hocherhobenen Kopfes, die Angst scheint von ihr abgefallen, und aller Glanz ihrer ehemaligen Schönheit umleuchtet sie. Noch einmal setzt sie an, und dann springt sie wieder zurück in den Verschlag, aus dem schon das Feuer in wehenden Fahnen schlägt.

Es gehen die großen, liebschweren Lieder und Sagen von den todtreuen Müttern durch die Zeiten. Man kann zu ihnen den feurigen Liebestod der schönen edlen Hündin Diana reihen, und es wird dieses Sterben nicht als unwürdig stehen neben den alten Gesängen.

In diesen Tagen ist Wolfram zurückgekommen aus den Bergen. Er hat sich gesagt, daß er nicht gleich den ersten Tag hinlaufen dürfe zu Christiane, und er hat also die Blumen, die er für sie mitgebracht hat, eingefrischt in ein nasses Tuch und in den kalten Hauskeller gelegt. Aber sein Herz läuft hinweg über alle Bedenken und drängt zu Christianen hin, und so geht Wolfram seinem Herzen nach und sagt zu sich, er wolle nur ein etwas auf der Straße gegen die »Not« hin spazieren gehen.

Er ist schon bis nahe zu dem Schotterbruch gekommen. Der Wind faucht dann und wann hinein in die Brandstatt und stäubt Wölkchen von Asche auf. Der Staub Dianas verweht in den Lüften.

Vielleicht wanderte Wolfram in seinen Gedanken doch bis zur »Not« hin. Aber bald hinter dem Schotterbruch

kommt ihm Anna Pichler engegen, und es ist gut, daß der Abend schon seine dunklen Hände über das Land zusammenfaltet; sonst sähe man zu deutlich und erbarmungslos in das Gesicht der Verwachsenen, das jetzt wahrhaftig wie aus den Fugen fällt und bis in die Haarwurzeln hinauf einmal dunkelrot und dann wieder mondblaß wird. Anna kann nicht einen Laut reden, ihr Herz springt wie ein Ball gegen die Rippen. »Oh, Fräulein Anna«, begrüßte sie Wolfram. Er sieht die Türme der »Not« hinter den Pappeln auftauchen, er sieht ein Licht in der großen Stube aufleuchten wie einen Stern, und wäre er jetzt allein, er gäbe dem Reißen und Ziehen seines Herzens nach und liefe, liefe ohne Atemschöpfen zu Christiane. Aber so ist es gut, daß Anna Pichler dahergekommen ist, und Wolfram tritt gegen sein sehnsüchtiges Herz und sagt: »Ich will ohnedies gerade umkehren, und so trifft es sich ganz schön, und ich begleite Sie, wenn es Ihnen recht ist.« Anna geht, nein, sie taumelt und sie schwebt neben Wolfram, und als sie sich wieder etwas in der Hand hat, überfällt sie das Glück wie ein Blumenregen. Sie möchte nichts anderes, als daß es heller Tag wäre und auf der einsamen Straße zur Linken und zur Rechten dichtgedrängt die Leute ständen, um sie zu sehen. Wolfram fragt Anna sogleich, ob sie von der »Not« käme und ob es dort etwas Neues gäbe. Anna erzählt also den ganzen langen Weg zurück von Christiane und dem kleinen Mädchen, das so zart bleibe und Christiane Sorge mache. Auch, daß der kleine Christian immer hinüber zu Herrn Stöger gehe, der einen völligen Narren an ihm gefressen habe, berichtet sie. »Und wie geht es Ihnen?« fragt Wolfram, weil er fürchtet, man merke es, wieviel ihm an jedem Wort gelegen sei, das er von Chri-

stiane und ihrem Leben erfragen kann. »Oh, danke«, zuckt die Näherin die schiefen Schultern, und das Herz schlägt ihr bis in die Stimme hinauf, »man lebt, und man hat so seine Schmerzen und Kümmernisse!« Sie erzählt jetzt in einer hastigen und aufgeregten Weise von sich und deutet dabei auch an, daß sie sehr leide unter dem Alleinsein, und auch das erzählte sie, daß sie vor kurzem ganz hübsch geerbt habe. »Oh«, denkt sie bei jeder solchen Anspielung, die ihr wie ein schwerer Sprung über eine Mauer ist, »oh, wenn er es doch nur hören wollte, daß ich das alles nur sage, weil ich ihn liebe.« Wolfram aber weiß kaum, daß neben ihm etwas spricht, er ist bei Christiane und nur bei Christiane. Er malt sich ihr Gesicht in den großen nächtigen Himmel hinein, so wie er es oft oben in den Bergen getan hat, er sucht zwei Sterne, die für ihn ihre Augen sind. Die Landschaft hier, in der Christiane lebt, bringt sie ihm aus der unirdischen Verklärtheit, in der er sie in den letzten Wochen in sich getragen hat, auf eine schmerzlich heftige Weise wieder ganz nahe als die Frau, die er so heiß liebt. »Leider«, hört er jetzt Anna Pichler neben sich sagen, »leider bin ich schon zu Hause!« Und er spürt eine heiße, magere Hand, die sich schwer wie ein Stein auf die seine legt.

Was wissen Menschen voneinander? Vielleicht, daß sich nur, so wie es die alten weisen Märchen erzählen, in den ganz großen Stunden der Liebe die verschlossenen Tore der Seele für einen Augenblick öffnen und einen Strahl des Lichtmeeres hervorglänzen lassen, aus dem wir in unserer Einsamkeit ausgeschlossen sind! »Du mein Gott!« schluchzt Annas Herz, »ich kann jetzt nicht schon hinein in dieses einsame Haus, wo nur die alte, taube Verwandte herumgeistert wie ein stummer Schatten! So viele Jahre

und Jahre bin ich schon an den Abenden da drinnen allein gesessen und habe das Leben weglaufen spüren. Ich kann nicht mehr, und ich will nicht mehr! Man darf nicht sagen, man habe kein Glück, wenn man nicht versucht, es ein einzigesmal am Gewandzipfel zu fassen!« Ein wilder Mut überfällt die kleine Person; sie läßt ihre Hand auf der Hand des geliebten Mannes, und die Lippen zittern ihr, da sie mit einer gemachten gleichgültigen Freundlichkeit, die sie aber fast den Rest ihrer Kräfte kostet, fragt, ob der Herr Doktor nicht ein bißchen rasten wolle bei ihr. Sie habe ein Bildchen, das den Herrn Doktor sicher interessieren würde! Der junge Herr Georg habe eine Aufnahme gemacht von der Taufe, ohne daß man es gewußt habe, da sei auch Herr Doktor Gutrath darauf. Das solle sie ihm das nächste Mal zeigen, wehrt Wolfram ab. Aber Anna will diesmal um den Preis ihrer Seligkeit das Glück nicht aus der Hand geben und läßt nicht locker. Wolfram geht also endlich hinter der voraneilenden Näherin in das kleine Haus, das zwischen den Wiesen in einem hübschen Garten liegt. Er setzt sich in der Stube nur auf das Eck des ihm hingeschobenen Sessels, weil er gleich wieder gehen will. Die taube, alte Verwandte stellt eine Lampe auf den Tisch und blickt verdutzt auf diesen bei einer Damenschneiderin recht seltsamen späten Besuch. Das Bildchen, das Georg gemacht hat und das Anna jetzt mit zitternden Fingern Wolfram hinreicht, ist blaß und undeutlich, und es gehört viel Einbildungskraft dazu, aus den hellen und dunklen Flecken jemanden zu erkennen. Anna reicht Wolfram ein Vergrößerungsglas, und derweilen Wolfram noch einmal in dem hellen Fleck, den Anna Pichler als die gnädige Frau mit dem kleinen Kind bezeichnet, eine Spur von Christia-

nens geliebtem Antlitz zu erkennen versucht, lehnt sich Anna herüber über seine Schultern, als wolle sie mitschauen. Wolfram legt nach umsonstiger Mühe das Glas weg, sagt, er danke schön, und er müsse nun gehen und will aufstehen. Aber Anna bleibt an seine Schulter gelehnt und fragt mit atemloser Stimme, ob der Herr Doktor nicht doch noch ein wenig bleiben wolle, wenn sie ihn ganz besonders schön bitte?

Beschuldige niemand, der im Glück des Geliebtwerdens wie in einem sonnigen Blumengarten eingehegt ist, ein einsames Herz als ohne Scham und Zügel, wenn es in der Angst vor den kalten Schatten des Alters einmal aus dem engen Gatter der üblichen guten Sitten bricht, das die Menschenwelt um es aufgerichtet hat, und einmal auch gerne blühen möchte!

Wolfram ist so hübsch, und er ist immer freundlich zu Anna, die es bitterscharf weiß, daß der wohlgefällige Blick aller, die ihr bislang in den Weg gekommen sind, ihrem Haus und guten Verdienst und nicht ihr gegolten hat. Da Wolfram jetzt aufstehen will, drückt sie ihn nieder auf den Sessel, schlingt ihre hageren Arme um seinen Hals und fängt bitterlich zu weinen an. »Ach«, stößt sie hervor, »bleiben Sie noch da! Sie wissen ja gar nicht, wie ich mir das Herz abgesehnt habe nach Ihnen! Kein Mensch weiß, wie schrecklich einsam ich bin! Seien Sie nur ein wenig gut zu mir! Und wenn es auch nur Mitleid ist! Oh, ich habe Sie ja so gerne, und ich würde für Sie tun, was ich Ihnen von den Augen ablesen könnte!« Wolfram hat Anna eigentlich nie als ein leibhaftiges Weib angeschaut. Sie war ihm wie ein Wesen ohne Geschlecht, das hauptsächlich nur dessentwegen ein Leben hatte für ihn, weil es viel um Christiane war und von den kleinen Dingen,

die deren Tag begleiteten, zu erzählen wußte. Jetzt, nach dem ersten fassungslosen und peinlichen Erschrecken, fährt der Grimm über ihn her wie eine Flamme, und er will die häßlichen, feuchten Hände, die er an seinem Hals verspürt wie eine Zwänge, auseinanderreißen und Anna von sich schleudern wie ein Geziefer. Aber dann steht es ihm doch entgegen, roh zu sein gegen eine solche schwache und verwachsene Person. »Bitte, lassen Sie mich sogleich los!« sagt er kalt und steht schnell auf, als die zwei verrungenen Hände auseinanderfallen, als stürben sie plötzlich ab. Es ist ein entsetzlicher Augenblick, der fast eine Ewigkeit andauert, da Anna Pichler jetzt von Angesicht zu Angesicht mit dem Mann stehen muß, dem sie die Leidenschaft ihres Herzens hingeworfen hat; die Scham und die Verzweiflung darüber, daß er sie zurückgestoßen hat, zermalmen sie wie zwei Mühlsteine. »Was ist Ihnen eingefallen?« sagt Wolfram, und die kalte Feindschaft in seiner Stimme trifft Anna wie brennende Schläge. Mit der letzten Kraft törichter Hoffnung sucht sie in seinem Gesicht nach einem Hauch von Erbarmnis oder Verstehen. Aber es ist in diesem hübschen, sonst so freundlichen Antlitz nicht eine Spur davon zu finden. Die Trostlosigkeit schlägt ihre Aschenflügel über Anna zusammen, mit einbrechenden Knien läßt sie sich auf den Sessel hinfallen, darauf Wolfram gesessen ist, legt die Hände vor die Augen und krümmt sich vor Schmerz. »Gute Nacht!« sagt Wolfram zornig und geht, ohne nach Anna hinzusehen, aus dem Zimmer.

Am nächsten Tag bringt Wolfram Christiane die Blumen für den Alpengarten, blaue Bergglöckchen und niedrigen Eisenhut, und auch ein schöner, seltener Steinbrech ist darunter mitsamt dem Stein, an dem er gewachsen ist.

Wolfram sitzt bei Christiane im Garten, er sitzt ihr gegenüber in einem der weiten Korbstühle, und die Blumen liegen auf dem Tisch. Christiane hat von Liselotte eine große Schale bringen lassen, und nun ordnet sie die Kinder der Berge zärtlich ein zwischen prachtvolles Bärlapp- und Sternenmoos, das, versenkt man den Blick in das zarte Gefaser, die uralten Geheimnisse riesiger Wälder in sich birgt. Aber es ist so, daß nur Wolframs äußerer Mensch wohlerzogen in dem Gartensessel sitzt und von der Besteigung des Admonter Reichenstein, vom Aufstieg an der Nordwand der Planspitze und von der Kletterei am Roßkogl erzählt. In Wahrheit liegt Wolfram vor Christiane auf den Knien, er hat den Kopf in ihrem Schoß liegen. Sein Mund nennt diesen und jenen Steig, den er bei einem Aufstieg gegangen ist, mit irgendeinem trockenen Namen, aber in Wahrheit jubelt er: »Daß ich wieder bei dir sein darf, daß ich dich nur wieder sehen und hören darf! Oh, ich liebe dich ja noch tiefer als früher!« Neben Christiane liegt das kleine Kind in seinem Wagenkörbchen und schaut mit weitoffenen Augen in das Laub des Baumes und redet in den heiligen ersten Lauten der Sprache und mit der Seligkeit einer allem Gut und Böse weltfernen jungen Menschheit mit Baum und Sonne und Himmel. Wolfram nimmt Christian auf das Knie und muß dessen Gürtel aus Schneckenhäusern bewundern. »Ich fahre zu Onkel Stöger«, erzählt der kleine Knabe. »Ich bekomme ein weißes, lebendiges Pferdchen und reite damit jeden Sonntag herüber zu Mami!« — »Ja«, sagt Christiane auf Wolframs Frage, »ich habe Herrn Stöger versprochen, daß Christian vorläufig eine Zeit bei ihm bleibt, damit der alte Mann nicht so fürchterlich allein sei. Herr Stöger will Christian als Eigen

haben. Ich verstehe, daß es für meinen alten Freund vielleicht wirklich die einzige Rettung sein könnte. Aber es ist eine schwere Sache für mich.« — »Du«, sagt Christian zu Wolfram, »wenn ich nicht da sein werde, dann passe ja auf Mami auf. Und ich bitte dich, habe sie sehr lieb und beschütze sie vor bösen Zigeunern und vor Hornissen.« Denn Christian hat von Stjepan gehört, daß Zigeuner Menschen fressen und daß neun der riesigen Wespen einen Reiter samt dem Pferd töten. Es ist gut, daß Christiane herzlich zu lachen anfängt, und Wolfram mitlachen und dadurch hinüberkommen kann über das, was ihn bei den Worten des Kindes fast überwältigt hätte.

Dieses laute und fröhliche Lachen, mit dem Wolfram wieder Herr über sich selber zu werden versucht, raubt aber einem anderen Menschen die Fassung, der seine ganze verzweifelte Kraft dazu gebraucht hat, um die schreckliche Nacht vom Gestern auf das Heute zu überleben. Nur die Gewohnheit jahrelang geübter Pflicht hat Anna Pichler an diesem Tage überhaupt auf die Füße gebracht. Sie sitzt im Nähzimmer des Gutshauses unter ihren Stoffen und Spitzen, sie hört das Lachen herauf aus dem Garten und zuckt dabei so heftig zusammen, daß ihr die Nähnadel tief in den Finger fährt und ein großer roter Blutstropfen auf Christians Hemdchen fällt, an dem sie eben näht. Es ist nur das Blut aus der Fingerspitze, aber es könnte geradesogut eine blutige Träne oder ein schwerer Tropfen Herzblut sein, der auf dem weißen Leinen dunkelt. Anna kann nicht weiter nähen, so schüttern ihr die Hände. Sie schleppt sich zum Fenster und sieht durch die Bäume geradeaus auf Wolfram. Sie versteckt sich hinter dem Vorhang, denn sie möchte nie mehr unter diese Augen kommen, die so empört und so

voll Entsetzen und Abscheu auf sie geblickt haben. Die ganze schreckliche Nacht hindurch, in der sie gesessen ist auf dem Sessel vor dem Tisch, hat sie es sich immer wieder laut vorgesagt, daß sie nach dem, was geschehen ist, nicht mehr leben kann und auch nicht mehr mag. Sie hat aus ihren trostlosen Schmerzen nur diesen einen Ausweg gefunden: daß sie sterben muß. Nur, wie man am besten und leichtesten sterben könne, das hat sie sich noch nicht zurechtgelegt auf den verzweifelten Wegen ihrer Seele, auf denen sie die Scham herumhetzt wie ein gejagtes Tier. Jetzt, da sie von dem Fenster hinuntersieht, blitzt im Schein der Nachmittagssonne der kleine Teich auf hinter den Bäumen, der im rückwärtigen Teil des großen, wildbelassenen Gartens zwischen hohen Farnen und Wasserlilien liegt. Jetzt weiß sie auf einmal, w i e sie sterben will. Sie will es bald, sie will es heute noch tun. Ach, sie braucht etwas, was sie über ihre Schmach erhebt. Sie könnte ja an eine Ehe denken, um dem, der sie verschmäht hat, zu zeigen, daß sie trotzdem begehrt ist. Und sie hat es in ihrem Suchen nach einem Halt und einem Ausweg ja auch für einen Augenblick getan. Aber sie ist doch wieder gescheit genug und weiß, daß sie damit niemandem anderen etwas zuleide täte als sich selbst, denn die in Betracht kommenden Freier sind danach. Oh, könnte sie nur eine große Tat vollführen, um den Geliebten aufhorchen zu lassen! Aber diese arme, kleine, schiefe Anna kann nichts tun, als sterben, um von sich reden zu machen. Anna hat zeitlebens fast immer nur mit Frauen zu tun gehabt, aber sie hat niemals eine Freundin gefunden, dazu ist sie zu scharfzüngig und rechthaberisch und ohne Güte für das eigene Geschlecht. Die Mutter hat sie schon in den Kinderjahren verloren. Nur eine einzige

Frau hat selbst dieser kantigen Person etwas Zutrauen abgerungen. Wer könnte es anderes sein als Christiane, und seit damals in der Schottergrube fühlt Anna für Frau von Schrautt Bewunderung und auch eine Art Liebe. In dieser Stunde, wo Anna mit sich im reinen ist, daß sie bald sterben wird, möchte sie so gerne eine Mutter haben, der sie alles sagen könne. So groß ist der Glanz von Christianens Mütterlichkeit, daß er selbst diesem armen, dürren Herzen, dem die einzige Blume, die es getrieben hat, zerschlagen worden ist, hineinleuchtet in die Schwärze seines tiefsten Elends.

Anna streckt ihre schiefe Gestalt. Nun, da der Entschluß gefaßt ist, fühlt sie sich auf einmal wie befreit von einer schweren Last. Sie geht hinüber zu Therese und erbittet sich lächelnd — oh, sie ist so stolz, daß sie so tapfer sein kann —, sie erbittet sich Briefpapier, einen Umschlag von jenen schönen Bogen mit eingepreßten Rosen und Tauben, die Therese besitzt. »Anna, Anna!« droht Therese. »Was haben Sie denn vor?« Und sie lacht, und Anna lacht laut und heftig mit, zuckt bedeutungsvoll die Schultern und scherzt, Therese werde spitzen, was sie alles in der nächsten Zeit erleben werde. Das Briefpapier mit zwei zierlich gespreizten Fingern haltend, läuft sie dann aus dem Zimmer. Drüben in der Nähstube schiebt sie die Arbeit auf dem Tische zur Seite, spitzt den Bleistift, mit dem sie die Knopflöcher auf Christians Hemdchen vorgezeichnet hat, und schreibt auf dem Rosen-und-Tauben-Papier einen Brief an Christiane. Sie entschuldigt sich, daß sie mit Bleistift schreibt, und sie bittet um Verzeihung, falls die gnädige Frau irgendwelche Ungelegenheiten hätte aus dem, was sie, Anna, tun werde. Die gnädige Frau solle alles wissen, warum es geschehen

müsse. Der Brief ist im weiteren Verlauf voll der schwülstigen Ausdrücke, wie sie Anna gelesen haben mag in den Romanen des Wochenblättchens, das sie sich hält, denn sie liebt das Romantische und Überschwengliche. Aber man soll nicht mit hartem Spott, sondern mit Verstehen von Mensch zu Mensch einen solchen Brief beurteilen. Dann hört man zwischen den übertriebenen Worten die blutigen Tränen tropfen und ein Herz schreien. Anna bittet Christiane, sie möge Wolfram ein letztes Mal von ihr grüßen, als den Einziggeliebten ihres Lebens, er möge nicht schlecht von ihr denken, sie wäre für ihn ebenso freudig in den Tod gegangen, wie sie jetzt diese Jammerwelt verlasse. Die Näherin nimmt zum Ende die Halskette mit dem kleinen Goldkreuz von ihrem mageren Hals. Und so lächerlich und abgeschmackt es auch erscheinen mag, wenn sie in dem Brief schreibt, sie bitte Wolfram, diesen Schmuck, den sie von ihrer Mutter herhabe, einmal der zu geben, die er lieben werde, so muß man auch das verstehen. Die kleine, schiefe Näherin will, ehebevor sie zerstäubt in das Nichts, noch groß und gut und strahlend sein in ihrer Liebe, sie will so sein, wie sie niemals gewesen ist, damit sie im Gedenken des Geliebten weiterlebe. Als das goldene Kettchen im Brief eingeschlossen ist, versteckt sie ihn in ihr Nähzeug, holt Therese herüber und bittet sie, ihr zu helfen bei den Knopflöchern an Christians Hemdchen, sie möchte sie heute noch fertig bekommen. Als dann Therese bei ihr sitzt und mithilft, kann sich Anna gar nicht genugtun vor Scherzen und Lachen. Ja, Anna tut etwas, was niemand ihrem Wesen zugetraut hätte, sie singt sogar ein Liebeslied. Und sie lacht sich selber aus, weil ihr Gesang ziemlich vorbeigerät an der richtigen Melodie. »Was ist mit Ihnen nur

los, Anna?« verwundert sich Therese immer wieder. »Mir scheint, Sie haben eine glückliche Liebschaft!« — »Ja!« lacht Anna, und sie ist rot und erhitzt im Gesicht, als habe sie Wein getrunken, »ja, wenn Sie es nun schon erraten haben, so will ich es Ihnen anvertrauen. Ja, ich habe einen Bräutigam, den Namen werden Sie schon noch erfahren. Er ist so gut und so hübsch, man könnte ihn ohne Aufhören ansehen. Ich liebe ihn so sehr, und wie er mich liebt, das ist gar nicht zu sagen. Daß ich etwas schief bin, das sieht er gar nicht. Er ist verliebt in meine Haare, und er schaut überhaupt mehr auf das Herz als auf die Schönheit. Sie dürfen es niemandem verraten, Therese, er küßt mich oft so verliebt, daß ich vermeine, ich müsse ersticken. Wir wollen bald Hochzeit machen!« — »Meint er es auch ernst?« warnt Therese. »Die Männer sind heute alle nur aufs Geld aus und lügen soviel, und Sie sind auch nicht mehr die Jüngste, Anna!« — »Nein, der lügt nicht, der meint es mit mir ernst!« lacht Anna und legt das Hemdchen auf den Tisch. Sie ist fertig mit der Arbeit, sie ist fertig mit sich selbst und mit der ganzen Welt.

Die schiefe Näherin will sterben gehen an diesem Abend, und sie schaut mit dem wilden Trotz der tiefsten Verzweiflung noch einmal zum gestirnten Himmel hinauf, ehe sie langsam hineinsteigt in den Teich, und ihr Leib sich mit Grausen wehrt gegen das schwarze, stille Wasser. Aber der, der die Geschicke in Händen hält, hat noch das Leben vor für Anna Pichler. Er legt die goldglastenden Tage des späten Sommers über die Äcker, er läßt die Gestirne reigen vom Sommer zum Winter, so daß die Zigeuner wieder zurückwandern von Westen nach Osten. Sein Wille ist es, daß an dem Tage, auf den diese

Nacht folgt, etliche Zigeuner herumstreifen um die »Not« und dabei ein paar schöne Gänse verschwinden. So kommt es, daß Stjepan an diesem Abend mit dem Wolf neben sich noch einmal die Scheunen und Ställe und das Haus umgeht. Die Nacht ist still und dunkel, nur die Sterne hängen wie die Christbaumlichter in den schwarzen Ästen der großen Bäume. Der Wolf ist unruhvoll und wittert in die Lüfte, in denen schon leise der Ruch des Herbstes hängt. Nicht, daß Stjepan einen besonderen Verdacht hätte, es könne jemand von rückwärts, vom Garten aus, hereinkommen; die Mauern sind dort noch in der alten Höhe, und Brombeerhecken und Gedörn bauen noch einen zweiten Wall auf. Aber es muß eben so sein, daß er der Vorsicht halber auch diesen Teil der »Not« durchstreifen will. Da steht der Hund plötzlich still, stellt die Ohren spitz auf, und dann hört Stjepan etwas laut und in tiefster Verlassenheit aufseufzen, das Wasser plätschert, und dann seufzt es noch einmal.

Die Näherin hat stolz und lachend dem Tod in die Arme springen wollen. Doch als sie ihm jetzt von nah zu nah ins schrecklich leere Antlitz hineinschaut, fällt der stolze Mantel der Verachtung und des Mutes von ihr wie Zunder ab, und sie ist nichts anderes als ein elendes, armes Geschöpf, das sich vor dem Sterben fürchtet. »Ach weh!« seufzt sie.

Wie sie Stjepans Stimme hört und der Hund auf Stjepans Befehl ins Wasser geht, läßt sich Anna blindlings ins Tiefe hineinfallen. Sie fürchtet das Leben noch vielmals mehr als den bitteren Tod. Anna darf aber in dieser Nacht noch nicht sterben, und so erfaßt sie der Wolf am Gewand, und Stjepan bringt sie ans Ufer. Sie ist ohne Sinne, und er schleppt sie, fluchend ob des Weiber-

volkes, das mitten in der Nacht solche Geschichten aufführt, zum Haus. Der alte Junggeselle kennt sich mit Frauenzimmern nicht viel aus, er holt Therese. Sie bringen die Ohnmächtige wieder zum Leben, aber als Anna die Augen aufschlägt und begreift, daß sie lebt, schreit sie auf, schlägt um sich und weint, daß sie sterben wolle, nur sterben. Sie fängt zu lachen an, und Frost und Glut des Fiebers brechen über sie herein.

Durch Wochen hängt Anna zwischen Leben und Sterben, und es ist gut, daß die alte Verwandte, die sie pflegt, taub ist, sie würde sonst aus den Fieberreden der Kranken Worte hören, die sie entsetzten ob ihrer heißen Leidenschaftlichkeit. Die ersten Stürme des Herbstes fahren über die kahlgeschorenen Felder. Im Land um den See, der die Wärme der Sommertage auffängt wie ein Speicher, schimmern an den zart neblichten Morgen, aus denen die mildheißen, goldstäubigen Tage steigen, die Trauben in den weitberühmten Weingärten im bläulichen Glanz des Taues. Tagsüber kocht die Sonne in den schön gerundeten Bechern der Weinbeeren die letzte Süße des Seeweines aus. Vor dem Fenster von Annas Stube zispern die Meisen, die aus den radgroßen Scheiben der Sonnenblumen die Kerne ausklauben. Anna ist an einem dieser wehmütigen Goldtage das erstemal ohne Fieber, aber sie ist noch so schwach und müde, daß sie das Leben gar nicht erkennt als Wirklichkeit, sondern nach ein paar Augenaufschlägen gleich wieder hinüberfliegt in schöne, sanfte Träume.

Christiane hat damals den Brief mit den Rosen und Tauben, der zurückbleiben sollte als ein Denkmal von Annas Liebe und Größe, sie hat ihn erst nach Tagen zwischen Christians Hemdchen gefunden. Und sie hat ihn ein- und zweimal, ja vielleicht hat sie diesen Brief

noch öfter gelesen. Christiane hat die schwülstigen Sätze nicht einen Augenblick komisch gefunden, ihre Güte verstand diesen Brief, er erschütterte ihr Herz, sie hörte daraus den Schrei des ungeliebten, unbegehrten, einsamen Weibes. Das goldene Kettchen in der Hand, hatte sie lange darüber nachgedacht, wie man dieser kleinen, schiefen Anna helfen, wie man ihr zu einer Liebe verhelfen könne. Christiane ist etliche Male bei Anna gewesen, und so ist sie auch da, wie die Kranke aus den Bildern der Träume endlich wieder völlig in die Wirklichkeit hineinfindet, und es ist ein Glück so. »Oh, die gnädige Frau«, flüstert die Näherin. Ihr eingefallenes Gesicht flammt bis in die Stirne von verzweifelter Scham, sie schließt die Augen, und die schweren, bitteren Tränen quellen hervor unter dem Dach der Wimpern. »Oh, die gnädige Frau!« begehrt sie fast auf. »Warum hat man mich arme, einsame und verachtete Person wieder zurückgestoßen in das Leben, das ich nicht mehr mag! Ich habe sterben wollen, und mein Leben gehört mir und niemandem anderen!« Christiane setzt sich Anna gegenüber, richtet ihr den Polster hoch und legt dann ihre beiden Hände auf die spitzen, schiefen Schultern der Weinenden. »Sehen Sie mich an, Anna, Sie müssen mich ansehen! Sie brauchen mir nichts zu sagen. Ich habe Ihren Brief gefunden. Es ist gut gewesen, daß Sie ihn geschrieben haben, und ich habe mich gefreut über Ihr Vertrauen. Nicht die Menschen, das Schicksal hat nicht wollen, daß Sie damals ertrinken.« — »Was soll ich machen in meiner Schande?« stöhnt Anna, »es ist ja so schrecklich!« — »Weil Sie jemanden geliebt haben, müssen Sie sich nicht schämen«, sagt Christiane. — »Ich liebe ihn ja noch immer, und ich werde ihn immer lieben müssen, auch wenn er mich wie

einen Hund weggestoßen hat!« Das Schluchzen rüttelt die Näherin, und sie gibt wahrhaftig ein jammervolles und fast abschreckendes Bildnis, wie sie, den Kopf herabgesenkt auf die spitze, knöcherne Brust, die hohen Schultern noch mehr aufgezogen, zusammengesunken zwischen den Polstern hockt. »Anna«, sagte Christiane sehr ernst und hebt der Weinenden das Kinn hoch, »nehmen Sie Ihr Herz zusammen, es ist nicht leicht, was ich Ihnen sagen muß. Sie haben nicht nur einmal gesagt, Sie wüßten, Sie seien nicht hübsch und seien immer ein wenig kränklich, weil Sie das mit Ihrem Rückgrat haben. Sie müssen den Mut finden, Anna, sich im Leben einen Platz zu suchen, wo man weniger nach dem Äußeren, nach schön oder nicht schön, nach gesund oder weniger gesund, richtet. Es ist hart, aber Sie müssen sich sagen, daß Sie niemals zur Ehe passen, daß Sie nicht zur Liebe zwischen Mann und Weib passen. Sie dürften auch niemals Kinder zur Welt bringen, Ihretwegen nicht, und schon gar nicht des Kindes wegen. Aber eine jede Frau hat das Recht, Mutter zu sein! Und ich weiß, es gibt so viele, die vor allem deswegen unglücklich sind und am Leben verzagen, weil ihr Herz seine Liebesfülle nicht vergeben kann. Anna, wenn Sie und so viele Frauen, die aus allen möglichen Gründen nicht geliebt werden von Männern, wenn ihr euch nur durchringen würdet zu dem Gedanken, daß es nicht ausschließlich der Mann, sondern das Kind ist, nach dem ihr Verlangen tragt. Eine Frau, Anna, sucht neunmal von zehnmal im Mann den, der ihr ein Kind geben soll. Und wenn eine keine Kinder haben darf, so wie Sie, Anna, dann gibt es so viele tausende verlassene und liebarme Kinder, denen eine solche Frau eine Mutter sein könnte. Denn letzten Endes wird die Welt einmal das Weib

danach einschätzen, ob sie mütterlich und gütig ist und ein Herz hat. In Ihrer nächsten Nähe ist vor kurzem nun auch die Witwe von dem Schreiber Karlweiß gestorben, und es sind vier kleine Kinder da, die ins Waisenhaus oder sonst irgendwohin zu Kostleuten müssen. Der Schreiber und seine Frau waren anständige und brave Leute, und ihre Kinder werden nicht viel daneben geraten sein. Ich habe mir nun gedacht, daß Sie sich eines von den vieren als Eigen annehmen sollten. Es ist da ein liebes, sanftes Mädchen von sechs oder sieben Jahren, das ganz trefflich zu Ihnen und in dieses hübsche kleine Haus hereinpassen würde. Anna, hängen Sie Ihre Liebe an das Kind! Glauben Sie mir, für ein gutes Kind, dem man eine liebevolle Mutter und Freundin ist, für das ist man immer jung, immer liebenswert und schön!« Anna hat die Augen groß aufgemacht, als höre sie nur mit ihnen, die Tränen rinnen noch immer, aber es ist, als verlören sie allmählich von ihrer Bitternis. Die Näherin hat die mageren Hände gegen ihre Brust gedrückt, als müsse sie das, was drinnen brennt und schneidet, zerdrücken, ehe sie eine Antwort geben kann. »Ich habe mit Herrn Doktor Gutrath gesprochen«, sagt Christiane zart, und sie schneidet das letzte und schärfste Mal in Annas Herz, »ein Mann ahnt ja so selten, was in einem Frauenherzen vorgeht. Es hat ihm leid getan, daß er Sie gekränkt hat. Aber, Anna, ein kaltes Nein in Liebesdingen ist das vielmal Bessere als ein gutes, jedoch unaufrichtiges Wort aus Mitleid. Er hat mir angedeutet, daß er jemanden schon seit langem liebe und deshalb überhaupt kaum wisse, daß es auch andere Frauen gäbe. Ich habe ihm das Kettchen gegeben, Anna, und er hat es schließlich genommen und dazu gesagt, er lasse Sie grüßen und Ihnen dafür

danken. So, und jetzt geben Sie mir Antwort, ob Sie ein hübsches, kleines Mädchen haben wollen, und ob Sie Therese das Winterkleid machen mögen aus dem blauen Stoff, den sie von mir letztes Weihnachten bekommen hat. Es wartet überhaupt sehr viel Arbeit auf Sie, und Ihre Kundinnen jammern schon ob Ihrer langen Krankheit. Es wird besser sein, Sie nehmen sich in der nächsten Zeit die Arbeit ins Haus, bis Sie sich ganz abgefunden haben und das Kind sich eingewöhnt hat.« — »Die gnädige Frau ist der einzige Mensch, auf den ich immer etwas gehalten habe«, sagt Anna endlich leise. »Wenn die gnädige Frau glaubt, daß es so gehen könnte?« — »Ja«, sagt Christiane, »bei uns Frauen geht alles, wenn wir es mit dem Herzen tun.« — »Es wird schon so sein, wie die gnädige Frau glaubt«, flüstert Anna, »und ich will es ja versuchen. Aber ich weiß nur nicht, wie das mit Herrn Wolfram sein wird! Ich möchte ihn nie, nie mehr wiedersehen!« — Christiane zieht den Kopf der Näherin an ihre Brust, weil sie es ja weiß, was sie damals in der Zeit der ersten fürchterlichen Schmerzen nach dem Tod ihres Mannes darum gegeben, wenn sie irgendwo hätte ihr Haupt anlehnen dürfen. »Seien Sie tapfer, und machen Sie nicht viel Aufhebens davon, wenn Sie ihn einmal sehen. Ich hoffe, Ihr kleines Mädchen wird Ihnen helfen dabei.«

Luft und Erde sind leer geworden vom Sang und Grünen des Lebens. Die Äcker dampfen, die Nebel rauchen über den See, und der Wind treibt sie herüber über die Ebene, daß sie daherkommen wie flüchtende Unholden und anrennen an die breite steinerne Brust der »Not«. Der Wind treibt mit ihnen nach Willen sein Spiel, er zerfetzt ihre grauen Gewänder, er drückt sie zu Boden,

daß sie sich wie schmachbedeckte Sklaven auf der Erde winden müssen. Aber sie bringen doch die bösen Erinnerungen mit sich, die schwer wie Stein das Herz bedrücken. Denn das Jahr ründet sich in das Ende seines Ringes zurück, und es kommt die Zeit, wo vorjahrs Herr von Schrautt hat sterben müssen. Die Schüsse der jagenden Herrn knallen wieder hinter den Nebeln, und Christiane mag in diesen Tagen nicht ans Fenster gehen und in das graue Meer hinausschauen. Zu schrecklich klar könnte es auftauchen vor ihren Augen, so wie sie es hat damals sehen müssen, als sie ihren Mann wie ein Stück erschossenes Wild daherbrachten auf einer Bahre von Zweigen. Oh, sie fürchtet den Jahrtag, da der liebste Mensch vor ihr gelegen ist mit der roten Wunde im Rücken. Und eine seltsam abergläubische Furcht hackt ihr die Tatzen in das Herz und schließt die Pranke zusammen, da um diese Zeit das kleine, zarte Kind Maria zu kranken beginnt, und man es geradezu sieht, wie es welker und weniger wird von Tag zu Tag. Christiane sitzt die Nächte wach, und es ist nichts, was nicht getan würde zu des Kindes Betreuung. Auf den Wunsch des alten Arztes kommt auch ein Professor aus Neustadt, der viel Geld kostet. Aber es ist alles zu nichts. Das Kind verschmäht die Brust Christianens, es schreit zwar nicht wie ein anderer Säugling, der irgendwelche Schmerzen hat, es weint nur immer leise. Christiane liegt in den Nächten durch Stunden neben dem Bettchen des Kindes auf den Knien und behorcht jeden seiner Atemzüge und beachtet jedes Zucken seines Gesichtchens. Und manchmal, wenn das Kind auf einmal still wird, so daß man kaum seinen Atem hört, fährt sie auf, drückt ihr Ohr an die kleine Brust, ruft seinen Namen und hebt es hoch. »O bleib

mir, bleib mir!« weint sie und bittet Gott, daß sie verstehe, warum es klagt, und ihm helfen könne! Als Herr Stöger am Todestag Karl von Schrautts mit Christian herüberkommt von seinem Gut, denn der Knabe ist seit Herbstanfang bei dem alten Herrn, findet er Christiane völlig verzweifelt vor. Das kleine Mädchen liegt im Fieber und hat eine Lungenentzündung, und der alte Doktor, den sie eben vom Krankenbett des Kindes wegholen zu einer Geburt, sagt draußen vor der Tür zu Herrn Stöger, daß er diesen Abend noch einmal herkomme, die Sache sehe schlimm aus. Er fürchte auch um Christiane, die zum ersten Male, seit er sie kenne, zusammenzubrechen drohe.

Ach ja, die Sache mit dem kleinen Kinde steht schlimm, und der Dunkle, der die schiefe Näherin nicht gemocht hat, greift jetzt begierig nach der kleinen Blume und reißt ihre Würzelchen gnadenlos heraus aus dem Boden des Lebens. Es können die Nebel des Herbstes sein, die an diesem Abend wie graue, große Vögel mit schweren, nassen Schwingen um die »Not« streifen und niedersitzen auf dem First des steilen Daches. Es kann aber auch der große Dunkle sein, der ohne Antlitz, der seine Flügel über das Haus hinbreitet und wartet, bis seine Stunde kommt. Was nützt es, daß sich gegen ihn die Herzen aller stemmen, die in dieser Nacht in der »Not« wach sind? Alle ringen mit Wünschen und Gebeten um das Leben des kleinen Kindes.

Stjepan ist um den Doktor gelaufen, aber der ist noch mitten drinnen in der schweren Arbeit und kann im Augenblick nichts anderes tun, als Stjepan seine Anweisungen mitzugeben. Stjepan hat den berühmten Herrn Professor aus der Stadt kommen und gehen gesehen,

ohne daß das kleine Mädchen, an dem Diko so hängt, gesund geworden wäre, und er hat erkannt, daß auch der alte Doktor nicht helfen kann, auf den sie hierherum soviel halten. Er hat von allem Anfang an geredet gegen die Doktoren. Er glaubt, daß er viel besser geholfen hätte mit seinen Kräutern und Salben, und er ist etwas gekränkt, daß man auf ihn nicht gehört hat. Jetzt muß es Diko leider Gottes erfahren, daß Stjepan recht gehabt hat. Alle lassen sie im Stich in der Stunde, wo ihr Kind sterben will, auch die Herren Doktoren. Er, Stjepan, wird sie nicht im Stich lassen. Er glaubt nicht daran, daß das kleine Kind wieder gesund werde. Er hat die Totenuhr ticken gehört im Gemäuer die ganze Zeit hindurch, seit das Kind krank ist, und der Totenvogel hat gerufen in den Nächten. Und gestern des Abends, am Sterbetag des Herrn, als Stjepan herzu dem Haus über den Hof gegangen ist, sind die nassen Nebel ihm nachgeschloffen und haben sich hereingezwängt mit ihm ins Haus. Es ist hinter ihm hergeschlürft wie einer, der auf schlechten Füßen geht, und auf einmal ist der Herr mit ihm gegangen, bald nur als ein Schatten an der Wand und bald leibhaftig mit einem traurigen Gesicht, die Hand auf der Wunde am Rücken. Nein, wenn er sich so anmeldet, dann kann man den Tod nicht mehr fortscheuchen von einem Haus. Aber Stjepan will in der schweren Stunde, wo das kleine Leben verlöschen und das Herz der Mutter zerreißen wird, er will die Viljen herbeirufen, damit sie ihre Hände, die weich sind wie Moos und junge Blätter, auf Dikos Herz legen und es mit ihren weißen, leichten Flügeln streicheln. Er hat die Viljen damals am Christtag wohl gespeist mit dem Staub des Badnjak, und sie sind gekommen und haben gerastet auf

dem Herd. Aber er hat sie in irgend etwas doch nicht gut genug bedient, so daß sie auch in diesem Jahre die Mora, die Tödin, nicht abgehalten haben von der »Not«. So will er sie heute füttern mit dem Besten, was er hat, damit sie der Frau beistehen in der Stunde, wenn das Kind stirbt. Stjepan richtet Therese aus, was ihm der Doktor aufgetragen hat, und geht dann in seine Kammer. Er zündet die große geweihte Kerze an, die er ansteckt, wenn die schweren Wetter daherkommen, und die gebrannt hat am Totenbett seiner Mutter, und er nimmt aus der Truhe, darinnen er seine Habschaft hat — sein Sterbhemd, sein Gewand und die kleinen Schätze seines Lebens —, das uralte silberbeschlagene Messer mit der gekrümmten Klinge und prüft mit dem Daumen die Schneide. Er will die Viljen tränken mit dem Besten, was ein Mensch hat, er will sie sättigen mit dem roten Saft seines Lebens. Er streckt den Ärmel seiner Wollweste auf, öffnet murmelnd das kleine Fenster, und sogleich drängt es herein aus der schwarzen Nacht wie wolkenzarte Vögel mit wehenden Schleierkronen und weißschleppenden Schwänzen. Da hackt sich Stjepan mit dem alten Bosniakenmesser in das Fleisch seines Armes, so daß das Blut in großen, dunklen Tropfen hervorquillt, und er hält den teuersten Trunk der Welt, er reicht das Blut eines getreuen Menschen den neblichten Frauen hin und sagt laut: »Trinket, und bleibet bei ihr, denn sie wird ja selber mitsterben, wenn die Tödin das Kind holen kommt!« Die Viljen legen die kühlen, feuchten Lippen an die rote Wunde. Aber da legt sich auf einmal auch eine schmale junge Hand auf Stjepans Ärmel, und Liselotte, die er nicht hat herkommen gehört mit ihren flüchtigen, leisen Schritten, weil er versunken war in sein

Tun, sieht ihn ernst und mit großoffenen Augen an, die das geheimnisvolle Treiben ihres alten Freundes ergründen wollen. Stjepan hütet seine Geheimnisse und Sprüche ängstlich vor dem Lachen der jungen Knechte und Mägde und überhaupt vor den heutigen Leuten. Aber Liselotte ist kein Mädchen, wie die sonstigen sind, auch Johann Kreisler sagt es. Sie ist anders als die gewöhnlichen Menschen. Bald ist sie wie ein Vöglein, bald wie eine Blume und ein ganz junges Kind, und dann wieder wie eine Frau mit einem Kindergesicht; aber eine weise Frau, so wie die Frauen früher waren, die das Leben erhorchten und erschauten in allen Dingen. Darum sagt Stjepan zu dem Mädchen nicht: »Gehe hinaus!« — sondern er legt nur den arbeitskrummen Zeigefinger der Rechten auf seine Lippen, damit Liselotte leise sei und die flüchtigen Geister nicht verscheuche. »Stjepan«, flüstert das Mädchen nach einer Zeit, »warum hast du dich geschnitten?« — »Für deine Mutter!« raunt der Alte zurück. — »Wird das Flämmchen sterben?« zittert die leise Stimme. — »Ja«, nickt der Alte und sagt geheimnisvoll: »Die guten Viljen sind hereingekommen und haben sich gesättigt an meinem Blut und werden dafür das Herz deiner Mutter mit ihren Flügeln streicheln.« Wahrscheinlich lachte sonst ein anderes Mädchen über diese Rede eines alten, seltsamen Menschen. Aber Liselotte lacht nicht, denn sie versteht ja das alles selber so gut, auch wenn sie nicht gerade an die Viljen glaubt und nur den Nebel hereinstreichen sieht, der sich feucht auf Stjepans Hand legt. Aber sie begreift es völlig, daß einer für ihre Mutter sein Blut verrinnen läßt, sie hat auch sterben wollen für sie.

Da zittert auf einmal ein Schmerzensschrei durch die Stille der Nacht, die geweihte Kerze verlischt, als habe

ihr Licht ein dunkler Finger zerdrückt, ein Wagen kommt nähergerasselt und hält vor der »Not«. »Es ist der Doktor«, sagt Stjepan, »er kommt zu spät.« Er nimmt die kalte Hand des Mädchens in die seine: »Wir müssen zu deiner Mutter, damit sie nicht allein ist mit dem toten Kind.« —

Christiane bleibt in den nächsten Tagen und nach dem Begräbnis so weiß und starr und wie gestorben, so daß ein jeder, der sie liebt, sagt: »Wenn sie nur weinen könnte, dann wäre es ihr leichter. Wenn sie nicht bald nach außen weinen kann, so zerstößt sie sich das Herz!« Herr Stöger kommt, er hat Christian mit, und er sagt: »Unter diesen Umständen will ich Ihnen das Kind wieder bringen.« — »Nein«, schüttelt Christiane den Kopf, »lassen Sie es nur so, wie es ist, lieber Freund. Christian ist so glücklich bei Ihnen, und Sie sind es mit ihm, und ich würde jetzt nur sein kleines, fröhliches Herz bedrücken.« Es ist so, als ob auch alles Leid über den sinnlosen und jähen Tod Karl von Schrautts in ihr wieder aufbräche aus einer nur verborgen gelegenen Schwäre neben der neuen brennenden Wunde. Wolfram kommt wie sonst wieder dreimal in der Woche auf die »Not«, und er ist zumeist auch an den Sonntagen dort. Aber er sieht Christiane fast nur bei den Mahlzeiten, und es ist gut so. Er hat sich beherrscht und sich nie mehr verraten in seinen Gefühlen. Jetzt würgt es ihm aber oft das Wort in der Kehle ab, und er leidet bitter darunter, daß er keinen Funken Recht dazu hat, ihr zu sagen, daß er für sie die Sterne vom Himmel herunterreißen möchte, nur, um ihr ein Weniges zu helfen. Aber an einem Tag hört er Stjepan mit Therese sprechen, daß die gnädige Frau sich wieder wie damals im Frühjahr verderben

werde, wenn sie in diesem Wetter immer solange auf dem Friedhof bleibe. Und da er an einem Nachmittag eben dabei ist, Liselotte die Zinseszinsrechnung so darzustellen, daß sie einsieht, auch solches trockene Zeug habe einen Sinn für den Menschen, und es draußen regnet und schneit und ein Wetter hat, daß man keinen Hund vor das Haus triebe, blickt das Mädchen auf einmal in die Höhe und legt die Feder weg. Nachdenklich betrachtet sie das Gesicht ihres Lehrers, und er glaubt, sie verstünde etwas nicht von diesen Rechenkünsten. Aber Liselotte sagt: »Mami ist schon vor einer guten Stunde weggegangen, sie hat heute in der Nacht gehustet, und in der Früh, als sie glaubte, niemand sähe es, hat sie sich an die Seite gegriffen, wahrscheinlich, weil ihr etwas wehgetan hat. Sie hört seit Flämmchens Tod nicht auf mich und nicht auf Therese oder Stjepan. Sie haben Mami doch auch sehr lieb. Oh, bitte, gehen Sie ihr nach und holen Sie sie heim! Sie wird uns ja sterben, wenn sie bei diesem Wetter solange auf dem Friedhof bleibt.« Die Augen Liselottes, aus denen im braunen Dunkel das Gold aufflimmert wie in Waldbächen, schauen voll Kummer und bittend in die des jungen Lehrers. Dieser Blick des Kindes verwirrt ihn nicht, er ist vielmehr wie sanftes Wissen um seine Liebe zu Christiane. »Ja, ich gehe sogleich«, sagt Wolfram und steht auf und streicht dankbar mit der Hand über die Schulter des Mädchens.

Es ist bei diesem elenden Unwetter schon beinahe Nacht um fünf Uhr nachmittags, und Wolfram sieht oft kaum aus den Augen, so wirft ihm der Sturm den nassen Schnee ins Gesicht. Er fände auch so schnell gar nicht die Gruft, darinnen das kleine Kind hinüberwest in die anderen Urstände, wenn er nicht das rote Licht in der

Grablampe zucken sähe, die die Form eines Herzens hat. Wenn er nicht zwischen zwei Windschreien jetzt ein hartes Schluchzen hörte. Oh, es ist noch nie jemand für Wolfram so einsam und hilfsbedürftig dagestanden, wie diese geliebteste Frau hier in der greulichen Nacht steht. In dieser Stunde steht keine Königin da, der entgegen man sich als ein lächerlicher Niemand und Narr vorkommt mit seinen Gefühlen. Nur eine arme, schwache Frau, die weinen möchte und es nicht kann, ist in der elendigsten Novembernacht hier im Freien. Wolfram geht Christiane so entgegen, daß sie ihn gleich sehen kann im Schein des Lichtes und nicht zu erschrecken braucht. — »Gnädige Frau«, sagt er, und reicht ihr die Hand hin als Stütze. Aber er reicht sich ihr auch selbst ganz und gar hin, und wenn sie sagte: »Stirb jetzt für mich«, er täte es in diesem Augenblick, ohne zu zögern. Christiane zuckt zusammen, als sie sich angerufen hört. Es ist aber nicht, daß sie erschräke, sondern sie hebt den Kopf wie ein wundes Tier, das man aufstört in seinen Schmerzen. Als sie Wolfram erkennt, schaut sie ihm hilflos und unsäglich müde ins Gesicht, das er nahe hingeneigt hat zu dem ihren. »Liebe gnädige Frau«, sagt Wolfram leise, und es ist seltsam, daß er in dieser Stunde für seine Liebe keine anderen Worte hat als so etwas ganz Gewöhnliches. »Es ist ja so kalt, und Sie sind schon völlig naß!« Er stellt sich vor Christiane, damit er zum wenigsten etwas den Sturm auffange mit seinem Rücken. Vielleicht ist es die Stimme, in der alle Zärtlichkeit schwingt, mit der ein Mensch einen anderen umhüllen kann, vielleicht ist es der Atem, den der Hauch tiefster Liebe wärmt, vielleicht ist es auch das Vertrautsein von allem Anfang her, das Christiane zu diesem jungen Menschen

fühlt. Sie legt ihre Stirn gegen die Brust Wolframs. Sie hat niemanden gehabt, nicht bei dem schrecklichen Ende ihres Mannes und nicht jetzt, vor dem sie nichts zu sein braucht als ein armer, schwacher, hilfebedürftiger Mensch. Wolfram hält ihr stützend die Hände unter ihre Arme. Sein Herz setzt den Schlag aus, und dann pocht es hart und wild wie ein Hammer. Er kann es nicht fassen, daß Christianens Haupt an seiner Brust liegt. Nach einiger Zeit wird das trockene Schluchzen, das Christianens Rücken zucken machte, auf einmal leiser und weicher und fließt langsam hinüber in ein bitterliches, fast kindliches Weinen. »Ich bin nur ein junger Mensch«, sagt Wolfram so leise, daß man gar nicht weiß, ob Christiane ihn überhaupt hört, »aber ich möchte sterben für Sie, wenn das Ihnen das Leben leichter machte, und ich will nur leben für Sie, wenn Ihnen das etwas helfen könnte. Denn ich liebe Sie unendlich. O weinen Sie sich aus! O bitte, liebste Frau, kommen Sie jetzt mit mir heim! Liselotte sorgt sich das Herz ab um Sie.« Christiane muß doch gehört haben, was der junge Mensch zu ihr sagte, vielleicht hat sie nur mit dem Ohr des Herzens gehört. Sie hebt langsam das Haupt auf von dem guten Rastplatz und blickt von Nah zu Nah in das Gesicht Wolframs. »Ich danke Ihnen! Ja, wir wollen heimgehen!« sagt sie leise. Christiane ist groß, aber Wolfram ist jung und stark, und er sagt: »Ihre armen Füße dürfen nicht mehr in diesem nassen, häßlichen Schnee gehen!« Er hebt Christiane vom Boden auf und trägt sie hinaus aus dem Morast des Friedhofes. Er watet tief im nassen Schnee, der ihm bis zu den Knien spritzt, aber für ihn ist es ein Gehen in Sonne und Sommer.

Die Wehen branden wieder ungarnherwärts um die

»Not«. Die große Erdmutter schläft unter dem weißen Lailach ihrer winterlichen Tücher, und in ihrem Schoß schläft alles künftige Leben. Über heiße Schmerzen fällt der kühlende Schnee, die Liebe hüllt sich ein in den warmen Seidenspunst der Geborgenheit. Selbst die Arbeit legt die schwieligen Hände ein etwas rastend in den Schoß.

Seit damals, als Wolfram Christiane aus der nassen Schneenacht getragen hat, ist es nach außen hin zwischen ihr und ihm nicht viel anders als früher. Vielleicht stammt es als Erbe von Wolframs stiller Mutter her, die sich auf den schweren Pfaden ihres Lebens immer auf ihr Herz verlassen hatte, wenn es galt, in einer heiklen Sache den richtigen Weg zu finden, daß Wolfram dieses feine, sichere Gefühl hat für das Handeln seines Herzens. Er ist jung, und er liebt Christiane mit jeder Faser seines ganzen Wesens. Hunderte Male risse es ihn ja hin, sie beschützend zu umfangen und ihre schönes, leidgezeichnetes Haupt an seinem Herzen zu bergen. Aber er hält sich fest in der Hand und sagt sich: »Sie weiß jetzt, daß ich sie über alles in der Welt liebe, und hat mich nicht verlacht und nicht weggestoßen deswegen.«

Nein, nach außen hin ist es seit jenem Novemberabend nicht viel anders als früher. Doch es weben auch von Christiane her die Ranken eines zarten und tiefen Vertrauens zu dem jungen Menschen hin, dessen Liebe sie sich jetzt oft als einen guten und köstlichen Teppich unter die Füße breitet, wenn die Steine auf ihren Wegen sie zu sehr schmerzen.

Akana, die alte Mutter, schlägt den Vorhang aus Lumpen und Fellen zurück, der den Eingang zur großen Höhle im Steinbruch geschützt hat gegen die Schnee-

wehen. Die Sonne des Märzen ist so blank und wärmefreudig, daß sie bis in die kalten, stinkigen Erdlöcher hineinlacht, und Akana, die im Eingang steht, überschüttet mit ihrem funkelnden weißen Licht. Aber Akana lacht in diesem Frühjahr nicht mit der Sonne, so sehr sie mit den anderen ihrer Sippe in den schweren Nöten des Winters gewartet hat auf diese Tage. Akanas Gestalt ist gebeugt, und die Haut ihres Gesichtes ist zusammengeknittert in so viele Falten, und niemand kann ihr die Jahre nachrechnen. Aber ihr schwarzes Auge war bislang flink und suchend wie das einer Krähe, und unter den verwelkten Zügen zuckte noch immer das unruhvolle Leben. Heute, an diesem Freudentag der Sonne, ist Akanas Auge ohne Blick, alle Beweglichkeit an ihr ist tot, so daß sie hier steht wie herausgeschnitten aus dem Stein des Bruches. Es ist aber nicht, daß die weise Mutter vielleicht der Wehdam des Alters oder einer Krankheit überfallen hätte in diesem Winter. Es ist etwas viel Schlimmeres geschehen! Die Schande ist hereingebrochen über den Stolz Akanas. Puro und Derseli und Murso, ihre Enkel, haben vor einer Woche Zweige geschnitten von der Weide, dem Baum, der der Sippe Akanas heilig ist, und sie haben mit den braunen Händen die anrötende Rinde von den Ästen geschabt und Kerben darein geschnitten mit scharfem Messer. Luludi, die Blume, Veveriza, die Eichkätzin, Kaini, die Henne, und Blumenis, die Schöne, sind daneben gehockt und haben mit den schlanken Fingern farbige Fetzen und Fäden um die eingekerbten Zweige des Sippenbaumes gebunden. Denn die Cortorari, die Wegzeichen des Stammes, mußten aufgestellt werden auf allen Wegen und Wegkreuzungen, wo Zigeuner ziehen.

Lache keiner dieser dürren Zweige, die, mit Fetzen und Fäden behangen, irgendwo an den Straßen hängen an einem Busch oder Baum oder aufgesteckt sind auf einem Zaun oder neben einem Feldrain liegen. Die alten geheimen Zeichen sind furchtbar und mächtig. Sie haben tausend Ohren, die sie hinlegen auf die Erde, so daß sie den Tritt dessen hören, der geächtet worden ist von seiner Sippe und flüchtig ist. Die alten Zeichen haben tausend ewig suchende Augen, sie sehen die leichteste Fußspur im Staub und den schwachen Abdruck im Gras, wo der Verfemte hat niedersitzen und rasten müssen. Hände haben sie, die nach ihm greifen bis in die verborgendsten Verstecke, um ihn zu zermalmen zu Staub und Moder. Nein, keiner der unrein ist nach den Gesetzen der Zigeuner und der sich frech und feig entzieht dem Gericht des Stammeshäuptlings, entgeht der Bibacht, der Rache. Mag er Jahre weit fortwandern, und mag er dreimal rund um die Erde flüchten, an einem bösen Tag seines Lebens erfassen ihn die furchtbaren Hände aus dürren Ästen und farbigen Hadern und stellen ihn vor das Gericht.

Ja, Akana war stolz wie eine Königin, denn sie hat die alten Gesetze der Zigeuner in sich getragen als ihren heiligen Besitz, so wie sie in sich trägt als Schatz das Wissen um die uralten geheimen Mittel. Sie hat die Gesetze denen gelehrt, die aus ihr zahlreich gewachsen sind wie die Körner am Zopf des Türkenweizens. Aber jetzt ist die Schande gekommen über sie alle, denn Duntsi, ihr Urenkel und ihr Liebling, hat bei den Toten geschworen, daß er Latso, dem Häuptling, nicht das silberne Messer gestohlen habe. Und er hat gelogen. Jetzt ist er flüchtig geworden vor dem Rat der Ältesten, und er ist geächtet. Es wäre besser, er wäre nie hervorgekommen aus dem

Schoß seiner Mutter, denn er ist schon jetzt, da er noch läuft auf seinen schnellen Füßen, ein toter Mensch. Man kann ihn niederschießen wie das Wild auf den Feldern, und man kann ihn lassen »verunglücken«, was das noch Schlimmere ist für ihn.

Da Johann Kreisler gegen Abend auf der Wiese hinter seinem Haus, die angrenzt an den Wald des Kohlenbarons, das Gestrüpp aushaut, das von dort immer wieder hereinwandert auf Wiese und Acker, hört er irgendwo einen Schuß fallen, den er nicht weiter achtet, denn er denkt, es jage jemand Raubzeug. Der Abendhimmel ist flammend wie ein gelber Schwefelbrand, darein man Gold und Rubin und blauen Amethyst gestreut hat, und aus dem Gekraus des alten marben Laubes am Waldrand stehen die Finger der Schneeglöckchen und Gelbsterne, und die blauen Augen der Leberblümchen schlagen sich auf aus dem Pelz ihrer silberhaarigen Knospen. Liselotte bringt einen kleinen Gelbstern, der sich durchgestoßen hat mit seinem zarten Stengel durch drei zähe graue Erlenblätter und aus dem toten Laub jetzt siegreich seine Sternchen leuchten läßt. Der alte Kreisler hat sein Tagwerk beendet, und er nimmt sich Zeit, derweilen er die ausgegangene Pfeife frisch ansteckt, das Blümchen in der Hand Liselottes zu betrachten. »Warum hast du es abgerissen?« sagt er nachdenklich zu dem Mädchen. »Was weiß unsereiner, wer wieder auferstanden ist zu neuem Leben in dieser Blume. Man soll sie nicht töten! Wie stark muß der Wille dieses Pflänzchens zum Leben gewesen sein, daß es sich durchgestoßen hat durch die dicken Blätter!« Plötzlich wird der Hund unruhig, läuft zum Haus voran, wittert erregt am Erdboden, umsatzt das Hausgatter, und verbellt wie toll den Haufen mit dürrem

Reisig, der aufgeschüttet ist hinter dem Holzschuppen. Johann Kreisler geht schneller, um zu erkunden, was der Hund habe, stutzt auf einmal, den Blick zur Erde gerichtet, und sagt: »Verdammt, da geht ja vom Wald her eine blutige Trenze, als habe ein Wild geschweißt.« Die Spur führt richtig hin bis zum Reisighaufen, und der Hund hat dort bereits einen Menschen ausgegraben, über dem er jetzt steht mit allen vier Läufen, zum Zufassen bereit. Kreisler schiebt den Hund fort und sieht vor sich einen jungen Kerl, einen Zigeuner, dessen Augen voll Grausen und Todesangst aus dem Weiß glänzen und dessen Mund verzerrt ist wie von einem heftigen Schmerz. Als ihn Kreisler anfährt, was er da mache, und ihn sofort aufstehen heißt, röchelt der Zigeuner und flüstert, der Herr möge Erbarmen haben mit ihm, er könne nicht auf. Er redet die Wahrheit, denn Kreisler sieht jetzt, daß der Mensch wie ein angeschossenes Wild in einem blutigen Wundbett liegt, und daß ihm der rote Saft nur so heraussudelt aus der Schulter. Kreisler, der seßhafte Bauer, hat die Zigeuner seit je am Zug. Er verabscheut ihren Schmutz und ihre Unrast, und wenn er an eine Hölle glauben möchte, wäre sie für ihn am ehesten ein Ort mit solcherart Insassen. Doch hat er in den Zeiten dann und wann einmal einen Kessel von ihnen flicken, ein paar Hufeisen schmieden und wohl auch ein Sieb einflechten lassen, und er gibt zu, daß sie es besser und flinker gemacht haben als sonst ein Handwerker. So hilft er dem herbeigerufenen Knecht, den Wunden in den Stall zu schaffen und gönnt ihm dort in einer Ecke ein Lager auf einer Schütte Stroh. Wie zumeist des Abends, kommt Stjepan auch an diesem Tag herüber über die Felder, um bei seinem alten Freund ein wenig am Zaun zu lehnen oder Liselotte

heimzuholen. Als er hört, daß Kreisler einen Zigeuner im Stall liegen hat, wird er zornig und redet in Kreisler hinein, den Kerl sogleich wieder hinauszuwerfen aus dem Geviert des Hauses, und wenn Kreisler auf einmal ein so mitleidiges Herz wie eine Jungfer bekommen habe, so möge er sich trösten, die Brut des Kerls werde ihn schon finden und mit heimnehmen. Bei Kreisler bedarf es nicht lang des Zuredens, und so gehen die beiden Männer wirklich daran, den unliebsamen Einleger fortzuschaffen aus dem Stall. Aber der Mensch bittet flehentlich, ihn hier sterben zu lassen, und er bittet etwas, was ein Zigeuner, dem nichts Schlimmeres werden kann, als daß er einsam und getrennt von seiner Sippe sein muß, selten bittet, er stöhnt, ihn lebendig nicht auszuliefern an die Seinen. Die dunklen Augen des Burschen irren entsetzt hin und her zwischen den Gesichtern der beiden alten Männer, aus denen ihm fürwahr recht wenig Mitleid entgegenschaut. Auf einmal bleibt sein Blick an Stjepans eichholzhartem, finsterem Gesicht hängen und geht nicht fort davon, und aus der blauen Schwärze steigt langsam wie ein Zusammenraffen aller Kräfte, wie eine letzte wilde Lust, ein Glimmen und Brennen herauf: »Ich dich kennen«, flüstert er, »du bist Stjepan, der den Latso hat angeschossen. Latso hat mich geschossen in den Rücken; und Latso hat geschossen in den Rücken den gnädigen Herrn von der ‚Not', und er hat wollen die gnädige Frau totmachen, wenn es ihm geglückt wäre damals in der Nacht. Duntsi weiß es, Duntsi war dabei damals bei dem Herrn und damals dabei in der kalten Nacht. Oh, lasset den armen Duntsi hier sterben, denn wenn ihn Latso bekommt in seine Hände, macht er ihn zehnmal tot in hundert Schmerzen.«

Ja, sie haben Duntsi ausgestoßen aus dem Stamm wegen des silbernen Messers, das er Latso genommen hat; Duntsi ist geflohen wie ein Wild vor den Hunden, und er ist geflohen vor den Zeichen, die aufgesteckt sind auf den Wegen und Stegen und die ausschreien: Duntsi ist vogelfrei, wer ihn sieht, der fasse ihn, wer ihm die dürstenden Lippen netzt, wer ihm einen Bissen Brot reicht, der ist geächtet wie er! Und Duntsi verrät jetzt in der schneidenden Wut seiner Schmerzen und im Haß Latso, den Zigeunerhäuptling. Stjepan hat gezürnt, daß Kreisler dem Kerl ein Strohlager gönne, aber jetzt ist ihm das Wort im Mund still geworden. Stjepan hat sich tief herabgebogen zu dem Stöhnenden, und er hat die Lippen geöffnet, als wolle er nicht nur mit den Ohren, sondern auch mit dem Mund hören. »Du hast es gesehen, daß Latso den Herrn erschossen hat?« fragt Stjepan und er schnaubt dabei, als halte ihm jemand den Hals zu. »Ja, beim Leben meiner Mutter!« sagt Duntsi, und in seiner matten Stimme klingt der Haß auf. »Sie haben es nicht geglaubt, die Herren Gendarmen, aber jetzt müssen sie es glauben«, sagt Stjepan.

Aber da am nächsten Morgen die Gendarmen kommen, ist Duntsi fort, und der Knecht, der in seiner Kammer neben dem Stall geschlafen hat, weiß von nichts und hat nichts gesehen und nichts gehört. Nur der Abdruck von Duntsis Leib ist noch im Stroh und bis zur Stalltür geht eine blutige Trenze. »Das Gesindel ist viel ehender wie eine Katze als wie ein richtiger Mensch!« sagt Johann Kreisler grimmig. »Erst streckt es alle Viere, und man glaubt, es sei am Verrecken, und dann ist es mir nichts dir nichts auf und davon. Aber mir ist es recht so und ich habe wenigstens keine Schererei mehr damit.«

Ach, was weiß Johann Kreisler, so klug er sonst ist, von den Gesetzen und der Bibacht der braunen, unsteten Fremdlinge. Seine Augen sind wohl noch scharf und seine Ohren gut. Aber hat er die dunklen Schatten gesehen, hat er die gehört, die am gestrigen Abend um das Haus geschlichen sind auf so leisen Füßen, daß kein Blatt geraschelt und kein Zweig geknackt hat und keine Spur geblieben ist auf den Wegen? Nur der Hund hat geheult und hat sie gewittert. Nein, Kreisler weiß nichts von der schrecklichen, unerbittlichen Bibacht der Zigeuner, er weiß nicht, daß die dunklen Schatten einen, der eingeschnürt war wie ein Toter in einen Roßkotzen, weggetragen haben aus dem Stall, damit der Verräter nicht entrinne ihrem Gericht. Denn ein Zigeuner stirbt nicht so schnell an einem schlecht getroffenen Schuß, und er stirbt nicht so leicht am Stich eines Messers. Aber er muß ohne Barmherzigkeit sterben an den alten geheimen Mitteln, die nur Akana kennt.

Akana hockt vor dem Kessel, ihre Hände schüren die Glut auf, damit der Sud sich hitze, ihre Augen starren ins Feuer, sie sind trübe und grau, als wenn der Nachttau über schwarzen Beeren läge, und Zähren sickern ihr durch die tiefen Rinnen der Wangen. So viele Jahre ist Akana alt, sie hat Hunger und Kälte gelitten und Verfolgung, sie hat geklagt bei den Leichen von drei Männern und von Kindern und Kindeskindern. Aber heute ist der bitterste Tag in ihrem langen Leben, denn heute muß sie, die alte Mutter der Sippe, für den Enkel, den sie liebt wie ihren Augapfel, das Gift kochen, das von innen heraus den Menschen auffrißt wie ein Wurm die Frucht. Sie muß den Trank kochen, von dem ihn niemand retten kann, so wie niemand den alten Mann und

die Frau hatte retten können, die weit weg in ihren Gräbern modern. Wie war Duntsi schön und stark, und wenn er die Geige spielte, da spürte selbst sie noch ihre alten Füße tanzlustig zucken. Ach, sie liebt ihn noch immer und ist traurig, daß das Gewehr Latsos nicht getroffen hat, und daß er jetzt den soviel schwereren Tod sterben muß. Aber es darf sich niemand seiner erbarmen, er ist nicht nur zum einen ein Dieb und Lügner, er ist zum zweiten sogar ein Verräter an der eigenen Sippe gewesen. Die Kugel hat ihn nicht wollen, aber das Gift wird ihn nicht mehr loslassen. Akanas alte Augen weinen, derweilen sie den schrecklichen Trank braut. Aber die Gesetze sind heilig, und sie kann ihre Liebe nur darin sprechen lassen, daß sie das Gift scharf kocht, damit Duntsi einen schnelleren Tod finde als den, den Latso ihm bestimmt hat.

Am nächsten Tag sind die Gendarmen im Steinbruch und suchen Latso und suchen den Angeschossenen, aber sie finden wieder nur kreischende Weiber und eine Rattenbrut nackiger Kinder und demütig kriechende Männer. Die zwei, die sie suchen, sind nicht da, und keiner will sie seit den Tagen gesehen haben. Die Herren Gendarmen sind schlau, aber ein Zigeuner muß noch schlauer sein. Derweilen sie die Schlüpfe und Irrgänge des Steinbruches durchstöbern und durchleuchten mit den Laternen und mit den Bajonetten hineinstochern in die Laubschütten und in die Haufen von Unrat und jeden Fetzen wenden und beschauen, den sie liegen oder hangen sehen in einem Winkel, fährt Latsos Wagen schon weit drinnen in Ungarn. Unter den Plachen, die der Frühlingssturm aufbauscht wie Segel, lugen die vielen tollkirschenschwarzen Augen aus Weiber- und Kindergesichtern, denn es

fahren im Wagen mit: Latso, sein Weib und seine Töchter und seine Söhne mit ihren Kindern. Aber es fährt, versteckt unter dem Stroh und gebunden an Händen und Füßen, auch einer mit, dem das Gift wie ein Feuer im Leib brennt und ihm ohne Gnade das Leben abfrißt.

Die Frühlingsstürme singen durch die Nächte und Tage, und sie küssen mit heißem Sonnenmund die Knospen auf zur Blüh. Die rosenroten Schäfchenwolken der feurigen Abende und glühenden Morgenhimmel sind herabgesunken in die Weingärten und schweben im Geäst der Pfirsichbäume. Das ganze Land steckt sich die weißen Brautsträuße der großen alten Kirschbäume an die hellgrüne Brust. Johann Kreislers Bienen brausen um die Stöcke und dröhnen wie die Kirchenglocken, die im See untergegangen sind.

Es ist ein eigentümliches Frühjahr für Christiane. Das Blühen bricht so ungestüm aus den Knospen, die Erde hat soviel Schimmer und Glanz und grünes Geschleier, die Lüfte sind so duftschwer und lieddurchsungen, daß der große, dunkle und erdschwere Sang vom Leid der Welt davon für einen Atemzug lang überbraust wird, daß die Schmerzen zugedeckt werden von Blütenschnee und jungem Seidenlaub. Lebendige Lust springt mit tanzenden Füßen aus dem Gefängnis, davor die Trauer und der Harm als Wächter gestanden sind. Die Waldrebe, die aus der zerborstenen Platte über dem Grab Karl von Schrautts wächst, wiegt sich voll grüner Blätter im Wind. Dem schönen trauernden Eros hat ein kleiner Vogel das Nest hineingebaut in den Arm, der die Todesfackel hält, und eine zartgefiederte fremdartige Blume mit goldenem, rotgeflammtem Blütenstern wächst am Rande der Gruft. Christiane fühlt es fast wie eine Untreue gegen ihre

Toten, daß an manchem dieser herrlichen, lebensträchtigen Tage ihre Schmerzen so sind wie dunkler Samt und ohne Stachel und Schärfe, so daß sie voll Entzücken über sie hinweg lauschen kann auf den Gesang eines Vogels oder ihr Auge tränkt an der Schönheit eines Falters, der sonnfunkelnd auf einer der Blumen rastet, die sie auf das Grab gestellt hat. Ein andermal stürzt freilich wieder, frisch aufgerührt, das Leid über sie her, als werfe ihr jemand ein Brennesselgewand über das blutige Fleisch des Herzens, und sie ist matt des Lebens und verzagt und möchte sich am liebsten hinlegen zu den beiden Geliebten, die sie hat hergeben müssen an das grauenhafte Nichts. Sie hält sich oft für untreu gegen die Toten, und dann hält sie sich wieder für feig und treulos den Lebendigen gegenüber. Sie ist aber in Wirklichkeit keines von beiden, sie, die Erdnahe, Gesunde und Schöne, ist nur wie ein Baum, an dem die vom Eis verklammten Knospen aufbrechen wollen in diesen Tagen, wo die Säfte des Lebens in jedem Geschöpf wie heilige Bäche kreisen.

Christiane ahnt nichts von dem, was zwischen Wolfram und Georg wie ein stachlichtes Gestrüpp aufgewachsen ist, sie wird oft nur nicht recht klug aus Georg, der ihr sonst immer so herzverwachsen ist, daß sie den Ausdruck seines Gesichtes fast als den des ihren fühlt und sich dadurch so leicht zurechtfand in der Seele des Knaben. Georg ist nur an Sonn- und Festtagen daheim, und Christiane freut sich von einem zum andernmal auf ihn, um ihn dann immer wieder mit einem Gefühl der Bedrückung fortgehen zu sehen. Denn Georg ist zumeist wortkarg und unfreundlich und in Wolframs Gegenwart manchmal von einer hämischen Schärfe und Gereiztheit,

die ihr völlig fremd ist an dem Jungen. Wenn sie mit Wolfram bei den gemeinsamen Mahlzeiten etwas spricht, spürt sie sich oft beobachtet, und wenn sie nach der Gegend dieser Blicke schaut, zuckt das Auge ihres Sohnes wie ertappt auf bösen Wegen von ihr fort. Aufmerksam gemacht durch das veränderte Wesen ihres Sohnes, merkt Christiane jetzt auch, daß Georg und Wolfram fast kaum miteinander sprechen, und wenn es geschieht, dann tut es der Knabe in einer steifen und kalten Weise, an der jeden Augenblick wie eine Flamme der Zwist aufspringen könnte, stünde Wolframs Ruhe nicht dagegen. Einmal, an einem Sonntagabend, da sie allein ist mit Georg, legt sie ihm, der liest, plötzlich die Hand auf den Arm und sagt: »Willst du mir nicht sagen, Georg, was dich bedrückt? Leugne es nicht, es ist etwas da, das zwischen uns steht, und es steht vor allem etwas zwischen Wolfram und dir.« Georg möchte seiner Mutter ausweichen mit dem Blick, dann aber macht er seine Augen schmal, streift schnell ihr Gesicht ab und sieht hernach finster auf die Tischplatte, als sei darauf etwas Schlimmes geschrieben. »Ich habe nichts!« stößt er hervor und senkt das Kinn auf die Brust. Wie ein Stein sitzt er da. Und Christiane wartet und wartet, daß der harte Kern zerbreche und die süße Nuß freigebe. Aber Georg bleibt aus Stein, und sie zieht langsam die Hand zurück. Georg verspürt es freilich wie einen scharfen Schmerz, daß die Hand traurig und einsam fortgeht von ihm. Er möchte sie ja halten, und er möchte um alles in der Welt seine Mutter fragen, was es eigentlich mit Wolfram an sich habe. Aber er fürchtet so sehr die Antwort auf diese Frage, und bei dem bloßen Gedanken, seine Mutter könne ihm zu verstehen geben, daß Wolfram irgendein Recht auf sie habe,

spürt er den kalten Schreck bis zu den Zähnen hinauf. Nein, Georg kann diese böse Sache, die in ihm seit Monaten frißt wie ein heimliches Gebrest, er kann sie jetzt nicht aufbrechen, er hat den Mut nicht dazu. So sitzt er noch eine Zeit mit fest zugeschlossenem Gesicht seiner Mutter gegenüber, und es ist ihm, als würde der Abgrund zwischen ihr und ihm immer breiter und tiefer. Endlich steht er unbeholfen auf, geht zur Bücherstelle und bringt das Buch wieder an seinen Platz. Oh, wo ist oft der Weg zu euch heranwachsenden Menschen, denkt Christiane. Wo ist das Tor in die Felsen, hinter die ihr euch so gerne verschanzt. Ich bin doch immer um euch, und auch ich finde manchmal nicht durch eure junge Wildnis. Kleiner, süßer, weicher Leib, den ich liegen gehabt habe auf meinem Arm, sanftes Händchen, das an meiner Brust getastet hat, Köpfchen, darinnen man noch den Brunnen des Lebens zucken spürte, du noch niemals trotziges Gesicht, du noch niemals hartes Auge! Du Blümchen, du Flämmchen, oh, wo bist du, auf daß ich dich gegen das Leid mit dem großen Knaben an mein Herz lege!

Kinderhand, die sich gegen die harte, zähe Rinde eines alten Herzens schmiegt wie ein junges, weiches Laubblatt! Knabenfäustchen, das sich legt an die Rinde eines Birnbaumes, der nah bei der Grenze gegen Ungarn steht als ein schreckliches Malzeichen für einen alten, einsamen Mann! Es ist ein großer und herrlicher Baum, der auf Herrn Stögers Gutshof wächst, aber er hat viele Jahre nicht geblüht. Vielleicht hatte das, was damals Schreckliches geschehen ist an ihm, seine Säfte vergiftet. Jedoch in diesem Frühjahr, als das Lachen des kleinen Knaben

in dem großen, leeren Haus zwitschert, und von Früh bis Abend seine Füßchen die breiten, stolzen Treppen, die vor Einsamkeit hallen, hinauf und hinunter trippeln, ist der Birnbaum voll von Knospen. Herr Stöger fürchtet diese Frühlingstage, sie reißen die Gräber auf, sie malen gnadenlos die alten furchtbaren Bilder an den blauen Himmel, sie machen sein Herz bluten im Wachen und Träumen. Er geht an diesen schweren Erinnerungstagen nicht aus dem Haus, er kommt kaum aus seinem Zimmer. Sie sagen, er habe die Bilder seiner Söhne vor sich stehen auf seinem Schreibtisch, und er rede und weine laut mit diesen armen toten Dingen aus Papier und Pappe.

In diesem Jahr blüht der Birnbaum wieder zum erstenmal seit damals, und er blüht fast über Nacht zu einem schneeigen Riesenstrauch auf, dessen Düfte die Lüfte schwer machen und der von Bienen braust, als raune in ihm der Wind. Der kleine Knabe Christian liebt neben dem Schimmelpferdchen, das ihm Herr Stöger geschenkt hat, diesen großen Baum sehr. Der Baum hat den Stamm hohl, so daß ein kleiner Mensch darinnen ein herrliches Versteck findet, und dann ist in dem Baum ein Loch, darinnen hat eine winzige Blaumeise ihr Nest gebaut. Man kann nahebei in einer großen Astgabel sitzen wie auf einem Pferd und sieht der Meise zu, wenn sie Futter bringt, und hört die kleinen Meisen im Baum so fein singen, wie Ameisen singen möchten, wenn sie es eben könnten. Der Tag, an dem der Birnbaum vor dem Dutzend Jahre mit seinen blühweißen Ästen hat dienen müssen zur scheußlichen Untat, ist in diesem Jahr der blaueste und sonnglitzerndste in dem so überaus schönen Frühling, und der kleine Knabe ist völlig trunken vor

Glück und Freude. Er saust von den Ställen in die Scheune und vom Gutshof hinüber in die kleinen netten Häuser mit den hübschen Gärten, die Stöger für die Arbeitsleute der ihm gehörigen Zuckerfabrik hat bauen lassen, und er sammelt aus den hübschen Häusern seine kleinen Freunde und Freundinnen für die Spiele, die er für heute vorhat. Christian will Verstecken und Fangen spielen um den Birnbaum; aber als die Kinderschar hinkommt zum Baum, der sich wie ein Domgewölbe aus Silberschnee und Sonnenlicht so himmelhoch aufbaut, wirft ein kleines Mädchen auf einmal die Arme wie berauscht in die Höhe und legt das Haupt weit zurück ins Genick. Und derweil es mit einer hohen, dünnen Stimme zu singen anfängt, reicht es die eine Hand nach rechts zu Christian hin und die andere links zu einer Kameradin, und es faßt weiter und weiter eine Kinderhand nach der anderen, bis sich der Ring gerundet hat. »Gloria, Gloria, hat getrauert sieben Jahr, die sieben Jahr sind um — —« »Werdet ihr nicht sogleich stille sein! Und marsch fort und packt euch!« schreit in den sommerseligen Reigen der Kinder plötzlich eine scharfe Altweiberstimme hinein, und die lange und dürre Gestalt der alten Leontine, die das leibliche und häusliche Wohl Herrn Stögers in Händen hat, fährt wie der leibhaftige Hühnerhabicht in die kleine Schar hinein und scheucht sie mit drohenden langen Armen auseinander. »Ausgerechnet heute an diesem Tag um diesen unglückseligen Baum herumzutanzen! Ja, habt ihr denn keinen Funken Anstand in eueren boshaftigen, ausgeschämten Köpfen! Wollt ihr dem alten Herrn das Herz heute noch schwerer machen?« Die anderen Kinder flüchten kreischend vor Leontine, nur der kleine Christian läuft nicht davon, sondern stellt sich, den

Rücken gedeckt vom Stamm des Birnbaumes, mit trotzigem Gesicht dem alten Racheengel. »Und du«, schreit dieser auch schon, »du schäme dich vor allen anderen. Wo der alte Herr zu dir so gut ist, du führst das Fratzenvolk noch an, um den armen Mann zu kränken!« Der kleine Knabe blickt der Alten fassungslos ins Gesicht. Es hat ihm natürlich niemals jemand das Herz mit der bösen und traurigen Geschichte dieses Baumes beladen, und so ahnt er nicht im geringsten, warum es etwas Boshaftes sein solle, wenn Kinder tanzen und singen, und versteht auch nicht, warum der große Baum ein unglückseliger Baum sei. Aber diese alte, böse Leontine hat noch etwas gesagt, sie hat ihm zugeschrien, daß er sich schämen solle, den alten Herrn so zu kränken. Christian wird ganz blaß ob dieses schweren Unrechtes, das ihm das böse Weib antut. »Das ist nicht wahr, was du sagst!« ruft er, und die Tränen des Zornes stehen in seinen Augen. Da kommt Herr Stöger zurück von dem einzigen Ausgang an diesem Tag, er kommt vom Friedhof, und er bleibt stehen und fragt Leontine, was es hier gebe. Herr Stöger ist ganz schwarz gekleidet, er hat einen hohen, steifen Hut mit einem breiten Trauerflor über seinem traurigen Gesicht aufgesetzt, er hat noch viel mehr Falten als sonst, seine blauen Augen sind ganz ohne Farbe, und die unbarmherzig grelle Sonne zeigt, wie verfallen seine Züge sind. Es kann auch nicht anders sein! Der Birnbaum blüht, die toten Söhne gehen um im Haus. »Was gibt es hier?« fragt der alte Herr seine Wirtschafterin. — »Sie haben getanzt und gelärmt um den schrecklichen Baum, an dem heutigen Tag haben die Schandkinder es getan! Und Christian hat sie angelernt!« Der Kleine, der mit dem Rücken gegen den Baum steht,

stemmt sich noch fester dagegen, hält sein Gesichtchen gradeaus dem alten Herrn entgegen und sagt mit zitternder Stimme, obwohl er sich sonst immer etwas vor der großen, zanklüsternen Leontine fürchtet: »Du weißt es ja, lieber Onkel, daß es nicht wahr ist, was sie sagt. Du weißt es ja, daß ich nie etwas tun will, was dich traurig macht!« — »Ja«, sagt der alte Herr ernst wie zu einem großen Menschen, »ich weiß es! Lasse mir das Kind in Frieden, Leontine!« Herr Stöger geht wahrhaftig hin zu dem Birnbaum, dessen bloßen Anblick er sonst meidet in diesen Erinnerungstagen, und er nimmt die heißen Händchen, die sich rücklings anklammern an die Borke, in seine Hände, die kalt sind trotz dem Sonnentage. »Sie lügt«, sagt Christian, »ich will dich nicht kränken.« — »Ich weiß es«, sagt der alte Herr zum neuenmal.

Es sind die Stunden, wo Herr Stöger sich sonst einschließt in sein Zimmer und laut redet und seine Hände leblose Bilder umklammern. Aber es klammern sich jetzt lebendige kleine Finger um seine Hand, die von dem traurigen Herzen her so kalt ist. »Komm, komm!« sagt Christian. — »Wo willst du hin, Christian?« fragt der alte Mann. — »Spazierengehen«, sagt das Kind. »Es scheint eine so liebe Sonne und die Vögel singen, und der schöne Baum blüht, und es ist alles so lustig, und ich habe dich so lieb!« Der kleine Knabe breitet die Ärmchen weit auseinander, um die Größe seiner Liebe anzuzeigen, sein Gesichtchen glänzt vor Freude. Der alte, traurige Mann stürzt sich hinein in das Tor dieser kleinen Arme, und er bettet sein gekreuzigtes Herz an Christians Brust. Das ist nun freilich nicht genau nach dem Wort zu nehmen, es geschieht das vielmehr so, daß Herr Stöger die hagere Gestalt hinunterbeugt zu Christian und

ihn zu sich emporhebt. »So lieb hast du also den alten, traurigen Onkel?« fragt er ernst. — »Ja«, nickt das Kind gleichfalls sehr ernst, und legt dem alten Herrn die Arme um den Hals. Es ist geradeso wie damals an dem Neujahrstag, Christian ist voll Staub an den Füßen, und sein Kittel ist geradezu bespickt mit Stroh und Heuhalmen und Spinnweben, wie er sie aus den Ställen mitgenommen hat, er macht Herrn Stögers schwarzen Anzug völlig schmutzig. Aber stellte deswegen jemand das Kind zur Rede, der alte Herr, der sonst so heikel ist auf seine Kleidung, sagte wieder wie damals: »Es liegt nichts daran.« Nein, es liegt Herrn Stöger nichts daran, daß sein Anzug beschmutzt wird, und es liegt ihm nichts daran, daß Leontine hinter ihm die Schultern zuckt und daß die Leute, die ihm begegnen, ihm erstaunt nachsehen. Er geht, den steifen, glänzenden Hut mit dem Trauerflor von der Umarmung her etwas schief auf dem Kopf, den kleinen Knaben auf dem Arm, in die Felder hinaus, wo die Sonne auf den jungen Getreidehalmen und auf jedem Blatt an den Wegsträuchern wie ein Spiegel blitzt und funkelt, und die Vögel so süß singen.

Die liebe Sonne scheint, und die Kinder spielen vor den Haustoren, die Mütter, so sie ein ganz Kleines haben, stellen die Körbchen und Wagen hinaus ins Freie in den Schatten der Bäume, und die Weiber, die auf den Feldern arbeiten, legen das mitgebrachte Brustkind unter einen Strauch am Feldrain. Auch Rosa, die Magd, hat ihren Knaben mit auf den Acker genommen, wo sie Kartoffeln häufeln, und sie hat ihn in einen Graskorb eingebettet unter einem Ligusterbusch und hat darüber ein Schattendach gemacht aus ihrer Schürze. Sie denkt kaum mehr an

das Böse, das sie damals fast getan hätte, auch das Hindenken an den Mann, den sie geliebt hat, ist nicht mehr so hart. Fast ein Jahr ist vergangen, seit das Kind geboren worden ist, und ein Magdjahr hat jeden Tag mit Arbeit voll, und jeder Arbeitstag schleift ein etwas die Scharte glatt, die ein Wehdam ins Herz hineingehackt hat. Rosa hält das Kind rein und gut, es ist gesund und blühend. Sie hat sich darein gefunden, daß es einmal da ist, und sie dankt es der Frau oftmals im stillen, daß diese damals ihr Leben in die Hand genommen und es zum Guten geführt hat. Da Rosa nun wieder einmal den Rücken gerade aufrichtet aus dem Bücken, sieht sie im Staub der Straße einen Zigeunerwagen fahren, hinter dem ein paar Weiber laufen. Vorerst ist es für sie nichts als eben einer der blauen oder grünen Karren, wie ihrer jetzt im Frühjahr so viele auf den Wegen ziehen. Aber auf einmal wird der Wagen zu etwas, von dem ein glühheißer Schrecken herzuckt gegen sie. Die Magd wirft die Haue fort und rennt hin zum Busch, wo das Kind liegt, und reißt den Vorhang zurück. Jesus, die böse Ahnung gefriert zum eiskalten Grausen! Das Kind ist nimmer da! Das Entsetzen macht sich in Rosa frei in einem hohen, schrillen Schrei. »Was los?« Der junge Tagwerker, der nahebei der Magd arbeitet, und der schon in den ganzen Wochen zeigt, daß er gern in ihrer Nähe ist, kommt über den Acker gelaufen. »Was hast?« — »Das Kind — — die Zigeuner — —!« schreit die Magd, und sie deutet nach dem Karren, der schon weit draußen auf der Straße in den Staubwolken fährt. »Sei still, den erwisch ich schon noch!« sagt der Tagwerker und rennt dem Wagen nach, damit er Rosa, die ihm gefällt samt ihrem Kind, etwas zuliebe tun kann. Gerade als die Magd sich

so weit erfangen hat, daß sie wieder etwas Kraft in den Knien spürt und dem Mann nach will, den Zigeunern nach will, die ihr Kind gestohlen haben, kräht es in dem Staudicht, und es lallt und schmatzt und kommt auf allen Vieren herausgerutscht unter den Zweigen mit einem rotwangigen, kugelrunden und vergnügten Gesichtchen, mit schief über dem Ohr sitzendem, schon längst zu klein gewordenen Häubchen und einem Stück Brotrinde wie eine Pfeife im Mäulchen. »Da — da —! Ma —, Mi — da da —!« Es hat einmal eine in der schwärzesten Verzweiflungsstunde ihres Lebens das kleine Kind, das niemals hätte lebendig werden sollen, abwürgen wollen mit den bloßen Händen. Jetzt kniet dieselbe auf der Erde und weint, daß es sie stößt, und hat das Kind, das zornig strampelt, weil es eingefangen worden ist inmitten seiner ersten großen Wanderschaft, eingepreßt in ihre Arme.

Es ist am selben Tag, als Anna Pichler mit ihrem kleinen Waisenmädchen die Straße von der Stadt herkommt. Sie hat eine Ausstattung zu machen für eine reiche Besitzerstochter und hat sich dafür versorgen müssen mit besonders feinen Spitzen, Zwirnen, Garnen und Knöpfen. Weil es gerade mit der Zeit zusammenfällt, hat sie ihre kleine Ziehtochter abgeholt aus der Schule, und so wandern sie beide nun heimwärts. Das Kind ist ein feingliedriges, dünnes Geschöpfchen, dem die traurigen Erlebnisse der vergangenen Jahre eingeschrieben stehen im blassen Gesicht. Es ist von allem Anfang an bescheiden und schüchtern wie ein scheues, zu früh aus dem Nest gefallenes Vöglein. Da auch Anna sich in der gleichen Zeit wie das Kind, das losgerissen worden war von den Geschwistern und einer in allem Elend liebreichen Mut-

ter, hatte durchbeißen müssen durch ihren Kummer, dauerte es ziemlich lange, bis die zwei sich überhaupt aneinander gewöhnten. Ja, es war anfangs des öfteren wirklich nur die Angst vor Christiane, die die Näherin davon abhielt, das Mädchen doch an ein Waisenhaus abzugeben. Seit der Krankheit Aurelias aber war es anders geworden. In einer Nacht, wo Anna aufblieb, weil es mit dem Kind schlimm stand, konnte sie sich nicht verhalten, laut zu klagen über die gestörte Nachtruhe, wo ihrereine ohnehin den ganzen Tag schinden müsse. Da setzte sich das fieberheiße Kind auf einmal in die Höhe und bat: »Mutter, liebe Mutter, helfen Sie mir!« und schlang die Ärmchen um Annas Hals.

Anna hat zu niemanden weiter etwas geredet davon, was in dieser Nacht aufgesprungen ist in ihr unter Steinen und Schutt, darunter die zertretene Blume ihrer unglücklichen Liebe lag. Es muß aber doch etwas sehr Schönes aufgeblüht sein in dem Herzen der kleinen Näherin. Denn sie ist von da ab auf einmal weicher im ganzen Gehaben und Wesen, und der bittere, scharfe Zug um ihren Mund schwindet tatsächlich von Tag zu Tag mehr, so daß sie geradezu hübscher wird. Anna hat Wolfram seit damals nicht mehr von nahe gesehen. Sie verkriecht sich, wenn sie auf der »Not« ist, in die Nähstube und geht nicht daraus hervor, wenn sie weiß, daß er im Haus ist, und sie läuft einmal, da er ihr von weitem auf der Straße entgegenkommt, eine halbe Stunde querein in die Felder. Nein, sie hat es sich verschworen, sie will ihn niemals mehr sehen. Aber jetzt, da sie mit dem kleinen Mädchen heimgeht, muß sie stehenbleiben bei einer Verwaltersfrau, die ihr entgegenkommt und den Wagen halten läßt, weil sie wissen möchte, ob sie Anna für die

nächste Woche zur Arbeit bekommen könne. Nein, sie bedaure, sagt die Näherin, sie sei die nächsten Wochen bis zum Halse hinauf angehängt mit der Ausstattung für die Besitzerstochter. Ob Anna die Deckenkappen bei dieser Ausstattung noch zum Aufknöpfen oder, wie es jetzt letztmodig sei, schon zum Schlüpfen mache. Schlüpfer, natürlich Schlüpfer, sagt Anna, keine feine Ausstattung werde mehr mit Knopflöchern gemacht. Dann wolle sie auch Schlüpfer, sagt die Verwalterin, und sie fragt nun auch noch, wie sich Fräulein Anna als eine ledige Person mit dem Kind zurechtfinde. »Bist du zufrieden mit deiner Mutter?« fragt Anna das Kind und zieht es an sich heran, und dann sagt sie hochnasig etwas von dem, was Christiane dazumals zu ihr gesagt hat: »Es kommt nicht auf das Ledigsein oder Verheiratetsein an bei einem Frauenzimmer, wenn man eine ordentliche Mutter zu sein versteht, gelt Aurelia?« »Ja freilich, freilich«, sagt die Verwalterin etwas verlegen, und dann verabschieden sie sich voneinander. Aber wie sich Anna jetzt wegdreht vom Wagen und weitergehen will, sieht sie sich auf einmal Wolfram gegenüber. Anna wirft mit einem kurzen Ruck, so wie ein Pferd, das scheuen will, den Kopf nach links und rechts, um einen Schlupf zu suchen für ihre Person. Aber es sind nur die fließenden hellgrünen Felder da, in die man doch jetzt nicht hineinspringen und darinnen unterducken kann wie ein Rebhuhn, es ist kein Baum nahe genug zum Verstecken, und die Erde reißt sich auch nicht barmherzig auf bis zum glutigen Mittelpunkt, um Anna zu verschlucken. Anna weiß nichts davon, daß auf dieser selben Straße und fast auf der gleichen Stelle der junge Mensch, der ihr da entgegenkommt, einmal auch nicht viel weniger

hilflos wie sie gestanden ist. Ihm hat damals eine Kinderhand herausgeholfen aus einer Regenlache, derweilen rings um ihn die Welt schwankte, und auch Anna hat auf dieser Erde, die sich wild um sie dreht wie ein Kreisel und deren Boden schaukelt wie ein Schiff im ärgsten Sturm, sie hat gleichfalls nichts anderes, daran sie sich klammern kann in ihrer Not, als das dünne Händchen des Waisenkindes Aurelia. »Komm«, stößt sie hervor, »du hast ja hinten das ganze Kleid offen.« Sie gibt dem Kind einen Schubs gegen den Straßenrand hin und kniet sich in ihrer erbärmlichen Hilflosigkeit, den Rücken gegen die Straße, ungeachtet, daß sie ihr schönstes Kleid anhat, in den Staub. Es ist nicht ein Fädchen Unordnung am Kleid der kleinen Aurelia, aber Anna lehnt das glühende Gesicht mit der Stirn gegen den Kinderrücken und vermeint wie der Vogel Strauß, jetzt sei sie unsichtbar. Sie bietet ihren Rücken den Blicken dar, und sie ist in dieser zusammengekrümmten Stellung sehr lächerlich anzusehen für einen, der des Weges kommt. Wolfram hat nun freilich Annas klägliches Flüchtenwollen bemerkt, und er ist, ehrlich gesagt, selbst ein wenig verlegen, wie er an ihr vorbeikommen soll. Es ist aber so, daß ein Mensch, dessen Herz Christiane in Händen hält, die Welt auch schon in den jungen und scharfen Jahren verstehender ansehen lernt. Also hört Anna, daß die Schritte des Gefürchteten sich plötzlich verhalten, und sie hört, so gut es das Hämmern ihres Herzens angehen läßt, die Stimme, die entsetzliche und so geliebte Stimme, freundlich sagen: »Guten Tag, Fräulein Anna, was knien Sie, um Gottes willen, hier wie eine Büßerin im Staub der Straße?«

Der alte reiche Herr Stöger stürzte sich in zwei aus-

gebreitete Kinderarme, um sich zu retten von den bösen Erinnerungen, und Anna Pichler drückt die Stirn gegen einen schmalen Kinderrücken, um sich gleichfalls vor den Erinnerungen zu retten. »Darf ich Ihnen aufhelfen?« fragt Wolfram. »Ich danke«, sagt Anna Pichler leise, und sie hält sich an den Schultern des kleinen Mädchens fest und steht rasch auf, stützt ihre zitternde Hand auf die Achsel des Kindes und wendet sich Wolfram zu. Er ist so hübsch, und es tut bitter weh, ihn anzusehen ohne jede Hoffnung. Vielleicht hat sie noch niemalen so schneidend klar gewußt, daß sie bucklig und häßlich ist. Aber es ist trotzdem so, daß Anna diesmal vor dem schönen jungen Menschen nicht zusammenbricht im Bewußtsein ihrer Nichtigkeit. Denn von der Hand, die sich auf das kleine Mädchen stützt, geht eine Kraft aus, die Anna einen stillen Schein über das verstörte Antlitz hinlegt, ihr den schiefen Leib streckt und den Mantel einer stillen Würde darüber hängt. »Wie geht es Ihnen?« fragt Wolfram in der Verlegenheit, und dann sagt er, und Annas scharfe Ohren hören, daß es keine leere Redensart ist: »Sie sehen ja sehr gut und so verklärt und hübsch aus.« — »Ich danke«, antwortete Anna, »es geht mir soweit ganz erträglich, und das gute Aussehen kommt daher, weil ich erhitzt bin.« Ob sie ihm nichts nachtrage von damals, das täte ihm leid, wenn er sie für immer erzürnt hätte. Aber nein, sagt Anna, es habe übrigens auch ihr leid getan, daß es damals so gekommen sei. Auch der Herr Doktor möge es entschuldigen. Sie habe in der Zeit damals alles mögliche Ungute mitgemacht und so sehr gelitten unter der Einsamkeit, daß ihr eben das Herz durchgegangen sei. Aber das sei ja jetzt, wo sie das Kind angenommen habe, alles anders. Sie reicht

Wolfram tapfer die Hand hin und sagt ihm »guten Tag«, und dann geht sie, wahrhaftig gewachsen in ihrem schiefen Körper, das Waisenkind, nein, ihr Kind, das zu ihr gehört, an der Hand, die Straße weiter.

Die Maientage, die Erdenhochzeitstage glänzen in den Gezeiten des Jahres. Die hellseidenen Bänder der Felder fließen im Spiel der Winde, das Becken des alten Urmeeres, das westwärts an den blauen Waldbergen Niederösterreichs und Steiermarks seinen steinernen Rand hat, ist ausgefüllt mit einem Unmaß von gelber, guter, heißer Sonne und ist eine Riesenschale voll Wachsen und lebendigem Leben. Aber an dem sonnglastenden, enzianblauen Himmel der schönsten Erdentage häufen des Mittags oft schon die Wolken ihre blauschattenden Wetterburgen hinein, und die Donner murren in den Sang der Freude und Lust.

Die eine schöne Schweizerkuh hat sich überfressen an Grünfutter, und Stjepan knetet und drückt ihr den geblähten Leib ab. Es ist Dikos Hab und Gut, das in Gefahr ist, und er vergißt keinen Augenblick, daß er alles daran setzen muß, um es zu hüten und zu schützen. Aber dazwischen Stjepan die Magd heißt, Kamilien abzusieden für einen Trank, und den Knecht anweist, wie er ihm am besten an die Hand gehen solle, sind seine Gedanken auf der Reise. Denn es ist so, daß es Stjepan in dreien Nächten geträumt hat von dem toten Herrn, und es in diesen letzten Tagen oftmals geseufzt hat hinter Stjepan, wie von einem, der matt bis auf den Tod ist. Ach, Stjepan weiß es ja, es ist der Herr, der ihn ruft, daß er ihm endlich die Ruhe und den Frieden schaffen solle. Daß er sein Blut wegwaschen solle mit dem des

Mörders. Ach, wüßte Stjepan, auf welchen Weg Latso jetzt zieht, er gäbe sein Leben darum!

Aber Latso ist nicht auf den weiten Wegen, wie Stjepan vermeint. Latso ist heimlich wiedergekommen, er ist ohne Wagen und Pferd gekommen und ohne Duntsi, den er dazumalen unter dem Stroh mitgeführt hat. Irgendwo in der Einsamkeit des Bakonyerwaldes ist Duntsi ans Sterben gekommen, er ist »verunglückt«. Latso hat ihn hineingetragen mit den Weibern in die Tiefe des Waldes, und er hat Mäusel, die Junge, die so leicht tanzt wie ein Schmetterling, halb totgeschlagen, weil sie Duntsi heimlich hat die Stricke lösen wollen, mit denen er gebunden war an Händen und Füßen. Aber Latso hätte Duntsi nicht einfach liegen lassen sollen, er hätte ihm einen Pfahl, der mächtig gemacht worden war durch die alten starken Zeichen, ins Herz stoßen sollen. Denn Duntsi ist nicht nur malado, unrein, gewesen und ein Verräter an seiner Sippe, er ist auch ein Vampyr gewesen. Ein Vampyr, der — so weiß es Latso — heute nach den Wochen und Monaten noch unverwest unter dem Laub der Eichen liegt, gerade so wie sie Duntsi hingetragen haben. Es liegen die vielen Straßen und Wege, und es liegen tage- und wochenweite Felder und Wälder zwischen Latso und dem Toten. Aber der Vampyr ist dem Wagen nachgeflogen durch die Lüfte, er hat Latso mit den gräßlichen Zähnen die tiefe Wunde an der Brust gebissen, die seither nicht heilen will, und er hat ihm das heiße, rote Blut ausgesogen. Der Vampyr hat Latsos Weib gebissen und ihr das Herz ausgetrunken, so daß sie immer weißer geworden ist in den Lippen und am Tag des letzten Vollmondes starr und tot umgesunken ist. Latso hat die große schwarze Fledermaus jeden

Abend fliegen gesehen um seinen Wagen, und sie ist aufgefahren mit bluttriefendem Maul von der Leiche seiner Frau. Simele ist im Wagen gestorben und hat ihn verunreinigt durch ihren Tod. Latso hat den schönen grünen Wagen dessenthalben verschleudern müssen um ein Spottgeld. Er hat die Kleider der Toten verbrannt an einem großen Feuer, und er hat den Vampyr heruntergeschlagen mit der Peitsche, in der die alten Zeichen eingeschnitten sind. Ja, er hat das Untier hineingeschlagen in das große heiße Feuer, und das Feuer hat gezischt wie hundert Schlangen, da es verbronnen ist. Verbronnen? In der gleichen Nacht ist die große Fledermaus wieder gehangen an Latsos Brust und hat ihm das Blut ausgesogen. Der Vampyr hat die Pferde Latsos am Hals, wo die große zuckende Ader geht, angebissen, so daß sie krankten und lahmten und er froh sein mußte, daß sie ihm einer abnahm für ein paar Liter Schnaps und einen Packen Tabak. Arm ist Latso geworden und krank und gehetzt vom Unglück, und er glaubt, daß nur noch eine, daß nur Akana aufstehen kann gegen den Vampyr. Dessenthalben ist er heimgekommen, ehebevor die Stürme, der Regen und der Schnee über die Landstraße jagen, und obgleich er weiß durch die geheimen Botschaften und die Zeichen an den Wegen, daß die Gendarmen ihn gesucht haben, wie eine Henne das Korn sucht.

Akana hat die Wunde beschaut auf Latsos zottiger Brust und hat geschwiegen, und sie hat ganz tief zuhinterst in den Irrgängen des Steinbruchs das Lager für Latso aufgeschüttet, dort, wo die Herren Gendarmen noch niemals hingefunden haben. Akana bestreicht die Wunde mit den geheimen Mitteln, und sie bespricht sie mit den alten mächtigen Sprüchen. Sie läßt ein Feuer an-

brennen vor dem Einschlupf der Höhle, und sie ruft die guten Keshalyiya, die ihr immer gnädig waren, herbei, sie sollen sich mit ihren weißen Leibern vor den Eingang stellen und mit ihren Händen den Vampyr abwehren. Aber Akanas Sprüche sind diesmal schwach wie ein Hauch, und in der nächsten Nacht brüllt Latso auf vor Entsetzen und Verzweiflung, denn an der Decke der Höhle, darinnen er liegt, kreist eine große Fledermaus, und man weiß es nicht, ob nicht auch der riesige Schatten lebendig ist, der über ihr, groß wie ein Raubvogel, flattert. Die Keshalyiya sind zürnig, sie wollen zum erstenmal im langen Leben Akanas nicht ihre Hilfe leihen. Aber Latso ist der Häuptling der Sippe, und er darf nicht sterben durch den Vampyr. Akana, die hat erleben müssen die Schande mit Duntsi, will in ihren alten Tagen nicht auch noch erleben den großen Kummer mit Latso. Sie hat so viele Weisheiten und Geheimnisse in ihrem Kopf, und sie holt sie alle hervor und stellt sie vor sich und überlegt, welche von ihnen den bösen Geist vertreiben könnten. Lange will ihr nichts gut genug dünken, aber zum Ende glaubt sie es doch gefunden zu haben. Es muß der, auf dessen Blut der Vampyr gierig ist, eine Docke machen aus Wachs und ihr den Namen von dem geben, der umgehen muß als Bluttrinker, und er muß ihr einen Pfahl ins Herz stoßen. Und der Verfolgte muß einen schwarzen Hahn »finden«, an dem auch nicht der Flaum einer einzigen Feder weiß ist, und er muß in einer Neumondnacht den schwarzen Hahn und die Docke nehmen und auf einen Kreuzweg gehen. Er muß dem Hahn den Kopf abreißen und das Blut versprengen nach allen vier Winden, inwährend er die alten Sprüche sagt gegen die bösen Geister.

Wo findet Latso einen kohlschwarzen Hahn? Sie halten auf der »Not« eine Zucht edler schwarzer Italienerhennen und einen riesigen Hahn, der dunkel ist bis in die mächtigen gefährlichen Sporen, und an dem nur der Kamm und die bösen, scharfen Augen rot glühen und grell funkeln vor heißer Wildheit. »Ich werde den schwarzen Hahn ‚finden' gehen«, sagt Latso. »Nein«, schüttelt Akana das Haupt, das so müd und schwer ist seit der Stunde, wo sie Duntsi den schlimmen Trunk gegeben hat zwischen die Lippen, »ich werde gehen statt deiner, Latso, denn es steht in deiner Hand, daß dir Gefahr droht von einem großen Haus mit zwei Türmen.«

Am Mittag hat Stjepan Akana schleichen gesehen um die »Not«, und er hat sie gesehen im Schatten unter den Hollerbüschen, wo die schwarzen Hühner mit ihrem großen Hahn während der Mittagsglut ruhten. Er hat die alte Hexe ein- und zweimal verscheucht mit Steinwürfen, wie man einen räudigen Hund verscheucht, aber als die Sonne schon untergegangen war hinter den Bergen im Westen, hat er die alte Teufelin noch einmal aufgestöbert an der Stelle, wo das Geflügel seinen Einschlupf durch die Hofmauer hat. Diesmal hat er sie getroffen mit dem Stein, so daß sie aufgeheult hat wie ein Buhu und davongehinkt ist unter Flüchen und Schreien.

Akana hat den schwarzen Hahn nicht fangen können, und so muß Latso selber gehen um ihn, denn seine Ängste wachsen mit jeder neuen Nacht, und er hat keinen Ort und keinen Schlupf mehr auf der weiten Welt, wo ihn der schreckliche Vampyr nicht findet. Die große Fledermaus ist ihm nachgekommen bis in die tiefsten Schluchten des Steinbruches, sie hat sich auf ihn gestürzt, da er sich verkrochen hat unter Gestrüpp, Dorn und Brennessel.

Und wenn er sich hineingelegt hat in das Getreide der Felder und die wunde Brust drückte gegen die Erde, so begann auf einmal die Erde unter ihm zu zittern, und die Fledermaus hat sich herausgewühlt aus dem Boden wie der Maulwurf; und hat sich verbissen wie eine Ratte in seinem Fleisch, daß er den Schrei der Schmerzen in seinem Mund ersticken mußte mit der Faust oder mit einem Büschel Halme. Latso geht nicht gerne auf den Wegen zur »Not«, die Sterne haben es Akana gesagt, und sie hat es gelesen in seiner Hand, daß in den nächsten Tagen der Tod ihm die Fußstapfen vortrete. Aber jetzt ist es gleich. Latso muß das letzte Mittel versuchen, um den Vampyr zu vertreiben, er muß den schwarzen Hahn haben, oder er muß den Strick, den er als einziges noch über hat von seinen zwei schönen Rappen, um seinen eigenen Hals legen und sich das Leben abwürgen, in dem er ehemals mit so vielen Freuden gegangen ist.

Als Latso sich hinüberschiebt über die Mauer, verspürt er zum erstenmal, daß ihm die Flechsen weich und die Arme ohne Kraft sind, und als er endlich oben hockt, muß er ein ums andere Mal verschnaufen, er, Latso, der gelaufen ist schneller als seine Pferde, muß um Atem raufen.

Ein Hund schlägt an! Akana hat Recht gehabt, es stehen keine guten Sterne über der heutigen Nacht. Zwei grüne Lichter brennen gerade unter Latso im Dunkel auf, schnappende Kiefer krachen gegeneinander, so wie dazumalen in der Christnacht. Ehedem hat Latso sein Weib Simele stehenlassen gegen eine Wand, und er hat sein scharfes, schweres Messer so oft und sicher geworfen, daß der Umriß von Simeles schönem, feistem Leib eingegraben war ins Holz mit vielen kleinen Messerstichen, und

er hat damit auf den Kirchtagen und Jahrmärkten sein schönes Geld verdient. Was ist es also für einen wie Latso, das Messer dem Hund mitten zwischen die funkelnden Augen hineinzuwerfen. »Du kommst mir nicht ein zweites Mal zwischen den Fingern durch, du Hund aller Hunde!« flucht Latso und zückt den Arm zum Wurf und zielt.

Eine riesengroße Fledermaus streift fast die Hand, die das Messer zwischen die Augen des Hundes werfen will, und das Messer fällt weitab vom Ziel in die Erde.

Es scheint nur das blasse, uralte Licht der Sternennacht, aber Stjepans Auge, das noch immer die Schärfe bewahrt hat, erkennt auf den ersten Blick den, dessen hagere Gestalt sich schwarz aufbäumt gegen den flimmerbestreuten Himmel. Niemand ist, der sich erinnern könnte, daß der alte Knecht jemals völlig seine stolze Ruhe verloren habe. Wäre einer aber jetzt da und seine Augen drängen durch das Dunkel, jetzt sähe er Stjepans Gesicht brennen wie eine Flamme, er sähe seine Augen glühen wie die eines satzbereiten Raubtieres, und er hörte ihn keuchen, als ersticke Stjepan der Atem in der Brust. Es ist auch so, daß Stjepan den Atem verliert und daß sein Blut nicht rinnen will in den Adern. Stjepan hat sich das Herz beladen mit der schweren Sorge, wo er den suchen soll auf den weiten Wegen, um dessentwillen der Herr nicht schlafen kann in seinem Grab. Er hat sich den Kopf zerdacht, auf welchem der tausend Pfade, die wie die Speichen eines Rades hinführen nach allen Winden, er Latso suchen solle. Ja, er hat mit den guten Geistern, er, der Gläubige und Fromme, er hat mit Gott gehadert, der doch die Rache befiehlt, daß ihm niemand in dieser schweren Sache Hilfe leihen will. Verzeih es ihm Gott, Stjepan

hat frech gehadert, denn jetzt steht der, den er weit weg geglaubt hat über Wälder und Wasser und über Berge und Täler, nur einen einzigen Steinwurf weit vor ihm auf der Mauer. Ja, nur einen Steinwurf weit. Stjepan hat keine Flinte und keine Waffe in den Händen, er kann sich nur bücken und mit der Hand nach einem Stein suchen, nach einem der schweren, scharfen Steine, wie sie hier bei den Ställen an der Mauer liegen. Als er das richtige, handliche Trumm erwischt hat, mit Kanten wie die Messerschneiden, lischt jählings der wilde Brand in Stjepan aus, seine heiße, zitternde Hand wird still und zielt. Stjepan ist kein Mensch, er ist ein Bogen, und sein Arm ist eine gespannte Sehne. Ohne einen Laut von sich zu geben, mit aller seiner Kraft wirft er den schweren, scharfen Stein nach dem Ziel.

Wenn es nur ein Stein wäre, der gegen Latsos Brust schlägt wie ein feuriger Schmerz! Nein! Nein! Es ist kein Stein, und es ist kein Geschoß, das Latso trifft. Die große Fledermaus, der Vampyr hackt die Krallen durch Fleisch und Bein bis tief in Latsos Herz hinein und schlägt die riesigen eiskalten Flügel über Latsos Haupt zusammen, daß tausend feurige Blitze zerstieben vor seinen Augen und er mit einem wilden Schrei hineinfällt in die Schwärze.

Rücklings der Mauer steht das Unkraut so hoch, als ein Mann groß ist, und wer fände in der Nacht dort schnell einen, der in der Wildnis versunken liegt. Aber Stjepan wittert, wie der Hund neben ihm, in die Lüfte, und als er Latso gefunden hat, wirft er sich auf die Erde und bückt sich so tief, daß von nah zu nah sein Gesicht über dem des Zigeuners steht. Latso atmet noch, und die schwarzen Sterne seiner Augen glänzen wie die eines

Tieres aus dem Weiß. Stjepan lacht, ja, er lacht leibhaftig laut auf vor wilder Freude. Die in den Bergen der Lika und Krbava haben ehedem die furchtbarsten Tode bereit gehabt für jene, denen sie die Rache verschworen hatten. Und sie haben den Türkenfeind oftmalen abgetan mit bloßen Händen und bloßen Zähnen, wenn ihnen im Kampf die Messer stumpf wurden, die Waffen zerschlagen waren und die letzte Kugel verschossen war aus den langen, schlanken Büchsen. Stjepans Hände haben durch vierzig Jahre den Pflug geführt und die Sense gehalten, sie haben niemalen einem Tier, geschweige denn einem Menschen ein Leid angetan. Aber jetzt ist es nicht Stjepan, der alte getreue Knecht auf der »Not«, jetzt schäumt das wilde, grausame Geblüt der Uskoken hochauf über die sanften Mütter, die er in sich weiter trägt. Oh, könnte Stjepan nach dem Maß tun, wie jetzt der Haß die Rache aufsieden läßt. Er schnitte den tausendmal Gehaßten Bindbänder aus dem braunen Fell. Aber die Rache ist nicht sein, sie gehört dem Sohn des toten Herrn, und sie soll ihm süß werden. »Hüte ihn!« befiehlt Stjepan dem Wolf, und er steht auf und geht mit raschen, freudeleichten Füßen, um den Sohn zu holen.

Georg sitzt in seinem Zimmer am Schreibtisch, und Christiane sitzt nebenbei und hat den Brief in der Hand, den sie in den letzten Tagen bekommen hat aus Wien, und in dem zum neuen Mal angefragt wird, ob Christiane den Hausschatz nicht doch wenigstens leihweise einer großen staatlichen Sammlung überstellen möchte. Es ist nun so, daß Christiane der Bitte nachgeben will und Georg dagegen steht wie einer, dem man damit ein Stück Fleisch aus dem lebendigen Leib reißen will. Georg hat den Rücken zurückgestemmt gegen die Stuhllehne und

das Kinn trotzig auf die Brust herabgepreßt. Er blickt nicht seine Mutter an, er sieht auf seine Hände, die das alte Gebetbuch halten, darinnen die Blume und die Locke liegen. Georg ist so grenzenlos einsam, wie er es in der Zeit ja oft ist, seit er sieht, daß seine Mutter mit Wolfram nicht weniger vertraut umgeht als mit ihm. Seine Mutter ist ihm überhaupt jetzt oft so seltsam fremd in ihrem Gehaben und Wesen, als gehe sie hinter verzerrenden Glaswänden. Jetzt will sie sogar den Fund fortgeben aus dem Haus! Ja, weiß einer denn überhaupt — auch seine Mutter scheint es nicht zu wissen — wie Georgs Herz verwachsen ist mit allem und jedem, was zur »Not« gehört!

Nun haben sie beide schon eine Weile hin und her geredet; das heißt, Georg hat, schwer von Wort, wenn ihm etwas nahegeht, immer verstörter und trotziger geschwiegen, und nur Christiane hat gesprochen. Christiane hat es ihm noch einmal auseinandergesetzt, warum sie daran denkt, die Bitte der Sammlung zu erfüllen. Sie sei der Meinung, sagt sie, daß man solches Gut nicht für sich allein verstecken dürfe in Kasten und Schränken, sondern es recht vielen zeigen müsse. Denn die heutige Zeit habe den Menschen in den Städten ohnedies die Lebenswurzeln aus den grünen Gründen ihrer Väter gerissen, so daß sie, ohne wirkliche Liebe zu Heimat und allem Herkommen, lau und flau und seelenlos dahinkranken. Georg schüttelt nur abwehrend den Kopf und denkt zornig: »Nein, auch meine Mutter will mich nicht mehr verstehen!«

Da kommen laute hastige Schritte die Stiege herauf, trappen den Gang herzu, bleiben stehen. Es klopft mit hartem Knöchel laut an die Tür, und Stjepan kommt herein, ohne zu warten, daß man ihn das Eintreten heiße.

Es ist Stjepan, und es ist doch nicht Stjepan, der Knecht. Andrija Gusic ist es, der Herr, und er kommt in einer wichtigen und schweren Männersache, wo es um die Ehre des Sohnes und den Frieden eines Toten geht. Stjepans Gesicht leuchtet in einer grimmigen, düsteren Freude, seine Augen glänzen unter dem Gebüsch der Brauen wie dunkle Feuer. »Stjepan, was gibt es?« erschrickt Christiane. Stjepan reckt sich hoch auf und sagt ernst und feierlich: »Der den Herrn geschossen hat in den Rücken, so daß er tot gelegen ist in seinem Blut, derselbe liegt jetzt in seinem eigenen Blut hinter der Mauer. Juray, komme mit mir und gib dem Mörder den letzten scharfen Streich des Todes, denn ich habe es dem Herrn geschworen, daß wir sein Blut abwaschen wollen mit dem Blut des Verfluchten!« Christiane ist weiß geworden bis in die Lippen, und es ist im ersten, daß sie keinen Laut aus dem Hals bringt. Georg aber ist aufgesprungen, daß der Sessel zurückfällt, seine trotzigen Züge spannen sich, seine weitgeöffneten Augen starren für einen Atemzug fassungslos auf den Alten, dann zündet in ihnen der Haß die Lichter an, so daß sie erglühen in einer wilden Besessenheit. »Latso liegt hinter der Mauer?« stößt Georg hervor. »Latso!« antwortet Stjepan. »Und jetzt, jetzt komm, Juraj!« — »Ja«, antwortet Georg, und das Wort ist hell wie ein scharfer Schrei, »ja, ich komme!« — »Nein!« stößt Christiane hervor und sie springt auf, stellt sich vor die Tür und faßt den Knaben an beiden Schultern an. »Nein, bei Gott, Georg, du gehst nicht! Stjepan, was willst du Gräßliches tun?« — »Vergelten!« sagt der Alte, und er sieht dabei aus wie ein Bildnis der unerbittlichen Gerechtigkeit, die Auge um Auge und Zahn um Zahn heimzahlt. »Es ist Latso, der meinen Vater er-

schossen hat!« lodert Georg seiner Mutter entgegen, die ihn traurig und entsetzten Gesichtes anstarrt. »Ich habe als sein Sohn das gute Recht, Gericht zu halten über seinen Mörder.« — »Nein, Georg!« schreit Christiane auf. »Jetzt hast du kein Recht dazu.« »Will die gnädige Frau dem toten Herrn nicht die Ruhe vergönnen, um die er so sehr bittet?« fragt Stjepan finster. »Oh, Stjepan«, sagt Christiane schmerzlich und zornig, »ich habe geglaubt, du hättest mich lieb, und jetzt leistest du mir einen so schlechten Dienst und treibst den Knaben hinein in Haß und Rachsucht! Wollt ihr euch an einem wehrlosen Feind vergreifen?« — »Die gnädige Frau redet so? Die gnädige Frau, die soviel geweint hat um den Herrn? Sie will den Mörder nicht töten lassen und dem Sohn sein gutes Recht nehmen?« fragt Stjepan düster und traurig. »Stjepan, du weiß es besser als mancher andere, daß damals die Kugel auch mein Herz getroffen hat. Ich will noch zu verstehen suchen, daß du ihn hast erschlagen wollen, obgleich die Sühne die Sache der Gerichte ist. Aber, daß Georg an einem, der wehrlos und zertreten am Boden liegt, noch seine Rache auslassen soll, nein und nein, das dulde ich niemals! Das ist feig und ist Mord!« — »Wir verstehen uns nicht mehr, Mutter«, bäumt der Knabe auf. »Vielleicht wirst du mich noch verstehen lernen«, sagt Christiane, »geh jetzt, Stjepan, und schicke jemanden um die Gendarmen. Du aber bleibst hier, Georg!«

Der Wolf hütet derweilen den Sterbenden, und der heiße Odem aus dem Rachen des Hundes strömt zusammen mit dem Röcheln des Zigeuners. »Ach«, flüstert Latso, »es ist so gut, daß du über mir liegst, du starker Wolf! Du hast den Vampyr verscheucht. Oh, er fürchtet dein Maul mit den vielen Zähnen, die noch schärfer sind

als die seinen. Um der Barmherzigkeit willen, bleibe bei mir, lege deinen großen Kopf an meine Brust! Hörst du, mächtiger Wolf, du mußt mich beschützen vor ihm; o bleibe, bleibe! Er kommt!« Latso will sich aufrichten, er will das mächtige Wolfshaupt niederziehen an seine Brust, damit es ihn beschütze vor dem Vampyr, den er auf einmal vor sich an einem Zweig des Gebüsches hängen sieht und der sich bereitmacht, auf ihn herabzustürzen. »Faß ihn!« Da schlägt der Hund die furchtbaren Zähne tief in Latsos Gurgel.

Der Himmel ist klar geworden, und sein purpurdunkler Sternenmantel breitet sich über diese Welt des Hasses und der Liebe. Die zartmetallene Musik der Heimchen macht die Luft zittern, und es ist das anzuhören, als ob aus dem Weltall herab die silbernen Sterne klängen. Funkelnde Tränen tropfen durch das unendliche Gewölbe der Nacht. Die grünen Lichter des Wolfes halten scharfe Wacht über dem gebrochenen Blick des braunen Gesichtes. Eine ungewöhnlich große Fledermaus kreist in engen Bahnen um den Toten, als wolle sie sich auf ihn niederlassen. Aber Wolf schnappt nach ihr, sooft sie nahe kommt, und sie bleibt zum Ende weg. Der tote Latso lächelt wieder seit den vielen bösen Wochen. Und aus dem silbernen Klingen der ewigen Sterne redet die Stimme dessen, der die Geschicke in Händen hat: »Mein ist die Rache!«

Es sei so das beste, wie es gekommen ist, sagen die Gendarmen, als sie den toten Latso sehen. Aber Akana zerreißt ihre Gewänder und weint und klagt: »Latso, der Schöne, der Starke, Latso, der Häuptling, ist nicht mehr!« Drei Tage lang weint und klagt es aus den Höhlen des Steinbruches: »Latso ist tot!« Und die geheimen Boten

tragen die traurige Nachricht hinauf und hinunter in die Länder und bis ins tiefe Ungarn hinein, die Zeichen klagen es auf den Wegen, wo die Zigeuner ziehen: »Latso, der große, starke Häuptling ist nicht mehr!« — Latso ist oft so arm gewesen, daß für ihn ein Stück umgestandenes Vieh eine festliche Mahlzeit abgab, und er froh war, wenn er im Winter seine Blöße mit den Gewandfetzen bedecken konnte, die Akana einer Vogelscheuche abgezogen hatte. Aber jetzt, da Latso begraben wird, kommen sie gewandert an die Hundert und Hundert. Sie kommen von allen Richtungen der Winde, sie sind braun wie die Blätter des Herbstlaubes, und ihr Haar glänzt blau in der Schwärze wie das Gefieder der Schwalben. Sie treten mit bloßen Füßen in den Staub der Straßen ihre schmalen, leichten Spuren, und sie kommen gefahren mit glöckchenbehangenen Pferden in grünen und blauen Wagen, daran die kleinen Fenster verhangen sind mit bunten Vorhängen. Die Sonne spiegelt in safrangelben, in den mohnroten und himbeerfarbenen Atlasstoffen der Weibergewänder wie in Tulpenbeeten. Alte türkische Goldmünzen und gelbe Dukaten, Ohrringe und Halsketten und silberne Knöpfe funkeln. Die grünen Hahnenfedern schillern auf den Hüten der Reichen und Häuptlinge, und die Armen haben ein Büschel von Frauenhaargras wie Reiherflaum aufgesteckt. Aber das Wunderbarste ist, daß an die Hundert und mehr der Zigeuner mit ihren Geigen kommen und Abgai dabei ist, der Knabe, den sie feiern als den Meister aller Meister in der Kunst des Spieles. Die mit den Geigen stellen sich um das Grab des großen Latso, und sie setzen sich ringsum auf die zerfallenen Mauern des Friedhofes und auf die alten eingesunkenen Grabsteine. An den verwilderten

Hecken blühen die Rosen, die weißsilbernen Lilien und die samtenen Schwerteln heben sich aus den Hügeln wie Szepter, die die Hände der stillen Schläfer emporhalten aus ihren Gräbern, als Siegeszeichen, daß sie das schwere Erdenleben überwunden haben. Die Vögel singen in der Wildnis der Gebüsche, die Heimchen schrillen, und die Weiber und Kinder weinen rings um das Grab.

Verstummt jetzt, ihr langgezogenen Klagelaute! Verhaltet die Süßigkeiten eurer Lieder, ihr kleinen Vögel! Abgai, der Knabe, legt jetzt seine Geige unter das braune Kinn und beginnt zu spielen. Er kennt keine Note, und niemand hat ihn je den Satz der Finger, niemand hat ihn die Lagen und die Haltung des Bogens gelehrt. Aber unter seinen schlanken, schönen Händen beginnen nicht die Saiten zu klingen, nein, wie könnte man solche Irdischheit denken, wenn Abgai spielt. Die Sehnsucht schluchzt, die Liebe jauchzt und weint, der Tanz rast, die Leidenschaft brennt auf zur roten Flamme und versinkt in den dunklen Purpur der Trauer. Die Lieder aller Völker der großen Weiten gegen Osten hin leben in Abgais Geige, und er schüttet den Märchenschatz seiner Töne über das Grab Latsos hin, wie sich ein Regen von Gold und Silber verschüttet. Jetzt, da sie den Häuptling in die Erde versenken, fallen wie ein Schwarm Nachtigallen die Hundert und mehr, die rings auf den Mauern und auf den Grabsteinen sitzen, mit ihren Geigen ein in Abgais Spiel. »Leb wohl, Latso, du unser Stolz und unsere Freude!« weinen die Töne. »Leb wohl! Der du gelebt hast nach den alten, strengen Gesetzen der Zigeuner!« Was gilt es für die braunen Femdlinge, daß Latso geraubt und gemordet hat, er hat es nur den weißen Menschen angetan, die ihre Feinde sind.

*

Die Felder fluten und die Kämme ihrer sanften Wogen glänzen allgemach wieder gülden und künden die Zeit der Reife. Liselotte geht in den Stunden des heißen Mittagsglastes, die für sie so geheimnisreich sind mit ihrer hitzeflirrenden, schläfernden Stille, längs der Felder und pflückt Mohn und Kornblumen, die aus den Wäldern der Halme leuchten, als sei der blaue Sommerhimmel und helles Herzblut hineingetropft. Und sie geht in diesen Stunden auch gern mit dem kleinen Karl, der an ihr hängt, wo sie geht und steht, wie das Schwänzchen an einem Kometen, auf den Friedhof, wo in dieser Zeit fast niemand ist. Sie gießen dort die seltsam schöne, geflammte Blume bei der Gruft, die sich ausgewachsen hat zu einem großen Stock mit vielen schwebenden Blüten an zartestem Stengel. Es ist so herrlich auf dem alten Friedhof, die Gräser schimmern wie fließende Goldschleier über die verwilderten Blumen hin, die Bienen machen ohne Unterlaß die Blüten zittern, die Hummeln dröhnen, in den hohen alten Lebensbäumen und Hecken huschen die Vögel. Die schönsten Schmetterlinge schweben wie fliegende Blumen über den Hügeln, und wenn sie rasten auf einem eingesunkenen Stein oder selig spielen über dem hohen Gras eines Grabes ohne Namen, dann sagt Liselotte zu dem stillen Knaben, der fast niemalen mit den Lippen, aber dafür um so mehr mit den Augen zu ihr redet: »Weißt du, das sind die Blumen, die die Muttergottes hinstreut auf die Gräber, die niemand mehr lieb hat.« Und dann gehen sie hin zu diesen Gräbern und gießen die wilden Blumen und die alten Rosensträucher, die darauf verwachsen sind zu einem wahren Dornennest und oft nur mehr an den obersten Zweigen einige wenige rostfleckige Blätter tragen. Manchmal liest Lise-

lotte auch dem Kind die Inschriften auf den alten Steinen und Kreuzen vor, und sie legt die Hand dann oft auf den dicken Stamm eines Lebensbaumes, eines Efeu- oder Fliederstockes und streicht die zerrissene Rinde mit den langen zarten Fingern. »Du muß wissen, Karl«, sagt sie leise, »diese Bäume und Sträucher, das sind die Menschen aus den Gräbern. Sie haben ein Herz und eine Seele wie wir, nur grün, grün ist jetzt alles an ihnen. Karl, sieh nur her, dieser hohe, dunkle und so ernstblickende Lebensbaum, das ist Lehrer Josef Kapsch gewesen, wie auf dem Stein hier steht, und dieser Fliederbaum, das ist Frau Berta Schober, Besitzersfrau.« Am meisten aber liebt Liselotte die schöne, hellgrüne Trauerweide über dem Grab der Tochter Johann Kreislers, die ihre Zweige bis zur Erde hängen läßt. Johann Kreisler hat dem Mädchen viel erzählt von der so traurig Verstorbenen, und Liselotte setzt sich gern auf dieses Grab, lehnt den Kopf gegen den Weidenstamm und blickt hinauf in das müdhangende Gezweig, und blickt solange in das sonndurchzitterte Smaragdgrün, bis sie ein schönes, trauriges Gesicht zu sehen glaubt, von dem das nasse, lange Haar herunterfließt bis zur Erde. Dieses seltsame Mädchenkind ist so feinhörig für alles, was um sie vor sich geht, daß der Vergleich Thereses, Liselotte höre das Gras wachsen, gar nicht so schlecht angebracht ist. Sie weiß, daß Georg, der für sie bislang immer der mit Stolz und Zärtlichkeit geliebte große Bruder gewesen, und der jetzt zu ihr oft fremd und schroff ist, etwas bedrückt, und sie weiß, daß Lehrer Wolfram ihre Mutter sehr liebt.

Es ist nun an dem Tag, da entschieden werden soll, ob man den aufgefundenen Urväterschatz als Leihgabe an das Museum hergebe. Da Georg sich noch immer mit allen

Kräften dagegen stemmt, sagt Christiane endlich ungeduldig, sie wolle jemandem, der nicht beeinflußt sei vom Herzen wie Georg und sie, noch einmal die Frage vorlegen, sie wolle Wolfram als Schiedsrichter rufen. Bei diesen Worten wird Georg so blaß, als sei ihm plötzlich alles Blut herausgesprungen aus den Adern, er beißt die Zähne aufeinander, daß sie knirschen, und sagt: »Wenn das so ist, daß ein fremder Mensch mehr gilt als ich, dann ist es mir gleich!« und er geht aus dem Zimmer, ehebevor Christiane noch eine Antwort hat. So weh dieses rüde Aufbegehren Christiane auch im Augenblick tut, so reißt es doch endlich ein Licht durch die Finsternis, die sich immer dichter zusammenballt zwischen ihr und ihrem Lieblingssohn. Sie begreift plötzlich in etwas das Wesen Georgs in den vergangenen Monaten, sie begreift jetzt, daß Georg aus Eifersucht gegen Wolfram steht. So sehr sie sich nun auch dagegen wehrt, wird sie plötzlich hineingestoßen in den seltsamsten Zwiespalt ihres Herzens. Sie steht wie auf einem bewegten Meer, und die Wellen schleudern ihr Herz hin und her zwischen den zwei Menschen, die sie beide lieben, und – die auch sie beide liebt. Ja, es ist so. Seit jener trostlosen Nacht im November, wo Wolfram sie auf seinen Armen aus dem Jammer herausgetragen hat und sie um seine Liebe weiß, geht er neben ihr als jemand, den sie nicht mehr missen möchte in ihrem Leben. Er geht neben ihr als der Mensch, zu dem die Gedanken hinflüchten, wenn sie ein Herz braucht im harten Ringen ihres Lebens, ein Herz, das bedingungslos zu ihr gehört. Sie denkt nicht etwa verliebt an ihn, obschon sie seine Liebe wie ein Tag zu Tag schöner werdendes Geschenk mit sich trägt. Aber Wolfram gehört ihr so tief und ganz, er gehört ihr wie ein Freund, wie ein

Sohn, und er hat die einzig richtige Art, sie zu lieben. Da Christiane nun erkannt hat, daß Georg eifersüchtig ist, hebt sie in dieser Stunde ihr Gefühl zu Wolfram zum erstenmal heraus aus dem Traumhaften und stellt es vor sich als etwas, das man von allen Seiten beleuchten und klarstellen muß. Es ist nun nicht, daß es Christiane vielleicht bedrückte, weil sie einige Jahre älter ist als Wolfram. Sie weiß, daß die mütterliche, milde Reife einer Frau gerade in jetziger entseelter Zeit einen jungen Menschen von der Art Wolframs beglücken und beheimaten kann. Es bedrückt sie vielmehr jetzt auf einmal der Zweifel, ob eine Frau mit heranwachsenden Kindern überhaupt das Recht habe, ihre Liebe und Treue für diese zu teilen mit einem Mann. Sie fragt es sich zum erstenmal in der Zeit nach dem Tod ihres Mannes, ob sie überhaupt je noch einmal den Willen und die Freude zu einer Ehe hätte. Es ist mancher vermögliche und angesehene Mann in Christianes Freundeskreis, der ihr gerne seine Hand hinreichte, Christiane weiß es. Aber wie Christane jetzt nachdenkt, stehen sie ihr doch alle fremd und weltenfern gegenüber. Sie möchte keinen von ihnen zu ihren Kindern hinstellen als Vater und mag sich keinen als ihren Ehegatten vorstellen — aber, das weiß sie in diesem Augenblick, Wolfram könnte man sich wie einen Freund neben ihren Kindern denken. Und es ist eine große, beglückende Innigkeit, ein neues heißes Lebensgefühl, das sie schon erstorben glaubte, es ist eine zarte, fast mütterliche Liebe und eine tiefe Zuneigung zu Wolfram in ihr.

Eine Zeit später nimmt sie das alte Gebetbuch aus dem Hausschatz, darinnen die fremde Blume und die Locke liegen, wieder weg von den anderen Dingen, die bereits zurechtgemacht sind für das Verschicken, und gibt es

Liselotte, sie möge es Georg bringen, sie schenke ihm das Buch. Liselotte kommt aber bald damit wieder und sagt, Georg wolle es nicht. Christiane mißdeutet diesmal den Trotz nicht, sie hat die Seele ihres Knaben jetzt wieder klar und durchsichtig vor sich, und sie legt das Büchlein, von dem sie weiß, daß Georg es so sehr liebt, in ihre eigene Schreibtischlade.

Ja, es ist schon gesagt worden, daß die Liebe Wolframs wie ein Quell voll neuem, beglückendem Lebensgefühl zu Christiane herfließt. Aber in das schöne, stille Blühen ihres Herzens schlagen an einem Tag im frühen Sommer die großen Gewalten zwischen Himmel und Erde mit der Riesenfaust hinein, die uns immer blindwütig und sinnlos erscheinen wird entgegen der anderen großen und weisen Hand, die Sonne, Mond und Sterne kreisen läßt und auf einen Falterflügel das köstliche Muster legt aus hunderttausend winzigen Schuppen.

Es ist leibhaftig wie das dunkle Unheil selber, das ungarnherwärts heraufwälzt am Himmel. Schwarzblau wie Nacht und mit fahlweißer Brust kommt das Wetter hergefahren hinter dem Sturm, der die Felder flach hinpreßt an den heißen Erdboden, der die Bäume niederkämmt, sie zerbricht, sie samt dem Gewurz aus dem Grund reißt. Stjepan nimmt die dicke Kerze aus der Truhe, die er nur in den schweren Stunden seines Lebens angebrannt hat, und er macht sie mit ihrem eigenen heißen Wachs auf der Platte des Tisches fest. Stjepan wendet sich gegen Ungarn hin und hält die Hände wie bei einer Beschwörung dem finstern Grausen am Himmel entgegen, als könne seine Treue zu dem Haus die Wolken zurückschieben, als könne er die Stürme aufhalten vor dem Hab und Gut Christianens.

Ein Nichts und ein Staubkorn unter hunderten und tausenden ist der Wille eines Menschen gegen die ewig menschenfeindlichen großen Gewalten. Stjepans wehrende Arme sinken, ergeben in den Willen eines Mächtigeren, herab in den Schultern, als die ersten schweren Eisstücke niedersausen wie Geschosse. »Gnade uns Gott!« bittet Stjepan, und er denkt mit zitterndem Herzen an das noch nicht völlig reife Getreide, er denkt an die mit grüner Frucht schwerbeladenen Bäume und an den Wein, der in diesem Jahr so reich und schön angesetzt hat. Aber Gott hat keine Gnade. Dieses Mal verschont er die Felder und Weingärten Christianens nicht. Kein Tropfen Regen fällt, Eis, nur Eis fällt, erbsengroß, haselnußgroß, faustgroß. Ein krachender, sausender Sturz von Eis schüttet durch Minuten, nein, durch eine ganze Ewigkeit auf die Erde. Die Bäume hangen schwer voll junger Früchte. Herunter mit den Früchten, herunter auch mit den Blättern! Nieder mit den stolzerhobenen Häuptern der Kornhalme! Nieder mit den sanftgebogenen Ähren des Weizens! Weg mit den jungen Trauben vom Weinstock! Fort mit seinen Blättern! Fort mit den zarten Blumen der Gärten und mit den kleinen Vögeln und Schmetterlingen des Sommers. Ein Ende mit aller Hoffnung auf den Segen der Ernte!

Die kahlen Bäume stehen in den dampfenden Himmel hinein, den die Blitze fahl durchleuchten, weiß sind die Äcker und Felder, bis zu einem halben Meter hoch liegt an vielen Stellen das Eis. Wolfram watet mit Christiane nach dem Unwetter durch das dampfende Eis, weil sie mit eigenen Augen sehen will, ob wahrhaftig und wirklich, so wie Stjepan es gekündet hat, alles vernichtet ist. Wolfram vermeint, daß er Christiane noch nie heißer

geliebt habe als in dieser trostlosen Stunde, wo sie, blassen Gesichtes und mit Tränen in den Augen, bald zu einem völlig zerschlagenem Baum aufblickt oder mit dem Fuß die nußgroßen Eisstücke wegschiebt von einem zerfetzten Weinstock. Auf einmal bückt sie sich nieder und hebt etwas auf, und jetzt, da sie den toten Finken vor sich hinhält, den das Eis erschlagen hat, fängt sie bitterlich wie ein Kind zu weinen an. Wolfram will Christiane wie dazumalen, bei den Ellenbogen fassen und sie stützen, aber da legt die traurige Frau ihren Kopf selber an Wolframs Brust, und sie drückt die Hände, die den kleinen toten Vogel halten, dagegen. Inmitten der Verwüstung und des Unglückes geschieht das, und Wolfram legt die Arme um die verzagte Frau und küßt ihr die Tränen aus den Augen. Wolfram, der oben in den Bergen Briefe geschrieben hat in den sanftglühenden Worten eines Dichters, er muß in den großen Stunden seines Lebens immer mit den alltäglichen Worten auskommen. »Christiane«, sagt er, »wenn ich dir nur in etwas helfen könnte!« — »Halte mich mit deiner Liebe, halte mich!« weint Christiane. — »Oh, wenn ich dich nur halten darf«, sagt Wolfram, und er ist blaß vor Ergriffenheit. »Ja, du darfst und du sollst mich halten! Du sollst mich liebhaben, soviel du nur kannst!« »Ich danke dir, Christiane!« Es liegen viele kleine Vögel erschlagen auf der Erde, die Bäume stehen zerfetzt und in trostloser Armut und die Not starrt mit kalten grauen Eisaugen aus den verwüsteten Gründen. Aber es ist doch das große Lied des Lebens, das Wolfram hört aus den Worten der geliebten Frau.

Den Tag nach dem Wetter sagt Christiane zu Georg, der blaß und in sich vergraben beim Mittagstisch gesessen

hat, denn es ist, als ob der Hagel sein Herz zerschlagen habe, so sehr leidet er unter dem Unglück, und der jetzt aufstehen und wieder mit Stjepan an die Aufräumarbeiten gehen will, Christiane sagt, Georg möge noch bleiben, sie habe mit ihm und Liselotte etwas zu sprechen. Sie nimmt Liselottes Hand in die ihre und blickt sehr liebevoll in das finstere Gesicht ihres Sohnes hinein. Sie sagt es schlicht und in wenigen Worten, so wie man eben alles Schwerwiegende und Herzaufrührende ausspricht, daß sie den Menschen, der sie sehr liebt, daß sie Wolfram Gutrath heiraten wolle. Ach, sähe Christiane nach diesen Worten lieber in das Gesicht der jungen Tochter, das erst tief verblaßt ist vor Erregung und in dem dann die Augen zu glänzen anfangen, als ob dunkle Sterne darinnen aufgingen. Es möchte ihr dieser Augenblick, der jetzt kommt und den sie gefürchtet hat, weniger schmerzvoll sein. Aber Christiane hält den Blick Georgs fest mit dem ihren, als wolle sie den Knaben zwingen, daß er ihren Willen verstehe und mit Verständnis hinhöre auf die Gründe ihres Entschlusses, von denen sie jetzt sprechen will wie eine Freundin zu Freunden. Christiane weiß, daß Georg eifersüchtig ist auf Wolfram, aber sie weiß nichts von dem Haß, der sich in dem törichten Herzen ihres Sohnes eingefressen hat. Vielleicht versteht sie überhaupt diese Eigensucht nicht, denn Christiane war auch in kindlichen Jahren nicht selbstsüchtig. Sie sieht die großen Dinge des Lebens so einfach und natürlich wie Blühen und Verblühen und vergißt oft, daß die Ungegorenen und Beengten nicht Schritt halten können mit ihr. Christiane ist auf Widerspruch und auf Trotz gefaßt bei Georg. Aber sie ist nicht auf das gefaßt, was jetzt geschieht. Georg fährt zurück, als habe ihn jemand ins Ge-

sicht geschlagen, er wird rot bis in das blonde Haar hinauf und dann leibhaftig aschenfahl. Seine Züge verzerren sich seltsam, so daß man nicht weiß, wolle er weinen oder lachen, er öffnet die Lippen ein um das andere Mal, aber er bringt vorerst keinen Laut heraus. In ihm ist es ja, als ob Stück um Stück seines Herzens abrisse, die Heimat, das geliebte Haus, der Altar, darauf seine Mutter steht, alles, alles zerreißt und zerfällt. »Ist das Ernst?« bringt er endlich hervor. »Ja«, sagt Christiane, und sie reicht Georg die Hand hin über den Tisch und will ihm sagen, daß doch alles so bleibe wie früher und Wolfram ihm der beste Freund sein wolle. Aber Georg biegt sich vor der Hand zurück wie vor glühendem Eisen, dann steht er auf, beugt sich vor bis ganz nahe zum Gesicht seiner Mutter und schluchzt fast: »Ist das wahr? Du mußt wählen Mutter, er oder ich!« — »Ich will euch beide«, sagt Christiane unsäglich liebevoll. — »Nein!« schreit Georg auf. »Nein, ich dulde es nicht! Eine Mutter darf sich nichts vergeben vor ihren Kindern. Du wirst nicht diesen ...« — »Schweig!« sagt Christiane streng, indessen ihr jedoch das Herz brennt vor Schmerz, »schweig jetzt! Wir reden ein andermal, wenn du ruhiger bist, weiter.« — »Nein, es ist nicht nötig, daß du auch nur ein Wort mehr darüber sagst«, antwortet Georg, und er beißt die Lippen schmal aufeinander, damit ihm nicht ein Stöhnen entschlüpfe. »Nein!« er schüttelt den Kopf und geht mit so schweren Schritten wie ein alter Mensch aus dem Zimmer hinaus.

»O Mami«, sagt eine leise Stimme, in der schon der herbe Schmelz zartester Jungfräulichkeit aufklingt, »er versteht dein Herz noch nicht. Er kann nichts dafür, er ist ein Bub. Aber ich verstehe dich, liebe Mami.«

Christiane liegt in dieser Nacht wach, und ihr ist, als sei sie auseinandergerissen in zwei Hälften. Als nach den schweren, verzagten Stunden endlich der Morgen so herrlich aufbricht aus dem nachtbeladenen Gewölk, als öffneten sich die Tore einer Schatztruhe, und der unsagbare Glanz eines Riesenkleinodes sprühe hervor aus den rotgoldenen Gründen, da ist Christiane nicht neugeboren, sie ist so weit, daß sie daran zweifelt, ob eine Frau mit einem siebzehnjährigen Sohn das Recht habe zu einer neuen Liebe und Ehe. Christiane ist verwirrt und zerrissen wie noch nie, und es gibt Augenblicke, wo sie sich wahrhaftig lächerlich vorkommt, einen um fünf Jahre jüngeren Menschen zum Stiefvater ihrer großen Kinder machen zu wollen. Christiane möchte so gerne die Stille um sich haben, auf daß sich die aufgeregten Ströme wieder klärten und sänftigten. Aber da ist ja das Unglück mit dem Hagelschaden, es gilt zu retten, was noch zu retten ist, es gilt den Sorgen entgegenzutreten, die drohend aufstehen bei einer Mißernte. Nein, es ist nirgends Stille. Es ist auch nicht Zeit und Ruhe in diesen Tagen, um noch einmal in aller Güte mit dem Sohn zu sprechen. Zu Mittag bleibt er draußen bei den Leuten auf dem Feld, zum Abend fehlt er am Tisch, und als Christiane am nächsten Morgen selber hinübergeht in das Zimmer Georgs, liegt ein Brief an sie groß und auffällig auf seinem Schreibtisch. Es ist ein trotziger und tiefgekränkter Brief, und Christianens Hände zittern, als sie ihn hält und liest. Seine Mutter möge ihn wenigstens in dem verstehen, schreibt Georg, daß er nicht mehr hierbleiben könne, weil die »Not« keine Heimat mehr sei für ihn, wenn es komme, wie sie gesagt habe. Sie möge glauben, daß er sie sehr liebe, und darum wolle er weichen vor

dem anderen. Sie brauche nicht zu fürchten, daß er vielleicht einen Unsinn mache und unter die Hunde gehe, nein! Er bleibe für die nächste Zeit bei einem Schulfreund in Steiermark, der ihn schon lange eingeladen habe, und dann wolle er seine Schule in Wien fertigmachen. Er habe an Onkel Konrad, den Bruder seines Vaters, schon deshalb geschrieben.

Christiane hat Wolfram nichts von dieser Auseinandersetzung gesagt, er weiß also von gar nichts, er weiß überhaupt in diesen ersten Tagen des Glückes nicht, ob der Erdboden, auf dem er geht, ob die Luft, die er atmet, Wirklichkeit ist. Und er sagt sich von Atemzug zu Atemzug immer wieder die Worte vor, die Christiane zu ihm gesprochen hat inmitten der Eiswüste. Wolfram ist einmal in den Bergen ausgeglitten am Rand einer Wand, die dreihundert Meter wie eine Mauer steil und glatt in die Tiefe hinunterging. Er fand im Fallen einen letzten Halt an einem winzigen Latschenbäumchen, das, das einzige auf weitem und breitem, aus einer Felsenklunse herauswuchs. Daß er gerade dort heruntergefallen war, wo das Bäumchen wuchs, daß es ihn bis auf die Sekunde nur so lange trug, bis Hilfe kam, war schrecklich in seiner Unfaßlichkeit. Als Wolfram, das Bäumchen samt den ausgerissenen Wurzeln in der verkrampften Hand, wieder in Sicherheit war, überfiel ihn die Ungeheuerlichkeit dieses Glückfalles so heftig, daß ihm die Tränen in die Augen kamen. Das Bäumchen kommt ihm jetzt oft in den Sinn, und es schwindelt ihm manchmal so wie damals, wenn er das Glück, das unfaßbare Glück zu begreifen versucht, daß Christiane ihm armen Menschen gehören will. Er denkt nicht an Georg. Was wiegt dieser eifersüchtige Knabe gegen seine Seligkeit.

Sie sind in der »Not« beim Kornmandlaufsetzen, und inwährend Wolfram die Garben zusammenbindet, sagt er lachend zu Liselotte, die ihm dazu die ströbernen Bänder knüpft: »Du mußt mir nun doch anders sagen als ‚Sie' und ‚Herr Doktor'.« Liselotte sieht eine Weile ernst vor sich hin, dann meint sie: »Ich werde Sie niemals wie meinen lieben Vater nennen können!« Nein, das würde auch nicht passen zwischen ihnen beiden, sagt Wolfram, der Name gehöre nur für den einen. Was sie sich aber so denke, daß er ihr sein solle: ein Freund, dem man alles sagen kann, oder ein großer Bruder, der sie beschützt? Sie solle sich den auswählen, den sie am liebsten haben würde. Also was sie sich wünsche, fragt er und beginnt damit, das Kornmandl aufzustellen. Er denke es sich ganz besonders schön. »Wie denn?« fragt Liselotte. Sie hält die Garben an dem Mandl zusammen, ihre zarte Gestalt ist angepreßt an das blonde Stroh der Halme, und die Ähren neigen sich wie blaßgüldene Strahlenbogen über ihr Haupt. »Ich habe nie eine Schwester gehabt«, sagt Wolfram und setzt die letzte Garbe dem Mandl als Hut auf, »ich möchte eine an dir haben, denn wenn ich deine Mutter auch so sehr liebhabe, wie ein Mensch eine Frau überhaupt lieben kann, kleine Schwester, ich bin auch ein gutes Stück Kind von ihr.« — »Ja, so wird es wohl am schönsten gehen«, stimmt Liselotte zu, und dann legt sie ihre Hand auf die braungebrannte Wolframs und sagt, den Blick ihrer klaren Augen ernst in die seinen gerichtet: »Du — manche Menschen sind so, daß sie nach einer Zeit plötzlich damit aufhören, jemand liebzuhaben. Ich weiß es von einer Freundin, die zwei Jahre mit mir ging und mich dann auf einmal nicht mehr gemocht hat; sie sagte, sie hätte sich überfreut an mir. Versprich mir,

daß du Mammi immer, über alles in der Welt, liebhaben wirst.« — »Immer und immer«, sagt Wolfram ernst, als gebe er vor allen Menschen ein Gelübde ab, und dann stellen sie weiter ihre Kornmänner auf. Es ist eine magere Ernte in diesem Jahr des Unglücks. Viehstreu hat man machen müssen aus den kostbarsten Gräsern der Menschheit. Christiane hat für diese Ernte keine Tagwerker aufnehmen können, wo sonst oft einem halben Dutzend und noch mehr neben den Hausleuten die Hände zuwenig wurden. Da sie nun heute die Kornschober aufstellen auf den verschont gebliebenen Feldern, müssen sie eilen, denn von zwei Seiten ziehen Wetter herauf. Auch Anna Pichler ist heruntergelaufen um mitzuhelfen, und geschickt, wie sie in allen Künsten der Hand ist, hat sie es sogleich heraus, wie man am schnellsten und festesten das Strohband knüpft. Ihre kleine Ziehtochter Aurelia, die hinter ihr her ist auf Schritt und Tritt, liest Halme auf und reicht sie Anna hin. »Mutter«, sagt Aurelia alle Augenblicke, »Mutter, da haben Sie, das ist ein schöner langer Halm.« Das Kind hilft wirklich allen Ernstes mit seinen kleinen Händen bei der Arbeit mit. Es hilft aber auch ohne Wissen wieder einmal seiner Ziehmutter, denn es ist bei aller Tapferkeit für Anna kein kleines, ruhig zu atmen, wenn der Mensch, der einmal ihr Herz völlig ausgefüllt hat, so nahebei steht. »Ich brauche Stroh, Aurelia«, ruft Anna Pichler. »Ja, Mutter!« — »Ist dir nicht zu heiß auf dem Kopf? Du sollst dir ein Tuch aufbinden, Aurelia.« »Aber Mutter, es ist ja gar nicht so heiß«, lacht das Kind. Ach, es ist so schön und gut, diesen Namen immer wieder aufs neue zu hören, er streicht über einen schiefen Rücken und macht ihn stolz und gerade, er macht ein spitzes, farbloses Gesicht strahlend und fast lieblich, und

er läßt die Blumen der Liebe immer wieder in einem Herzen aufblühen, das einmal so schrecklich einsam gewesen ist. Wie hat Frau Christiane von Schrautt rechtgehabt, muß Anna so oft aus ihrer jetzigen Liebesgeborgenheit heraus denken, daß sie mir damals das kleine Mädchen aufredete.

»Christiane, Christiane!« singt es in Wolfram bei jedem Handgriff, den er für die geliebte Frau tut. Jetzt darf Wolfram mit seinen jungen Fäusten hineingreifen für sie in die Brennesseln des Alltags, und er kann sich vor Christiane stellen, wenn die Welt ihr weh tut. Seine Augen leuchten auf, denn da kommt sie selber aus dem Haus in einem blauen bäuerlichen Gewand, das in großen, fliegenden Falten ihre Gestalt umweht. Sie ist eben aus der Stadt gekommen, wo sie bei den Behörden zu tun hatte, hat sich in Eile umgezogen und will nun auch ihre zwei Hände dazugeben zu den anderen, um dem dräuenden Wetter zuvorzukommen. Sie nickt Johann Kreisler zu und ruft zu Anna hin, daß sie sich gut mache als Bäuerin, und lacht hinüber zu Wolfram und Liselotte. Dann geht sie zu Stjepan und reicht ihm Garben zu. Jeder, der auf dem Feld werkt, hätte es gerne, wenn Christiane zu ihm gehen und ihm helfen möchte. Aber Christiane stellt sich mit Absicht zu Stjepan, denn es ist, daß er völlig altert seit dem Tag, wo Christiane an seiner Liebe und Treue gezweifelt und ihrem Sohn das Recht auf Vergeltung verwehrt hat. Stjepan glaubt, daß Georg dessentwegen fortgegangen sei von der »Not«. Niemand weiß noch etwas von der Liebe, die dazumalen aufblühte inmitten der eisverwüsteten Felder. Christiane reicht Stjepan die Garben zu, und der Alte sagt, das wäre nicht notwendig, daß die gnädige Frau

die stachlichste Arbeit machte, wenn die Hände ihres Sohnes da wären zum Helfen. Die Augen Christianes werden traurig. »Stjepan, er ist selber von uns gegangen«, antwortete sie. Die gnädige Frau möge seine Widerrede verzeihen, meint Stjepan, das mit dem Latso sei eine Sache der Männer gewesen, und kein Sohn lasse sich das Glück der Rache nehmen. »Ach, Stjepan, nein, dessentwegen ist er nicht fortgegangen von uns!« sagt Christiane. Johann Kreisler, der nebenan sein Mandl aufstellt und mit ihm hadert, weil es nicht geradestehen will auf den ströbernen Füßen, hat dem Gespräch der beiden zugehört und meint jetzt herüber: »Was einmal ein richtiger Landmann werden will, der darf nicht so und nicht so weglaufen mitten im Sommer, und schon gar nicht, wenn er weiß, daß in einem so schlechten Jahr jede Hand, die nichts kostet, ins Gewicht hineinfällt. Ich weiß nicht, was die gnädige Frau für einen Grund hat, mit dem sie Georgs Flucht entschuldigen will. Für mich alten Bauern gibt es keine. Und auch der deine, Stjepan, ist ein Nichts und keine Entschuldigung!« Und er redet weiter zu seinem Kornmandl: »Wirst du stehen, du Gewirks, wenn der Sturm jetzt bald anheben wird? Wir hier an der Grenze müssen allesamt auf festen Haxen stehen!«

Christiane ist es heiß geworden in der Hatz der Arbeit, sie macht den Zug um den Halsausschnitt des weißen Leinenhemdes locker. Ja, sie macht Hals und Nacken frei, und es ist so etwas das natürlichste Ding der Welt an einem heißen Sommertag. Aber der Näherin, die Therese eben ein Bindband hinreichen soll, bleibt auf einmal die Hand in der Luft hängen, und es ist wie in den Geschichten, wo ein Mensch im Augenblick zu einem Stein erstarrt. Das Herz setzt Anna aus, die Sonne wird schwarz vor

ihren weit aufgerissenen Augen, und der Erdboden schaukelt wie ein Hutschpferd. »Anna, das Band!« ruft ihr Therese zu. Anna hört nicht, und es ist das alles nur darum, weil Christiane ihr Leinenhemd gelockert hat, so daß ihr Hals frei wird. Ja, für Anna ist die Sonne und das ganze lichtfunkelnde Sommerland dunkel, und nur ein allereinziges Ding glänzt und brennt in ihre fassungslosen Augen hinein und zuckt ihr wie ein feuriger Blitz durchs Herz. Nein, bei Gott und allen seinen Heiligen, sie täuscht sich nicht, es ist ihre goldene Kette mit dem zwiefachen Kreuz, die Frau von Schrautt um ihren Hals hängen hat. »Ja, Anna, drückt Sie am hellichten Tag die Trud?« ruft Therese die Näherin an und schüttelt mißbilligend den Kopf. »Ist Ihnen schlecht, weil Sie solche Augen machen und weiß wie der Mondschein geworden sind? Es ist das eben doch keine Arbeit für eine kränkliche Person, wie Sie es sind.« — »Mutter«, sagt das kleine Mädchen Aurelia, »liebe Mutter, ist Ihnen schlecht?« und es zupft die Näherin ängstlich an der Schürze, »Mutter, so reden Sie doch!« Anna muß sich wieder an das kleine Mädchen anhalten, damit sie zum Stehen komme auf der schwankenden Erde, und sie muß sich das Köpfchen Aurelias, dessen Scheitel ihr gerade bis an die eingesunkene Brust reicht, ans Herz legen, damit dieses wieder in die richtige alte Ordnung komme. »Nein, nein«, stammelt sie, »es ist schon wieder gut. Ich habe mir nur das Kreuz ein wenig verknaxt gehabt.« — »Es rinnen Ihnen ja die hellen Tränen übers Gesicht«, sagt Therese, »hat es Sie so stark gerissen?« — »Ja«, nickt Anna und deutet Aurelia, sie möge ihr neue Halme herreichen, »ja, es hat mich durch und durch gerissen. Es tut aber nicht mehr weh.« Nein, es tut nicht mehr weh. Es ist vielmehr

jetzt so, als sei das letzte Gift in dem Augenblick ausgeflossen, als Anna ihren Schmuck am Hals Christianens erkannte. Frau von Schrautt hat Wolfram also geliebt? Die gnädige Frau, die so schöne und so gescheite Frau liebt er? Kann man denn auf diese eifersüchtig sein? Kann man da noch weiter gekränkt sein? Nein und nein! Anna steht auf einmal nicht mehr da als die Eine, die Häßliche, die Bucklichte, die allein Wolfram verabscheut hat. Anna kommt sich vor, als stünde sie zusammen mit den begehrtesten und reizendsten, größten und schlankesten Mädchen der ganzen Welt, die Wolfram alle geradeso wie sie fortstoßen würde, lehnten sie sich an seine Schulter, weil er die Schönste und Beste, weil er eben die gnädige Frau liebt. »Ich brauche Stroh für ein Band!« ruft Christiane, und Anna geht hinüber zu ihr und reicht ihr den Bund, den sie eben geknüpft hat. »Ich danke, Anna«, nickt Christiane. »Die gnädige Frau hat also meine Kette um«, sagt Anna leise. »Ach so!« Christiane greift in leiser Verlegenheit nach dem Hals. »Ja, ich habe Ihre Kette bekommen! Tut es Ihnen weh, Anna?« — »Nein, gnädige Frau«, lächelt die Näherin, ja sie lächelt ehrlich über das ganze Gesicht, »Sie sind die einzige, wo es nicht weh tut!«

Die Garben rauschen, die Halme knistern und neigen sich zueinander und lösen sich wieder im ersten Fauchen des Gewitterwindes. Als die ersten schweren Tropfen aufschlagen auf die heiße Erde, der Sturm aufschreit und der erste fahle Blitz auflichtet, stehen die Schober, die in diesem Jahr noch tausendmal kostbarer sind als in anderen reichen Sommern, schon alle wohlgeborgen unter ihrem Hut, und der Regen, der niederschüttet wie ein prasselnder Sturzbach, kann ihnen nichts mehr anhaben. Das Wet-

ter ist heftig und kurz, und als es seine Wildheit wieder verzuckt hat und weiterjagt, stehen die Kornmandln fast spöttisch da. Von ihren ströbernen Hüten und Mänteln tropft die Nässe ab in siebenfarbig glühenden Demanten und Perlen, die das Licht um sich her versprühen in feurigen Strahlenkränzen.

Wolfram hat Christiane das erstemal in den Armen gehalten, als das Eis die Felder zerschlug. An dem Tag, der für ihn der Hochzeitstag ist, an diesem Tag im ersten Herbst, braust der große Sturm über die Weiten, von dem die Leute noch in den Jahren nachher reden werden. Er reißt die Bäume aus den Wurzeln, er reißt das Letzte ab an Frucht, was nach dem Hagelwetter noch in den Zweigen geblieben ist. Ja, dieser Tag wäre ein so stiller, ein so ganz in das Gehäuse der Herzen geborgener, voll bis zum Rand mit den zartglühenden Wundern der Liebe, ein schweigsamer Tag, ohne viel andere Worte als das freudvolle Ja und Ja der größten Liebe und der tiefsten Treue. Aber da heult und tobt jetzt dieser Sturm hinein! Er hat hineingeschrien in die Worte des Pfarrers, er hat die Lichter ausgelöscht in der kleinen dörflichen Kirche, und er ist angesprungen gegen die steinernen Mauern des Gotteshauses, daß die farbigen Fenster klirrten. Statt daß die süßen Stimmen der Geigen und Flöten und das Meeresbrausen der Orgelbässe das Ja, mit dem Wolfram sein Leben hinlegt in Christianens Hände, mitnähmen in die lichten, glanzvollen Höhen, zu denen die Malerei der Decke das Gewölbe aufbricht, nimmt der Sturm dieses Wort auf seine donnernden Flüchten. Als Christiane mit Wolfram aus dem Kirchtor tritt, streut ihr niemand Blumen entgegen, da wirft ihr der Wind die vergilbten und anglosenden Blätter des Herbstes vor die Füße. Es ist

Wolfram gleich, ob es gegen alles Herkömmliche oder Vorgeschriebene geschieht oder nicht, er hebt Christiane, die im Prall des Sturmes den Schritt verhalten muß, wieder einmal auf seine Arme und trägt sie zum Wagen hin. »Ich habe sie heruntergeholt von den Bäumen, und ich habe für sie die Viljen getränkt mit meinem Blut«, murmelt Stjepan, der auf dem Kutschbock sitzt, »mögen die Viljen heute mit Diko fliegen und alle guten Gaben hineinlegen in ihren Schoß. Und gebe es Gott, daß ich dich, kleine Diko, in ein gutes und schönes Leben hineinführe!« Er zieht die Zügel an, die Pferde traben los, und ihre Mähnen und Schwänze fliegen wie weißer Schaum im Winde.

Elise, die Schwester Christianens, braucht lange, bis sie überhaupt die Fassung wiederbekommt über den Wahnsinn, als den sich in ihrem Kopf diese Ehe spiegelt. Als sie endlich so weit ist, daß sie dafür Worte findet, dräut sie mit einer hoffnungslos schrecklichen Zukunft und malt vor Christiane einen jungen Mann hin, der die ältere Frau betrügt und belügt und verläßt, und sie spricht von Untreue gegen einen Toten und von Untreue gegen die Kinder, die unbarmherzig aus dem Elternhaus vertrieben würden. »Elise, du bist immer und immer die kurzsichtige Frau Welt, die alle Kraft für das Glück nur von außen kommen sieht«, sagt ihr Christiane lächelnd entgegen. »Aber glaube mir, das wirkliche Leben gestaltet sich nur mit den Kräften unseres Herzens, mit dem Willen und dem Mut, das Schöne und Gute auch nicht im Alltag zu übersehen. Diese Kräfte habe ich, und Wolfram hat sie auch.«

Auf der »Not« geht das äußere Leben nicht viel anders weiter als früher. Wolfram hätte in diesem Herbst eine

Stelle an einer höheren Schule in Neustadt haben können, aber er ist bei seinen Kleinkindern geblieben; zum einen Mal, weil er die Meinung hat, daß gerade im ersten Kindesalter, wo jeder Eindruck wahrhaftig wie ein Druck mit dem Stempel in die junge Seele ist, ein Lehrer sein Bestes hinreichen müsse. Er ist selbst so kindlich, daß seine Art auch zum verstocktesten Böckchen und stützigsten kleinen Sünder einen Weg bahnt. Und dann ist es noch eines! Abgesehen davon, daß er sich natürlich nicht trennen möchte von Christiane und es weiß, daß er jetzt neben ihr sein muß in den Schwernissen des Alltags, er möchte auch niemals mehr leben in einer Stadt. Vielleicht gerade dessenthalben, weil er selber aufgewachsen ist in einem Industrieort, kann er vollends erfassen, was denen, die nichts mehr wissen von den grünen Gründen, verlorengegangen ist. Er findet diese Zweiteiligkeit zwischen der Arbeit des Kopfes und der der Hände als eine köstliche Lösung für so viele Fragen, mit denen sich die heutige Menschheit herumquält, und er glaubt, daß ihm das wirkliche Wissen um die großen Zusammenhänge alles Lebens und Geschehens, daß ihm die Quellen des Herzens erst aufgesprungen sind, seit er auf dem Lande lebt.

Alle seine freie Zeit gehört Christiane. Es ist nun das nicht so zu denken, daß Wolfram bei jeder Gelegenheit auf den Knien läge vor Christiane und sie immer nur herzen und küssen wolle, bei weitem nicht. Das feinspürige Gefühl und die tiefe Ehrfurcht vor Christiane lassen ihn wunderbar sicher wissen, daß man ihr seine Liebe auf andere Art darbringen muß als irgendeiner jungen Geliebten. Man muß Christiane lieben und betreuen, weil sie so oft über spitze Steine geht. Man muß immer danach trachten, daß sie einen Strahl Sonne findet,

in dem sie ihre Flügel breitet und sich wärmen kann. Man muß ihrem kindlichen Herzen Geschenke machen. Einmal kann es ein Zweig ganz aus purem Dukatengold sein und einmal eine Ranke ganz aus wildweinrotem Rubin, und das anderemal holt man sie in den Garten, wo man mit Liselotte zusammen unter dem braunen Falllaub etwas gefunden hat: Oh, rate, liebste Frau, was es ist? Und man schiebt die Blätter fort und zeigt ihr eine schon winterschläfrige kleine Kröte, die mit goldumrandeten Augen und unwillig geducktem Köpfchen in ihrem Laubbett hockt. Ja, man muß der Geliebten immer wieder solche Geschenke bringen, man muß immer wieder die Liebeskraft haben, diese kleinen Dinge einzuflechten in den unerbittlichen Uhrenschlag der schweren und ernsten Stunden. Der schweren Stunden sind viele in diesem Herbst der Mißernte. Aber neben allen Schatten zündet immer wieder die Liebe die hellen Lichter an, und so haben diese Zeiten voll äußeren Sorgen wegen Steuern und Abgaben und fälligen Zahlungen, zu denen man oft den vorletzten Silberling zusammenkratzen muß aus Sparschachteln, auch wieder ihr Schönes. Denn Wolfram steht nicht nur als ein Geliebter neben Christiane, er steht als ihr treuester und bester Freund und Beschützer neben ihr, und Christiane lebt sich also dieser Art so wunderbar einfach und innig mit ihm zusammen, wie es vielleicht in einer Zeit des hellsten Glückes gar nicht möglich wäre. Wolfram beobachtete Christiane dabei, wie sie, Kümmernis im lieben Gesicht, die Scheine durchblättert, auf die hin sie noch Zahlungen leisten muß. Auf einmal stutzt sie und fragt verwundert: »Ja, was ist das? Das habe ich doch noch gar nicht beglichen? Und hier liegt die Zahlungsbestätigung! Wolfram, warum lachst du so

spitzbübisch? Oh, du hast heimlich bezahlt? Da ist ja dein Gehalt von zwei Monaten daraufgegangen! Du wolltest dir doch die Bücher und den Anzug kaufen!« — »Ich lese in deinem lieben Gesicht, Christiane, und wenn ich dir daraus nur etwas die armen Kümmernisfältchen wegstreichen kann, dann ist es schöner als alle Weisheit, die in Büchern steht, und ich bin hundertmal reicher als der alte ungarische Fürst!« Man kann Christiane so vielfach lieben an einem Erdentag. Man kann die Abrechnung machen, und man kann ihr das Wirtschaftsbuch, dieses Sorgenbuch, an einem Abend einbinden in die grüne Farbe der schönsten Hoffnung. Man kann sie lieben, wenn man mit Stjepan zusammen einen zerlemperten Pflug oder eine Maschine zurecht richtet, ja mit dem Zahn, den man in einen Rechen, worin er ausgebrochen war, frisch einsetzt, mit jedem Nagel, den man einschlägt am richtigen Fleck, kann man Christiane lieben.

»Sie hat gestern geweint über einen Brief, den sie von Georg bekommen hat«, sagt eines Tages Liselotte zu Wolfram, als sie mit Christian, der mit Herrn Stöger seinen allwöchentlichen Sonntagsbesuch in der »Not« macht, zu Johann Kreisler gehen.

»Du hast geweint über einen Brief von Georg, liebste Frau?« fragt Wolfram am Abend, da er neben Christiane sitzt, und er legt das Buch, darinnen er gelesen hat, fort und legt seine Hände mitten auf das grüngebundene Wirtschaftsbuch, so daß Christiane nicht mehr weiterschreiben kann. »Warum sagst du mir das nicht?« — »Ach«, sagt Christiane, »du trägst ohnehin schon so viele Sorgen mit mir!« — »Ich bin doch dazu da, so ist es ausgemacht zwischen uns beiden! Du weißt es immer noch nicht, wie sehr ich dich liebe!« — »Ich weiß es, aber du

sollst niemals müde und beladen werden durch diese Liebe.« — »Beladen? Ach, meine Liebe wächst ja doch mit jedem neuen Kummer, den ich für dich in meine Hände nehmen darf!«

Christiane hat Georg zu Anfang September, wo sein Geburtstag war, etwas geschickt, und sie hat ihm, der noch bei seinem Freund in den steirischen Bergen weilte, einen Brief dazu geschrieben. Sie hat ihm einen Brief geschrieben, auf den hin wohl zehn von elfen wieder heimgelaufen wären, als triebe sie der Sturm. Sie hat Georg mit aller Liebe noch einmal alles auseinandergesetzt, was sie zu dem Entschluß einer Ehe führte, und sie hat ihn mit aller Zärtlichkeit heimgerufen. Es ist kein Brief an einen trotzigen Sohn, es ist der Brief an einen jungen, irregerannten Freund gewesen. Aber Georg hat nicht hören und nicht sehen wollen, daß zwischen den guten Zeilen der Schmerz seufzte und daß die Worte geschrieben waren mit dem Blut des Herzens. Georg hat so töricht geantwortet, ja, er hat trotzig noch ein höheres Gatter aufgestellt zwischen sich und seiner Mutter und der Heimat. Er könne nicht kommen, er habe kein Vaterhaus mehr! Ja, das hat er leibhaftig geschrieben. Er gehe von dem Freund weg gleich nach Wien, und er würde seine Mutter wohl sehr gerne sehen, aber es solle das nicht in der »Not« sein. Christiane gibt also Wolfram den Brief zu lesen. »Du leidest sehr um Georg, ich weiß es«, sagt Wolfram traurig, »du hast einen teuren Preis gezahlt für mich.« — »Niemand hat ihn weggetrieben, und alles Glück hat seinen Preis«, antwortet Christiane. »Bist du glücklich, Christiane? Bist du es wirklich ein wenig?« — »Ja«, sagt Christiane. Es ist auch so, Christiane ist glücklich. Und wäre nicht das mit Georg, das ihr oft

am Herzen reißt, alle anderen Kümmernisse sind zu tragen, wenn sie ein Mensch wie Wolfram in tiefer Liebe und so rührend und treu mitträgt.

Die Stürme schreien um die »Not«, die Wildgänse rufen, die Nebel bauen ihre grauen Mauern um das alte Haus. Eines Tages findet Christiane Wolfram dabei, wie er den kleinen Karl neben sich sitzen hat und ihm die Geheimnisse des Schreibens beibringt. Der Doktor hat vor einiger Zeit Karl untersucht, und er hat festgestellt, daß das Kind durch die Mißhandlungen an Gehör und Sprache schwer geschädigt worden ist. Aber wie gut versteht es Wolfram trotzdem, vorzudringen bis zum Verstehen des kleinen Geschöpfes. Er führt ihm geduldig die Hand: Auf, ab, auf! Punkt darauf! Und dann sagt er ihm mit den Lippen den Laut so lange vor, bis Karl begriffen hat, ihn nachspricht und endlich mit einem Licht in den Augen, als sei in ihm ein Fenster aufgegangen, den Buchstaben hinmalt auf das Papier und ihn vorsagt. »Oh«, denkt Christiane, »wie liebe ich, dieses große, ewige Kind!« Sie hat es Wolfram erst zu späterer Gelegenheit sagen wollen. Aber er ist so voll schönster Menschlichkeit in seiner Geduld und Güte, da er hier sitzt und in dieser armen kleinen Seele das Licht anzünden will, und es ist so beglückend, daß das neue Leben unter ihrem Herzen von ihm das Leben hat. Christiane setzt sich also hin zum Tisch und wartet lächelnd, bis Wolfram die Schulstunde beschließt. Dann legt sie ihre Hand auf die seine und sagt: »Soll ich dir etwas sagen, was dich freuen wird?« — »Christiane«, sagt Wolfram, »alles, was du mir sagst, ist schön und freut mich.« — »Auch wenn ich dir von meinen Nöten erzähle?« — »Auch dann, dann weiß ich wenigstens, es hat seinen Sinn, daß ich neben dir leben darf.« — Christiane

zieht, wie sie es oft gerne macht, Wolframs Haupt an ihre Brust. »Ich will dir nur sagen, daß unter dem Herzen, an dem du liegst, und das dich sehr lieb hat, auch dein Kind liegt.«

Die Wehen schäumen über die Weiten, und das Land ist so tief verschnieben und still und schneeverhangen, daß man vermeint, es gäbe gar nichts mehr, keine Sonne, keinen Stern und überhaupt kein Leben mehr auf der Welt.

Aber sausend schnell rollt die Kugel, darauf sich irgendwo auf einem Nadelpunkt ihrer faltigen Haut die hier erzählten Geschicke ineinanderflechten, von den langen Winternächten dem Frühling zu. Sankt Sebastian, der unweit vom Haus Johann Kreislers in einem Bildstock in den Feldern steht, steigt, wie der Alte einmal den Kindern erzählt hat, an dem Tag seines Namens im Jänner aus dem Gehäuse und geht die Fluren ab. Er hat den Schneemantel des Winters um den jugendschönen Leib, und die Pfeile, die ihn durchbohren, sind dick angereimt vom funkelnden Rauhreif. Aber da ihm der Schneesturm den weißen Flausch auseinanderweht, da trägt er in den jungen Händen Wurzeln, die antreiben in blaßrötlicher Knospe, und Saatkörner und Zwiebeln, die ankeimen, und die Rebe eines Weinstockes, darinnen mit feinem Rauschen schon die Säfte kreisen.

Es ist nun so, daß Stjepan seit dem Herbst auf einmal das Alter zu spüren glaubt. Nun, da die Tage sich hellen und in den Schuppen die Pflugscharen, die Eggen, die Hauen und Schaufeln von selber zu klirren anfangen, weil es sie schon nach der Erde gelüstet, sitzt Stjepan an einem Sonntag wieder bei Johann Kreisler in der Hausstube. Sie sehen beide dem Tabakrauch ihrer Pfeifen

nach, es ist still zwischen ihnen und im ganzen Haus, nur der Zeisig zwitschert leise im Nebenzimmer. Stjepan hat seine Hände verrungen auf dem Tisch liegen, und jetzt löst er sie voneinander und hält sie Johann Kreisler hin gegen das Licht, das vom Fenster her kommt. Sie sind wie aus Rinde so braun und hart, aber da und dort verdicken schon die Höcker der Gicht die Gelenke der Finger. »Sie wollen nicht besser werden«, sagt Stjepan, »nein, es soll einer nicht alt werden, der an der Arbeit festhängen muß. Der Frau ist das Geld rar, wir können in diesem Frühjahr keine Tagwerker nehmen. Wer wird das alles schaffen, wenn meine Hände nicht mehr können, wie sie es lustet?« Johann Kreisler zieht die letzte Glut aus der Pfeife, dann nimmt er sie aus dem Mundwinkel und sagt: »Warum, zum Teufel, befiehlt die Frau nicht, daß Georg heimkommt? Was treibt er sich in der Stadt herum? Hierher gehört er! Und wenn es sein muß, so will ich ihn holen gehen!«

Ja, wahrhaftig, Johann Kreisler, der seit den Jahrzehnten nicht in Wien gewesen ist, sitzt eines Tages, da sie in der Heimat schon begonnen haben mit den Arbeiten in den Weingärten und ein zeitiges Frühjahr den Februar laulicht und angrünend macht, er sitzt genau so sicher, wie er beim Fürsten auf dem geschnitzten Stuhl gesessen hat, im Lederklubsessel der vornehmen Wohnung, darinnen Georg jetzt bei seinem Onkel, dem Architekten, lebt. Kreisler hat das rote Sacktuch unter seinen Sitz gebreitet und den Regenschirm zwischen die Beine gestellt, und er fängt ohne viel Umschweife sogleich mit dem an, was ihn hierher geführt hat, und sagt es in das blaßgewordene, trotzige Knabengesicht hinein: »Ich frage dich gar nicht, warum du davongelaufen bist, denn was

immer du einen Bauer wie dem alten Kreisler dagegen sagen möchtest, gilt für mich einen Pfifferling. Du hast es ehedem so heiß gehabt au. die ‚Not', und du hast recht getan, und ich habe dich liebbekommen deshalb, denn so ein Besitz ist es wert, daß man daran hängt. Und jetzt bist du doch mir nichts, dir nichts davongelaufen. Weil dir etwas nicht in den Kram paßt? Wenn ein Soldat davonrennt aus dem Schützengraben und sein Land im Stich läßt, dann heißt er ein Lump und Verräter an seinem Vaterland. Und wenn einer, der Grund und Boden hat und zu den so wichtigen Soldaten des Friedens gehört, wenn der davonrennt von den Wiesen und Äckern, die er betreuen und gut halten soll, wenn er dazu noch ein Deutscher hier an der Grenze ist, dann ist so ein Landflüchter und Arbeitflüchter gerade so ein Lump und Verräter!« — »Ich habe meinen guten Grund!« lodert Georg zornesblaß bis in die Lippen dem Alten entgegen. »Meine Mutter hat einen fremden Menschen hineingesetzt in mein Elternhaus!« — »Also das ist es?« sagt Kreisler zornig. »Daß du dich nicht schämst vor dem alten Kreisler, der seinen Boden an euch so billig hergegeben hat, damit ihn einmal einer wie du betreut. Ich bin ein Bauer, und der Mann deiner Mutter ist ein gelehrter Mann und ein Doktor. Aber ich, der alte Kreisler, der dir gesagt hat, du bist ein Lump, wenn du die ‚Not' im Stich läßt, ich sage: Hut ab vor diesem Herrn Doktor Wolfram Gutrath, der neben seiner Schulmeisterei jede Stunde dazu hergibt, deiner Mutter die Arbeit aus den Händen zu nehmen. Der in dieser schweren Zeit, derweilen du da im Warmen gesessen bist und dich aufgespielt hast auf den Vertriebenen, mit seinem kleinen Schulmeistergehalt deiner Mutter die ärgsten Sorgen abgeladen hat, der auch

nicht den Ertrag eines Weizenkorns für sich behalten hat weil es euch und deiner Mutter gehört. Schäm dich vor ihm! Er hat dir geholfen die Heimat zu halten, weil er es aus der Liebe zu deiner Mutter und aus dem Verstand, den er im Herzen hat, weiß, daß über allem, was auch draußen in der Welt Lautes geschehen mag, der Ackerboden und die Arbeit an ihm allein Sinn und ewigen Bestand haben. Maul' nicht lange herum! Deine Mutter kann in diesem Frühjahr nach der Mißernte keine Tagelöhner bezahlen. Pack dich also, wie du hier stehst, gleich zusammen. Ich will auf dich warten. Und wenn du jetzt nicht mitkommst, dann läßt du deine Mutetr und deinen schönen Fleck Heimat im Stich, und der alte Kreisler, soferne dir etwas daran liegt an seiner Meinung, spuckt nicht einmal aus vor dir, so minder bist du ihm!« Es ist ein scharfer Trunk, den Johann Kreisler Georg verabreicht, und das trotzige junge Pferd bäumt sich und will dagegen reden und aufbegehren. Aber der Alte steht gelassen auf aus dem Ledersessel, nimmt das Sacktuch vom Sitz, faltet es zusammen, hängt den Regenschirm gehbereit über den Arm, und alles, was Georg noch sagen will, zerschellt wie Glas, das gegen Eisen anrennt. »Kommst du nun mit oder nicht?« fragt Kreisler barsch, und man hört es, daß er zum letztenmal fragt. »Und wenn es dir leichter ist, so kannst du bei mir wohnen, bis du dir die Marotten abgeschwitzt hast. Also, was ist jetzt?« — »Ja«, sagt Georg aus zusammengebissenen Lippen und mit zornigen Augen in das scharfe alte Gesicht hinein, »ja — ich komme mit.«

Sie sind beim Hauen in den Weingärten. Es sind diesesmal wenig Hände auf der »Not«, und so müssen sie

werken vom ersten Morgen bis zum Untergang des Tages. Aber Christiane hat einen jungen Tagwerker bekommen. Den jungen Tagwerker, der bei Johann Kreisler wohnt, den treibt der Alte schon vor dem Taggrauen auf, und er steht unerbittlich neben ihm und lehrt ihn mit dem Beispiel, daß der, dem ein Stück Erde angehört, das Mehrere arbeiten muß vor allen anderen. Der junge Tagwerker fällt am Abend todmüde ins Bett, und während des Tages wird der Trotz in seinem Herzen flau und hängt in der Luft, wenn er dann und wann den gebeugten Rücken geradestreckt und sieht: soundso viel hast du heute schon bearbeitet von deinem Grund.

Freilich, Georg ist nur als ein Arbeiter für seinen Grund hergekommen, aber in Christianens Herzen fallen doch die Steine, die darauf gelastet seit seiner Flucht, zu Staub zusammen, und Glück und Freude springen auf wie ein Springbrunnen. Sie ist gut und liebreich, als sie ihm nach der langen Trennung die Hand zum Willkommen hinreicht, sie läßt bei ihm keine Spur von Verlegenheit aufkommen, sie übersieht es mit Absicht, daß das Knabengesicht, dessen Härte die Freude des Wiedersehens überlichtet hat wie eine Sonne, finster wird, als man die Stimme Wolframs draußen auf dem Gang hört. »Verzeih es mir, Mutter«, sagt Georg, »aber ich möchte nicht zusammentreffen mit Herrn Doktor Gutrath, nein, ich kann es nicht!« — »Oh, Kind«, sagt Christiane traurig, »du mußt noch viele Weisheit des Herzens bekommen, damit du ein wirklicher Mensch wirst!«

Es ist nun so, daß Georg wirklich kaum zusammentrifft mit Wolfram, denn es sind die Zeiten, wo von früh bis abends die Dungfuhren holpern, wo die Pflugscharen die Erde aufreißen und der heilige Regen des Saatkornes

in flitterndem Bogen aus der Hand des Sämannes in den Boden fällt. Johann Kreisler ist aufgewacht zu neuen Kräften wie ein alter Baum, der auf einmal aus dürrem Holz noch einen starken grünen Zweig treibt. Er ist ein strenger Bauer für den jungen Tagwerker, er hetzt ihn in die Arbeit wie ein Türkenpascha einen Sklaven. Dazu sagt er alle Atemzüge lang: »Der Mann deiner Mutter hat schon nach dem zweiten- und drittenmal den Pflug geschickter angefaßt als du! Er hat auch einen besseren Schwung in der Hand beim Aussäen.« Eines Tages, als Kreisler wieder so etwas sagt, will Georg voll Zorn den Schurz mit dem Saatgut hinwerfen auf die Erde: »Sie wissen doch, daß ich den Menschen hasse bis aufs Blut!« schäumt er auf. »Was halten Sie ihn mir immer hin als Vorbild!« Aber Johann Kreisler lacht spöttisch mit den blauen Augen in das Knabengesicht hinein, so daß es rot wird bis in die schweißnasse Stirn: »Wie ein dummer Schulbub kommst du mir vor.« Er schüttelt den Kopf und dann treibt er mit gleichtönigem Gesang die Pferde an, mit denen er vor Georg die Erde eggt: »Schau, daß du weiter machst!«

Die vielen langen Jahre hat Akana mit ihrer Sippe gehaust in dem Steinbruch, und Kinder und Kindeskinder sind von ihr ausgeflogen und sind heimgekommen zu ihr, wenn der Hunger an ihnen genagt und der Winter sie gebissen hat. Aber jetzt ist Latso, der Häuptling, tot, die Keshalyiya haben ihre Hände abgezogen von ihr, die Gendarmen stöbern ohne Ende herum im Steinbruch, und so will auch sie mit den Ihren in diesem Frühjahr fortziehen auf den weiten Wegen. Aber ehebevor hat sie noch eine Pflicht zu erfüllen. Akana muß die Pflicht der

Rache erfüllen. Latso ist in sein Herz geschlagen worden auf der »Not«, so daß er gelegen ist in seinem Blut. Akana will es nicht dem und dem vergelten mit geheimen Mitteln, daß Latso tot ist, sie will es der ganzen »Not« vergelten, sie will es allen den weißen Feinden heimzahlen, die in dem bösen Haus mit den zwei spitzen Hörnern wohnen. Sie haben sie nicht den schwarzen Hahn »finden« lassen wollen, mit dem Latso hätte gerettet werden können vor dem Vampyr. Oh, sie will ihnen jetzt einen roten Hahn auf das Schindeldach der Ställe setzten! Er wird fliegen, und alles, die weißen Feinde und das böse Haus, werden zu Asche zerfallen vom Wind seiner Flügel.

Es ist mitten in der Nacht des jungen Mondes, da bei Johann Kreisler auf einmal eine harte Hand ans Fenster schlägt und eine Stimme schreit, daß es brenne. Johann Kreisler, der wenig schlafen kann in den Nächten, ist mit einem Ruck aus dem Bett. Er schaut gegen Osten, wohin das Fenster geht, und er sieht nichts, und er fährt in Schuhe und Gewand und geht vors Haus. Da sieht er den stillen Nachthimmel rotbrünstig und erkennt, daß es die »Not« ist, dahinter der grelle Schein immer höher auflichtert. Die Feuerhörner brüllen, und sie schreien »Feurio«. Akanas roter Hahn springt über die Schindeln der Stalldächter, er schüttelt sein Gefieder, er schüttelt feurige Zungen von sich, die gierig lecken nach dem trockenen Holz, und er weht mit den zackichten Flammenflügeln den heulenden Sturm an.

Der Weg vom Haus Johann Kreislers bis zur »Not« ist nicht länger als eine Viertelstunde, aber für Georg dauert er eine ganze Ewigkeit. Georg läuft, daß ihm das Herz fast zerreißt. Das alte Haus steht schwarz gegen

das Geloder. Georg hört die Leute rufen, daß die Ställe brennen. Er rennt in den Hof, er sieht seine Mutter stehen unter denen, die in der Kette die Wassereimer reichen. Er sieht Stjepan und Wolfram, wie sie aus dem Stall die Kühe herauszerren, die laut brüllen und sich dagegenstemmen gegen die Rettung. Er sieht wie die Sauen und Kälber wieder hineinwollen in den feurigen Tod, er hört das fürchterliche Schreien der Pferde und das Blöken der in Todesangst herumirrenden Schafe, und er stürzt sich mitten hinein in den wilden Aufruhr. Die Flammen krachen wie Schüsse, der Rauch stickt und zerbeißt den Odem. Wo es hart auf hart hergeht, da ist Georg, aber immer sind auch Stjepan und Wolfram inmitten der größten, heißesten Gefahr. Sie lösen die tollgewordenen Kühe los von den heißen Ketten, sie zerreißen sich die Hände bis aufs Bein, sie hängen sich den scheugewordenen Pferden an das Halfter, sie laufen unter glosenden Türstöcken und herunterstürzenden glutigen Trümmern zu den Schafställen, sie müssen den wild bockenden Hammel herausschleppen, damit die Schafe folgen. Jemand schreit, daß Lise, die Stute, wieder zurückgelaufen ist in den Stall, weil das Fohlen noch drinnen sei. Man müsse ihr nach. »Man kann ja nicht mehr hinein!« schreit jemand zurück. »Der Roßstall ist ja nur mehr eine einzige Glut!« Die Stute, das schöne, teure Pferd, das beste Pferd Christianens soll man verlorengeben? »Ich kann vielleicht noch durch!« ruft Wolfram und will hinein in den Stall. »Zurück!« schreit Stjepan, »es geht nicht mehr!« Und er hält mit seiner zähen Kraft Wolfram fest. Diko darf nicht auch diesen Mann, der sie so sehr liebt, verlieren. »Sie können das Pferd nicht mehr retten, Sie müssen an sich denken wegen der gnädigen Frau!« ruft

ihm Stjepan zu. Oh, daß Georg diese Worte hören muß! Zorn, Schmerz, Haß und die verantwortungslose Waghalsigkeit des Knaben springen zusammen zur Besessenheit. »Wenn ihr euch fürchtet«, schreit er, »ich fürchte mich nicht!« Er wirft das Lamm, das er in den Armen hält, Rosa, der Magd vor die Füße, er rennt zum Roßstall, er springt durch das Tor, aus dem die Flammen züngeln wie ein feuriger Kranz und der Rauch sich herauswälzt wie ein schwarzes Untier. Eine Frauenstimme schreit voll Entsetzen auf: »Georg!« — Stjepan muß ein Schwein zurückschlagen, das wieder ins Feuer hinein will, und er läßt Wolframs Arme los. Georg ist vor allem aus Trotz und Haß gegen den anderen, den Eindringling, in den Roßstall gelaufen, um das Unmögliche zu vollbringen. Der andere weiß, daß er der geliebten Frau um den Preis von Leben und Sterben den Sohn retten muß. Er hat nichts als die Kraft seiner Liebe, in die er sich hüllt wie in einen Mantel, da er in den brennenden Stall springt. Es ist die Hölle, in die Wolfram hineinstürzt, aber man muß für Christiane, die einen in den Himmel führte, auch durch die Hölle gehen können. »Georg!« schreit Wolfram in das Gebrodel und in die siedende Hitze hinein, die ihm entgegenbrausen. »Georg, wo bist du?« Da stoßen seine Füße gegen etwas, Wolframs Hände, an denen die Haut zerspringt, an denen knatternd die Nägel verbrennen, greifen einen Körper. Der Knabe ist schon ohne Besinnung, und Wolfram brennt es den letzten Odem aus dem Halse, als er ihn herauszerren will aus der grauenhaften Glut. Er schleppt ihn gegen den Ausgang. Aber wo ist jetzt der Ausgang in dieser höllischen, schwarzfeurigen Nacht? Wo ist er? Wol ram hat keine Brust mehr zum Atmen, das Blut ist ihm ausge-

dörrt in den Adern. Der Ausgang! Der Ausgang! Oh, wo ist der Weg ins Leben zurück aus diesem höllischen Feuer, wo ist der Weg zurück zu Christiane? Ein glühender Balken senkt sich langsam nieder von der Decke des Stalles. »Das ist das Ende«, denkt Wolfram, und er lehnt sich, den Knaben in den Armen, gegen eine Mauer. Da taucht plötzlich einer groß und schwarz und feurig aus dem roten Rauch auf und keucht: »Haben Sie Georg?« Stjepan reißt Wolfram nach vor gegen die Stalltür hin. Und weil in diesem Augenblick der Balken niederbrechen will, der noch allein die Decke trägt, da hebt Stjepan die Arme, und es ist wie in den alten Heldensagen von der Treue bis in den Tod: Stjepan stemmt wahrhaftig seine lebendigen Hände gegen den schweren, glühenden Pfosten, damit Wolfram mit dem Knaben noch durchkomme. »Christiane, hier hast du ihn«, stammelt Wolfram und legt den sinnlosen Knaben Christiane zu Füßen. »Lebt er?« stöhnt Christiane und kniet sich nieder auf die Erde, auf der die tiefen Lachen von Wasser stehen. Wolfram nickt, er kann nicht sprechen. Und er muß sich hinsetzen auf ein Bündel Stroh, weil ihn die Kräfte verlassen.

Das meiste Vieh ist gerettet, nur die schöne Stute mit dem Fohlen und etliche Schafe sind verbronnen.

Es gehen die alten traurigen Sagen von den Helden der Lika und Krbava, die die Treue bis in den Tod gehalten haben ihrem Freund. Und es ist herübergebracht worden die Geschichte von Andrija Gusic, dem Herrn, der die Treue so hoch hielt, daß er in der Zeit, da er schon mit dem Bettelsack ging, Säcke voll Gold lächelnd zurückwies, die ihm der Türk dafür bot, wenn er das Versteck des Freundes, das nur er allein wußte, verriete. Man kann zu den alten, traurigen Sagen von den großen

Helden das hohe Lied reihen von Stjepan Gusic, dem Knecht, der das feurige Gebälk gehalten hat mit den verkohlenden Händen, bis Mann und Sohn seiner kleinen Diko darunter den Weg ins Leben zurückgefunden hatten.

Christiane sitzt in der getäferten Stube, und Liselotte hat Wolfram und Georg die Hände verbunden und die Brandwunden bestrichen mit kühlenden Salben. Sie haben beide viele Wunden, das Haar ist ihnen verbrannt. Die Augen Christianens weinen um Stjepans Tod, und sie weinen vor Glück, weil Georg und Wolfram jetzt beisammensitzen auf einer Bank. Jetzt, da die Nöte des Leibes gelindert sind, fangen die Herzen, die das Grauen verstummt hat, langsam wieder zu sprechen an. »Verzeihen Sie mir«, sagt nach langem, hartem Mühen ein herber Knabenmund, »ich habe sehr häßlich gegen Sie gehandelt.« — »Nein«, wehrt Wolfram, »ich habe dir nichts zu verzeihen. Du bist noch zu jung gewesen, du hast noch viel zuwenig geliebt und zuwenig gelitten, als daß du meine Liebe zu deiner Mutter hättest verstehen können. Aber sieh mich, wo wir wieder in Freundschaft miteinander leben wollen, auch jetzt nicht nur als ihren Gatten. Ich bin zu einem guten Stück auch ihr Sohn. Deine Mutter ist so groß und braucht so viele Stille um sich und soviel Raum, der von den Alltagssorgen freigemacht ist, damit sie ihr Herz blühen lassen kann nach allen Seiten. Deine Mutter gehört nicht mir und nicht dir allein. Eine Frau wie sie gehört dieser ganzen Welt, die heute mehr als je nach Liebe und Güte und Mütterlichkeit ruft. Aber wir beide, wir wollen ihr bedingungslos gehören. Ich habe dich immer gerne gehabt, und auch du hast mich geliebt. Wir wollen nun nicht ausklügeln, warum wir es manchmal weniger gekonnt haben. Wir dürfen nicht nur

immer uns hören, Georg. Wir wollen ins Licht einer größeren Menschlichkeit hinauf, dazu müssen wir einer auf den anderen hören! Und wir beide müssen vor allem auf deine Mutter hören. Wir lieben sie beide sehr.« Christiane legt den zweien ihre Arme um die Schultern: »Ihr habt beide euren Platz hier bei mir. Georg, du bist einmal an meinem Herzen gelegen in einer bösen Winternacht und ich habe dir gesagt, daß in mir ein kleines Kind lebt. Auch heute ist es wieder so. Es liegt an dir, daß dieses Kind unter keinem traurigen Herzen wachse, das sich darum kränkt und quält, weil ein über alles geliebter Sohn sich töricht anstellt gegen die heiligen natürlichen Dinge und gegen den Menschen, der seine Mutter liebt. Der mich so liebt, daß er heute für mich leibhaftig durch das Feuer gegangen ist, um dich für mich zu retten. Zwei Menschen haben heute aus Liebe zu mir ihr Leben eingesetzt für dich. Dem einen, dem getreuesten der Getreuen, kannst du es nicht mehr danken, Georg. Aber dem anderen reiche wieder dein Herz wie früher hin, auf daß wir in Frieden miteinander leben. Wirst du es tun können?« — »Ja«, sagt Georg.

Das erste Licht des neuen Tages bricht durch das Gewölk der Nacht und legt die glutigen Blumen des Morgens auf die Kindlmutter, die selig lächelt im Wissen ihres welterlösenden Geheimnisses.

Ende